Die

Erkenntnißlehre als Naturwissenschaft,

eine Einleitung in die Philosophie

auf der Basis der naturwissenschaftlichen Psychologie,

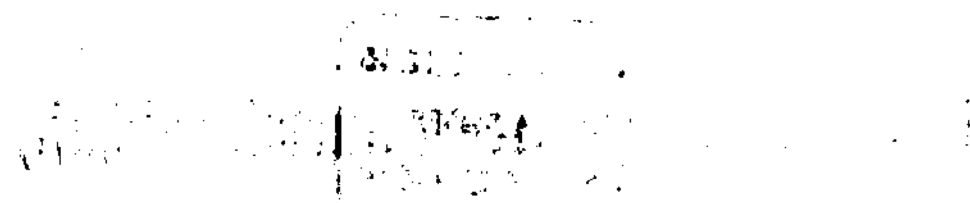
von

W. Oehlmann.

Cöthen.

Paul Schettler.

1868.



Nicht die Wahrheit, in deren Besitz ein Mensch ist oder zu sein meint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung nach der Wahrheit **erweitere** ich die **Kräfte**.

G. E. Lessing.

Vorwort.

Wie die Einleitung zur gegenwärtigen Schrift näher ausführt, versucht die letztere, das Centrum der philosophischen Spekulation, die Erkenntnißlehre, auf naturwissenschaftliche Psychologie zurückzuführen, indem sie die Abhängigkeit der von den Philosophen aufgestellten Grundsätze und Lehren über das „Wissen des Wissens" von gewissen Grundkräften der menschlichen Psyche geltend macht, welche auf dem naturwissenschaftlichen Beobachtungswege constatirt sind. Die Erkenntnißlehre wird so zu einer Naturwissenschaft im heutigen Sinne erhoben. Ich wünsche, daß es mir auf diese Weise gelungen sei, nicht nur den Freunden der Naturwissenschaften, sondern auch allen denjenigen, welche sich die Frage nach den höchsten Kultur-Prinzipien beantworten müssen, wofern sie nicht zu Routiniers und Manieristen in ihrem Fache werden wollen, eine Einleitung in die Philosophie darzubieten, die ihnen das heutzutage leider so vielfach abhanden gekommene Interesse an dieser höchsten der Wissenschaften zu erwecken vermag. Die Arbeit verdankt ihre erste Anregung einem in derselben mehrfach hervorgehobenen Ausspruch des großen Physiologen Huschke, daß die Gemüthskräfte der Liebe und des Glaubens erst unter dem erhellenden Lichte des Verstandes zur göttlichen Frucht der Vernunft reifen. Bereits vor

vielen Jahren mußte ich mich über diesen Ausspruch dahin erklären, daß er ganze philosophische Systeme aufwiege und daß sich eine ganze neue Philosophie aus ihm entwickeln lasse. Ich habe mich seitdem unausgesetzt bemüht, letzteren Gedanken weiter zu verfolgen, und die Frucht dieser Bemühungen ist die gegenwärtige Schrift. Wer die dabei zur Zeit noch obwaltenden überaus großen Schwierigkeiten erwägt, wird den Versuch mit Nachsicht aufnehmen. Man wird für jetzt noch sehr zufrieden sein müssen, wenn es nur gelungen ist, den psychologischen Ursprung der Haupterscheinungen in den großen Gebieten der Intelligenz, des Verstandes und der Vernunft und Gesittung auf dem „verifizirenden" Beobachtungswege in festen Umrissen zu constatiren: es ist schon viel gewonnen, wenn für das Gebiet der Intelligenz die drei Hauptrichtungen aller philosophischen Spekulation, für das Gebiet des Verstandes die Gegensätze von Realismus und Intellectualismus, die Lehren über Begriff, Urtheil und Schluß und die Methode der heutigen Naturforschung, für das Gebiet der Vernunft und Gesittung endlich das theoretische und praktische, das objektive und subjektive Verhalten gegenüber der Welt, die Ideen und Weltanschauungen, Berufe und Institutionen, Kultur und Humanität als psychologische Produkte naturwissenschaftlich erkennbar gemacht werden, und es also möglich wird, sie als durch bestimmte Denk- und beziehentlich Gemüths-Kräfte gegeben und bedingt aufzufassen. Ernste Gemüther werden daraus eine Anregung zu weiteren Forschungen auf dem Felde dieser neuen Naturwissenschaft um so mehr entnehmen können, wenn sie bedenken, daß die Arbeiten darin, wie in jeder Naturwissenschaft, nicht von einem Einzelnen zu bewältigen sind. Sie werden Anlässe genug finden, einzelne Hypothesen, welche über jene großen eben erwähnten allgemeinen Umrisse hinausgehen, in meiner Arbeit zu verbessern, nicht minder einzelne von mir noch gar nicht be-

rührte philosophische Fragen auf ihren psychologischen Kern zu reduziren. Die Spuren des abstracten Intellektualismus, welcher bisher in der Philosophie herrschte, sind uns so tief eingeprägt, daß meine Arbeit trotz aller Bemühungen gewiß noch Manches davon an sich tragen wird. Wenn diese Studien somit nur dazu dienen, einerseits das Hinauskommen über die Nebelhaftigkeit der bisherigen abstract intellectuellen Philosopheme zu erleichtern, und auf die lebendige Quelle von ihnen allen, die menschliche Psyche, von deren verschiedenen Grundkräften ihre Unterschiede abhängen, wieder die volle Aufmerksamkeit zu richten, andererseits aber die Nothwendigkeit der Begründung aller Spezialfächer durch die Centralwissenschaft der Psychologie klar zu machen, so werden sie ihren Zweck schon reichlich erfüllt haben.

Es dürfte heutzutage dringend wünschenswerth sein, daß die Mißachtung, in welcher die Philosophie seit der Ueberholung des Hegelschen Systems durch die Empirie bei den Gebildeten steht und die sie durch ihre ideologische, wesentliche Geisteskräfte des Menschen schnöde behandelnde Gestalt in unserer naturwissenschaftlichen Zeit sicher verdient hat, endlich aufhöre. Denn wenn dieselbe fortdauert, so ist zu besorgen, daß wir dadurch allmählig eine Einbuße an unserer erlangten Kultur- und Humanitäts-Stufe erleiden. Schon beginnt (ein sicheres Zeichen rückschreitender Kultur) ein seichter theils revolutionärer theils contrerevolutionärer Radikalismus sich in der jüngeren wissenschaftlichen Welt auszubreiten, ja selbst die nackte Genußsucht als Lebensprinzip unter ihr Anhänger zu erlangen. Dawider wird nicht die noch so sorgsame Pflege von Spezialfächern Abhülfe bringen können, sondern nur das Studium der Algebra des Geistes. Ebenso wenig aber wird es bei dem heutigen Stande der Naturwissenschaften gelingen, jene verdiente Mißachtung der Philosophie dadurch zu beseitigen, daß man fortfährt zu versuchen,

ihr Studium auf dem bisherigen mehr oder minder rein „deduktiven" Wege wieder zu beleben, sondern nur dadurch, daß man sie zu einer dem Läuterungsfeuer des naturwissenschaftlichen Verifikationsprozesses unterliegenden empirischen Wissenschaft erhebt. Wer sich hiervon überzeugt hat, oder dies auch nur ahnt, wird zugeben können, wie wünschenswerth unter solchen Umständen selbst im unmittelbar praktischen Interesse jeder Versuch erscheint, diese Umgestaltung der Philosophie herbeizuführen: man wird eben zugleich auf diesem Wege die so dringend nöthige zeitgemäße naturwissenschaftlich begründete Vermittlung der Extreme in den Meinungen erlangen.

Speziell die Freunde des als Pädagogen bekannten verstorbenen Dr. K. Schmidt mögen in der gegenwärtigen Schrift den Versuch zu einer Weiterentwicklung der von ihm aufgestellten Philosophie erblicken. Ihnen bemerke ich außerdem, daß ich Schmidt den ersten Abschnitt derselben auf dessen schriftlichen Wunsch noch mittheilen konnte und daß er ihn zur Charakterisirung der Reflexionskräfte in seiner Anthropologie benutzt hat. Hieraus erklärt sich die oft wörtliche Uebereinstimmung zwischen uns in dieser Charakterisirung. Niemand kann es im Uebrigen mehr als ich bedauern, daß eine Weiterentwicklung der Philosophie nicht noch durch Schmidt selbst auf dem von ihm gelegten Grunde hat erfolgen können, und die Arbeit nun von anderen nicht leicht so kräftigen Händen wie den seinigen aufgenommen werden muß.

Deßau, den 1. December 1867.

Inhalt.



Einleitung.

Es ist bisher kaum irgendwie bezweifelt worden, daß der menschliche Verstand von der Logik und die menschliche Vernunft von der Metaphysik abhängig seien. Dies als ein Vorurtheil nachzuweisen, ist im Wesentlichen die Aufgabe der gegenwärtigen Schrift: sie will zeigen, daß die menschlichen Geistesanlagen in ihrer Erscheinungsweise als Intelligenz, Verstand und Vernunft ebenso die philosophische Speculation in ihren verschiedenen Richtungen überhaupt produziren, wie speciell die Regeln der Logik und die metaphysischen Principien zu Wege bringen, nicht aber daß diese Richtungen, Regeln und Principien jene Erscheinungsweise der menschlichen Geistes-Anlagen beherrschen; kurz, sie will zeigen, daß all unser Philosophiren nur ein Psychologisiren sei, nicht aber umgekehrt unser Psychologisiren nur eine pars aliquanta des Philosophirens und der Philosophie bilde, und daß die Sonne des Psychologisirens sich nicht um die Erde des Philosophirens, sondern diese um jene bewege.

Der Werth dieses Versuchs für unser ganzes geistiges Leben liegt auf der Hand und bedarf keiner näheren Darlegung. Dürfte er doch Klarheit und Nachsicht fördern, ohne zu Indifferentismus zu führen.

Die Möglichkeit eines solchen Versuchs ist erst seitdem gegeben, daß die neuere Naturwissenschaft auch die menschliche Psyche in ihr Bereich gezogen und ihre Forschungsmethode auf sie angewendet hat. Es mußten damit ebenso die bisherige Methode des Philosophirens wie ihre Resultate von selbst fallen und sich eine neue Philosophie in obigem Sinne ergeben, da die Philosophie stets wesentlich nur eine Kritik der Sinne, des Verstandes und der Vernunft ist.

Die Ausdehnung der neueren Naturwissenschaft und ihrer Forschungsmethode auf die Psychologie ist einerseits durch die neuere Physiologie und andererseits durch die Beobachtungen der Schule Franz Joseph Galls über die menschliche Psyche ermöglicht worden; durch beide vereint ist eine wahrhaft naturwissenschaftliche Psychologie, an welcher es bisher fehlte, wenigstens zunächst im Großen und Ganzen als hergestellt anzusehen. Ja man möchte

geneigt sein, das Verdienst der neueren Physiologie dabei fast für höher anzuschlagen, als dasjenige der Gall'schen Schule, da wohl die erstere, nicht aber die letztere eine Systematik in der Psychologie erstrebt, und eine solche Systematik, wie es scheint, sich auch durch ihre Resultate schon als für die philosophischen Zwecke nothdürftig genügend erreicht, ansehen läßt.

Die neuere Physiologie erkennt im Gehirn das Centralorgan des Geistes und unterscheidet an demselben drei Hauptregionen*): erstens eine für die Gemüthskräfte (Gemüth im weiteren Sinne genommen, sowohl als sogenanntes gutes, wie als sogenanntes schlechtes Herz, so daß es mithin auch die niederen Geisteskräfte, die „Triebe", mit umfaßt); zweitens eine Region (nach Johannes Müllers Ausdruck) für das „fixirende Denken", bei denjenigen Personen zu beobachten, welche „zwar jede Ader eines Blattes, das Detail der Erscheinungen bemerken, aber die Vielheit der Vorstellungen nicht in den Rahmen der Idee zu fassen vermögen"; und endlich drittens eine Region (wieder nach Johannes Müllers Ausdruck) für das „contemplative Denken", bei solchen Personen zu beobachten, welche „nur die Idee beachten, dagegen das Einzelne nicht berücksichtigen". Mit Zuhülfenahme des reichen Beobachtungsmaterials der Gall'schen Schule wird man nun das „fixirende Denken" besser als das beobachtende, wahrnehmende, perceptive, noetische, rein empirische Denken bezeichnen können; es giebt die sogenannten realistischen Charaktere, welche sich durch Wissen („Kenntnisse") und Fertigkeiten („Talente") in und für verschiedene sogenannte technische Fächer und die rein technische Seite in den Künsten, z. B. für Perspective, für geographische Kenntnisse, durch scharfen Farbensinn, Anlage zum Rechnen und zur (niederen) Geometrie, Sinn für Zeitmaaß und Rhythmus, für scharfe Unterscheidung von Tönen, für niedere Mechanik ꝛc. auszeichnen, ohne im Uebrigen sonderlich entwickelte „Intelligenz" zu zeigen. Diese realistischen Charactere besitzen verschiedene Partieen der Unterstirn stark entwickelt, wie man bei allen großen Empiristen in der Naturforschung und bei den durch „Naturwahrheit" ausgezeichneten Künstlern beobachten kann. Dieses noetische Denken ist die Basis für alle „Empirie". Man hat vielfach darüber gestritten, was man eigentlich unter einer Thatsache zu verstehen habe. Die Hegelianer haben es besonders hervorgehoben, daß man eigentlich gar nichts Einzelnes bemerken könne, sondern immer schon ein Allgemeines, Ideelles mit unterlaufe; z. B. wenn ich einen Apfel

*) cf. Huschke Schädel, Hirn und Seele, insbesondere S. 186 und der dort angeführte große Physiolog Johannes Müller.

erblicke, so sei das schon eine ideelle Abstraction, hervorgerufen dadurch, daß ich zuvor viele andere Aepfel, ihren Geschmack ꝛc. kennen gelernt hätte.**) Dieser Streit wird so lange fortdauern, bis man mit Göthe erkannt haben wird, daß der Mensch selbst der feinste physicalische Apparat ist und mit Gall, daß er verschiedene „perceptive Organe“ besitzt, welche ihn Existenz, Größe, Gestalt, Schwere, Farbe, Zahl, Ort ꝛc. der Gegenstände des Raumes und ebenso bei dem, was mittelst Zeitverlaufs geschieht, Töne, Zeitunterschiede, Rhythmen und selbst Worte und geschichtliche Begebenheiten ꝛc. bemerken und „behalten“ lassen, ihm Orts-, Zeit-, Farben-, Ton-, Sachen-, Zahlen-, Personen-, Thatsachen- ꝛc. -Gedächtniß verleihen, und daß dadurch die eigentlichen „Elemente“, die nicht weiter auflösbaren und nur noch durch Schärfe und Verschärfung der äußeren Sinne (Messungen, Wägungen, Mikroscop, Scalpell ꝛc.) zu vergleichenden oder zu unterscheidenden Bestandtheile der Dinge, die „Urphänomene“ erkannt werden. Diese „Elemente“, diese „Geistesthatsachen“ sind also für das „fixirende Denken“ einfach, mag auch das „contemplative“ noch so sehr sich einbilden, sie zersetzen zu können. Da die Region des wahrnehmenden Denkens das Kennen und Können (die Kenntnisse und technischen Geschicklichkeiten) giebt, so hat K. Schmidt (in der 2. Ausgabe seiner Anthropologie) dieselbe nicht unrichtig als Kenntniß- oder Talent-Region und ihre einzelnen Glieder als Kenntniß-Organe bezeichnet. Nur ein Mensch mit gut entwickelten „Kenntniß-Anlagen“ ist starker „Empfindungen“ fähig, die, durch die äußeren Gegenstände bewirkt, „Vorstellungen“ von denselben, feste Anschauungsbilder von der „Wirklichkeit“ möglich machen und ihm so „Erfahrungen“ geben, indem er die Vorstellungen festzuhalten im Stande ist, mithin „Gedächtniß“ besitzt. (Empfindungen [d. h. Insichfindungen] dürfen also nicht mit „Gefühlen“ als Erregungen der Gemüthskräfte verwechselt werden, wie es durch einen verworrenen Sprachgebrauch nur zu häufig geschieht.)

Das contemplative Denken wird man ebenso an der Hand des Beobachtungsmaterials von Galls Schule besser als reflectives oder intellectuelles oder dianoetisches Denken bezeichnen können. Es giebt die abstracten, zu Beobachtungen nicht geneigten Denker, die ideellistischen oder zur Ideologie geneigten Charactere (wohl zu unterscheiden von den idealistischen, welche letzteren eine Neigung für das Vorzügliche, Auserlesene, Exquisite besitzen und das Gewöhnliche, Alltägliche, Gemeine von

**) cf. Lewes Aristoteles (Leipzig, Brockhaus 1865) S. 73.

sich fern zu halten lieben, wie Goethe bekanntlich Schiller treffend characterisirte, während er selbst seinen Faust mit einem Uebermaß von beidem, sowohl an Ideellität wie Idealität, ausgestattet und ihn dadurch zum tragischen Character gemacht hat.) Napoleon I. hat von den Ideellisten bezeichnend gesagt, sie seien fähig, eine Monarchie von Granit zu zertrümmern, und ebenso gilt von ihnen das Goethesche Wort, daß allgemeine Begriffe stets auf dem Wege seien, entsetzliches Unheil anzurichten. Thatsächlich gegebene Verhältnisse sind ihnen eben völlig gleichgültig, sie sind wie blind dafür und lieben es an deren Stelle ihre Hirngespinnste zu setzen. Die Region des reflectiven Denkens verschafft somit „Intelligenz“ oder, wie K. Schmidt a. a. O. sich nicht gerade untriftig ausgedrückt hat, die Erkenntniß. Sie bewirkt durch die einzelnen sie ausmachenden Geistes-Anlagen die verschiedenen Richtungen des eigentlich philosophischen, des „speculativen“ Denkens. Sie hat ihren Sitz an der Oberstirn, weshalb alle großen Denker und besonders alle großen Philosophen diesen Stirntheil stark entwickelt besitzen, allerdings verschieden je nachdem sie, wie Spinoza, zum Subsumiren und Generalisiren geneigt, auf das „Wesen“ der Dinge, deren „Substanz“, das ihnen allen zu Grunde liegende Gemeinsame, oder aber, wie die Kritiker und Skeptiker aller Zeiten und Orte, auf deren Unterschiede vorzugsweise Gewicht legen, oder endlich, wie die tiefsinnigen Charactere, denen „Alles Frucht und Alles Samen ist“, vorzugsweise auf die Unvollständigkeit der Erscheinungen achten und ihre Ergänzung aufzusuchen lieben; diese letzteren gehen deshalb auf Ermittlung von Ursachen und Wirkungen, auf Ermittlung der Verkettung der Dinge und ihrer „Entwicklung“, ihres „Werdens“ vorzugsweise aus; sie, die „Causalisten“, die zum causal-finalen Denken angelegten Charaktere, neigen daher dazu, die Dinge nicht als ruhende, sondern als fließende, in der Entwicklung begriffene, als werdende anzusehen, wie z. B. Aristoteles und Hegel.

Die Thätigkeit der intellectuellen Geistes-Anlagen in Verbindung mit derjenigen der perceptiven giebt das, was man Verstand, verständiges Erfassen der Dinge zu nennen hat. Hiernach kann ich der Definition des Verstandes durch Schmidt (Anthropologie II, S. 286) nicht ganz zustimmen. Er sagt zwar, der Verstand sei die Seelenthätigkeit, welche die Beziehungen der Dinge zu einander auffasse und seine Producte seien Gedanken, d. h. Vorstellungen, die sich auf das Wesentliche der Dinge bezögen; hinterher aber setzt er hinzu, Verstand sei nichts anderes, als die

vereinten Thätigkeitsäußerungen der Reflexionskräfte; er bezeichnet so schon die bloße Intelligenz als Verstand. Das perceptive Element des Verstandes wird auf diese Weise nicht anerkannt. Kindern und Wilden schreibt man oft scharfen Verstand zu, weil sie scharf beobachten; Gelehrten häufig ebenfalls, obgleich sie, entgegengesetzt den Kindern und Wilden, oft die Bäume über dem Walde übersehen; beides ist aber offenbar einseitig: wirklichen, „großen" Verstand kann man nur dem zuschreiben, welcher beide Arten von Geisteskräften, noetisches wie dianoetisches Denken, stark und gleichmäßig entwickelt besitzt.

Tritt endlich das verständige Denken mit den Gemüthskräften in der Art in Verbindung, daß es dieselben zu seiner Beihülfe verwendet, so entsteht das, was man eigentlich Vernunft zu nennen hat, oder wie Huschke a. a. O. (S. 191) sich ausdrückt, die Gemüthskräfte der Liebe und des Glaubens würden erst zur Vernunft unter dem erhellenden Lichte des Verstandes.

Die gewählte Bezeichnung des Namens Intelligenz für das gesammte rein reflective Denken liegt übrigens dem gewöhnlichen Sprachgebrauche keineswegs fern. Sehr häufig stellt man Intelligenz den Kenntnissen, dem (bloßen) Wissen gegenüber. Auch spricht man von „intelligenten Menschen", die aber dabei „unpractisch" seien, bei denen somit gewisse Geisteskräfte (man meint wesentlich die für perceptive, rein empirische Auffassung der Dinge) zu wenig entwickelt erschienen, z. B. wenn etwa ein heutiger gescheuter Professor keine Coupons kennt und deren Einkassirung seiner Frau überlassen muß. Wünscht man für Intelligenz durchaus einen deutschen Ausdruck, so dürfte das Wort Sinnigkeit noch am meisten passen. Für die übertriebene Thätigkeitsäußerung der intellectuellen Kräfte hat die deutsche Sprache den sehr treffenden Ausdruck Grübelei.

Hiernach besteht alle Geisteskultur nur entweder in einer Kultur der Geisteskräfte für Beobachtung, also einer Kultur für Auffassung der mittelst der äußeren Sinne wahrnehmbaren Dinge und für Handthierung mit den letzteren, mithin wesentlich nur in einem auf diese Weise herbeigeführten noetischen oder Beobachtungs-Wissen, in „Erfahrungen", Kenntnissen und technischem Geschick; oder in einer Kultur der Reflexionskräfte und der darauf basirenden (dianoetischen) Wissenschaftlichkeit; oder endlich in einer Kultur der Gemüthskräfte und der darauf basirenden ethischen Kraft (oder den ethischen Kräften) des „Characters".

Das noetische Wissen wird also durch fortgesetzte Beobachtungen über Größe, Gestalt, Farbe, Schwere, Zahl, Erklingen rc. rc. der Körper, über Eintheilung der Zeit und des Geschehens darin, sowie durch Handthieren mit diesen Dingen erlangt. Ist die Kraft der perceptiven Geisteskräfte hierbei von Haus aus so stark, oder wird sie durch Uebung so sehr gestärkt, daß man Gegenstände ohne äußere Anschauung derselben (ohne Modell rc. davon) nicht bloß zu reproduciren (zu zeichnen, zu malen, zu beschreiben rc.), sondern sogar ihnen ähnliche zu erfinden, zu produciren vermag, so schreibt man einer solchen Person nicht bloß Gedächtniß, sondern auch Phantasie zu, und zwar reproductive, wenn die Kraft der Phantasie eben nur hinreicht, mit den äußeren Sinnen bereits wahrgenommene Erscheinungen bloß wieder zu geben, productive, wenn sie so groß ist, dergleichen Erscheinungen mit einem gewissen Schein von Wirklichkeit selbstständig und neu zu erfinden. Die Phantasie setzt mithin selbst als bloß reproductive immer eine gewisse Lebhaftigkeit der perceptiven Geistes-Anlagen, also deren kräftige Entwicklung und zwar auf der Basis eines lebendigen Temperaments voraus. Richtet sich die Phantasie darauf, die Gegenstände in besonderer gattungsmäßigen, und innerhalb der Gattung besonders individueller Vollkommenheit zu produciren, nimmt sie also jedenfalls auch die Thätigkeit der intellectuellen Denkkräfte mit in Anspruch, so entsteht dadurch das Schöne, und man nennt ihr Thun künstlerische Thätigkeit. Die künstlerische Phantasie bedarf aber nicht nur großer Entwicklung der noetischen und dianoetischen Geisteskräfte, sondern auch selbst einiger Gemüthskräfte und zwar unter letzteren außer der Nachahmungsneigung besonders der Neigung für das Vorzügliche, des schon oben charakterisirten sogenannten Idealitäts-Sinns, um sich nicht bei der ersten besten Existenz zu beruhigen.

Alles Wissen ist hiernach wesentlich noetischer Natur: es beruht zunächst auf „Vorstellungen" von wahrgenommenen Erscheinungen und dadurch gewonnenen „Erfahrungen".

Die Thätigkeit der reflectiven Geisteskräfte ferner besteht, den Vorstellungen von wahrgenommenen Erscheinungen gegenüber, in einer entschiedenen Neigung und zwar, wie schon bemerkt ward, entweder zum Aufsuchen der Gemeinsamkeiten, Aehnlichkeiten, Gleichheiten, (Regeln, Gesetze rc.), oder der Unterschiede (Verschiedenheiten, Gegensätze rc.), oder endlich der Ergänzungsbedürftigkeit, insbesondere der Ursachen und Wirkungen der Dinge, wovon

dann sowohl der „Grund", wie der „Zweck" ihrer Existenz abhängt und wodurch diese beiden „sich erklären lassen".

Die Gemüthskräfte endlich geben nur die verschiedenen Neigungen (für Muth, Erwerb, Anhänglichkeit, Gewissenhaftigkeit, Vertrauen, Mitleid, Nacheiferung rc.), fundamentiren somit die Thätigkeit einer Person, oder geben dieser Thätigkeit Feuer, Pathos und Wärme, kurz eine entschiedene Richtung und constituiren so den „Character". Die noetischen Denkkräfte sichern mithin vor Ideologie und Phantasterei, die Reflexionskräfte sichern vor notizenhaftem, chronikenartigem, bloß virtuosenhaftem Wesen des Wissens; die Gemüthskräfte endlich geben dem Wissen Wärme und Feuer, obgleich sie leicht zu einseitigen Tendenzen und abstractem Pathos verleiten und selbst zur Auffassung der Wirklichkeit unfähig machen können, wovon man bekanntlich im Jahre 1866 wieder merkwürdige Beispiele bei unseren bloß sinnig-gemüthlichen Süddeutschen erlebt hat.

Es liegt hiernach auf der Hand, daß die reflectiven Geistes-Anlagen der Thätigkeit und Beihülfe der perceptiven nicht entrathen können, sonst verlieren sie sich in (naturwidrige) Phantastik (Ideologie), und ebensowenig der der Gemüthskräfte, sonst verlieren sie sich leicht in Sophistik und kalte Berechnung, wie umgekehrt „Empirie" und „Ethos" die Intelligenz nicht überragen dürfen, sonst werden sie beziehungsweise trocken-empiristisch, oder abstract-pathetisch. Die zunächst auf den Gemüthskräften basirten und von den perceptiven Denkkräften geformten Producte in Kunst, Staat und Religion nehmen alsdann einen unangenehmen Beigeschmack an. Kunst wird z. B. entweder bloße technische Virtuosität, oder Tendenzkunst, beziehungsweise zur Verherrlichung irgend einer einseitigen perceptiven, reflectiven oder Gemüths-Kraft dienend. In den „Wissenschaften" wird übrigens aus gleichen Ursachen schnurgerade scharfe Consequenz, lang verketteter Causalnexus und feinste Distinction eher ertragen, als in der „ethischen Praxis", ja wohl gar gefordert.

Alles dies ist offenbar nur Ergebniß naturwissenschaftlicher Beobachtung von Geistesthatsachen, und kann auf dem Wege des bloßen Räsonnements weder erwiesen noch geläugnet, sondern nur durch fernere Beobachtungen controlirt und „verificirt" (oder auch berichtigt) werden.

Es resultirt aber auch hieraus, daß alle Wissenschaften, wie sie auf noetischer Basis zu ruhen haben, so auch zur Kultur der Gemüths-, der ethischen Geisteskräfte nur Anleitung geben können, indem letztere nur durch Uebung, durch das Leben selbst, durch „Handeln", besonders in

schwierigen Lagen, sich stärken lassen und nur so sich der „Character" entwickeln läßt. Auch die „Ethik" ist somit nur eine noetische, beziehungsweise dianoetische Wissenschaft: sie schafft nicht Ehe, Familie, Eigenthum, Kunst, Recht und Staat, Religion 2c., sondern trägt nur dazu bei, ihnen eine geläuterte Form zu geben.*)

Das (noetische) Wissen, die „Gelehrsamkeit" wird zur (dianoetischen) Wissenschaft erst durch Mitbetheiligung der Reflexionskräfte: diese letzteren machen es übersichtlich, indem sie die entschiedene Kraft und Neigung geben, den Specialfall als einen generellen aufzufassen, klar, indem sie zum Aufsuchen der Unterschiede, Gegensätze und Widersprüche von anscheinlich in sich gleichartigen Wissen energisch antreiben, und endlich tief, indem sie es als im Werdeproceß begriffen darzustellen lieben, somit zur Erfassung seines Causalnexus, seiner „letzten Gründe" die entschiedene Kraft und Neigung verleihen. Nimmt man eine besondere Ontologie, Methodologie und Aetiologie an, so ruhen diese auf den Reflexionskräften und zwar die erstere vorzugsweise auf der subsumirenden, die zweite auf der distinguirenden und die dritte auf der causal-finalen Reflexionskraft.

Alle Wissenschaften beruhen nun zwar auf Beobachtungen, sind daher, wie schon bemerkt, wesentlich noetischer Natur und verlieren sich sofort in Phantastik, sobald die Subsumtionen, Distinctionen und Dynamiden derselben nicht mindestens durch Analoga aus der Wirklichkeit „verificirt" werden können. Insofern aber der Inhalt der Wissenschaften entweder nur die uns umgebenden Raum- und Zeiterscheinungen, oder das menschliche Gemüth betrifft, sind sie entweder reine Verstandes-Wissenschaften (wie Mathematik, Chemie, Physik und die Naturwissenschaften im engeren Sinne mit ihren verschiedenen Unterabtheilungen) oder Vernunft- (ethische) Wissenschaften; zu diesen gehört vor Allem die allgemeine Vernunft-Wissenschaft, die Psychologie, welche nach Beobachtungen die verschiedenen menschlichen Geisteskräfte feststellt, ferner die besonderen Vernunft-Wissenschaften der Moral und der

*) Wie sehr die hier gegebene Darstellung an gewisse Ansichten des Aristoteles erinnert, namentlich an seine Eintheilung der Tugenden in dianoetische (Verstandes-) und ethische (eigentlich sittliche) Tugenden, braucht dem Kenner kaum bemerkt zu werden. (Vgl. K. Schmidt Geschichte der Pädagogik, 1. Bd. S. 219 und Hillebrandt Rechts- und Staatsphilosophie 1. Bd. S. 263.) Es beweist das nur, daß ein guter Kopf mit vorzugsweisen Anlagen für empirisches Wissen überall zu ähnlichen Ergebnissen gelangt wie die heutige auf Verification von Beobachtungen ruhende Naturwissenschaft, und daß die menschliche Psyche sich seit nunmehr über 2000 Jahren nicht wesentlich verändert hat.

Politik (letztere mit ihren Unterabtheilungen der Staatsverfassungs- und Staatsvertheidigungs-Wissenschaft); der Aesthetik, der Religionswissenschaft und der Pädagogik. Die Moral hat zu zeigen, wie die Triebe den höheren Gemüths- und Denkkräften einzuordnen sind; die sogenannten Socialwissenschaften insbesondere, als Theile der Moral, haben zu zeigen, wie der Erwerbtrieb befriedigt werden darf und wie er mit den übrigen ihm zum Theil antagonistisch gegenüberstehenden Geisteskräften (compromissarisch) zu harmonisiren sei. Die Pädagogik hat Anleitung zu geben, wie werthvolle Persönlichkeiten heranzubilden sind; die Staatsverfassungswissenschaft, wie der Person die Stellung in der Genossenschaft, die Staatsvertheidigungs-Wissenschaft, wie der Genossenschaft ihre Stellung anderen Genossenschaften gegenüber zu geben sei. Die Aesthetik hat zu zeigen, wie die Neigung für das Vorzügliche über sich aufzuklären ist und ebenso die Religions-Wissenschaft, wie dies für die Neigung zur Selbstverläugnung, insbesondere zur Verehrung sich erreichen lasse. Geschichte und Sprachwissenschaft endlich, obgleich umfangreiche noetische Elemente in sich begreifend, haben doch zugleich die stärksten Beziehungen zum menschlichen Gemüth, da sie ohne dasselbe leblos und todt erscheinen. Man kann sie daher insofern ebenfalls zu den ethischen Wissenschaften zählen, obgleich man geneigt sein könnte, sie als reine Verstandes-Wissenschaften anzusehen.

Die alle Wissenschaften in sich begreifende Wissenschaft, die Wissenschaft über die Wissenschaften, ist die Philosophie. Sie ist insofern Wissenschaftslehre. Sie hat Möglichkeit, Umfang und Ziel der Wissenschaften zu ermitteln. Da alle Wissenschaften auf Geisteskräften des Menschen beruhen, so kann dies nur durch Einsicht über die Natur des menschlichen Geistes und seine Fähigkeiten zum Wissen geschehen, eine Einsicht, die wiederum nur durch Beobachtung und Reflexion über dieselben erlangt werden kann. Sie verdient somit ihren Namen um so mehr, je besser sie den menschlichen Geist erkennt, je mehr sie jede seiner verschiedenen Anlagen kennen gelernt hat und ihnen Raum zur Wirksamkeit zugesteht. Sie ist insofern stets wesentlich Psychologie, eine Kritik der Sinne, des perceptiven und reflectiven Denkens und des Gemüths, und Erkenntniß über die gesonderte und gemeinsame Thätigkeit dieser Geisteskräfte. Man kann sie daher die Erkenntnißlehre im eminenten Sinne nennen.

Die einzelnen Wissenschaften nehmen um so mehr den Character von bloßer Gelehrsamkeit an, je mehr sie sich auf das bloße Beobachten einschränken und je mehr sie darauf verzichten, die Beobachtungen (und

die dadurch vermittelten Kenntnisse und Fertigkeiten), durch „Contemplation" (Nachdenken, Ersinnung) zu verbinden. Da die „Philosophie" hingegen mehr als jede andere Wissenschaft diese Verbindung zu pflegen hat, so steht sie zur bloßen Gelehrsamkeit in einem gewissen Gegensatze, ist aber deswegen auch mehr als jede andere Wissenschaft der Gefahr ausgesetzt, die Beobachtungen selbst hintanzusetzen und durch bloßes Räsonnement operiren zu wollen.

Da die ganze bisherige Philosophie durchgängig dieser Verlockung, allerdings aus mangelhafter Kenntniß des menschlichen Geistes, gar nicht oder nicht genügend widerstanden hat, so erscheint sie aus diesem Gesichtspunkte fast nur noch von historischem Interesse. Sie vermeinte sogar bis vor noch nicht langer Zeit ohne alle vorgängige Beobachtung des Menschengeistes lediglich mittelst bloßen Räsonnements, bloß „deductiv" operiren zu können. Es liegt auf der Hand, daß dies heißt, bloß mittelst der „contemplativen Kräfte" des Menschengeistes zu festen Denkergebnissen gelangen zu wollen, während auf diesem Wege nur phantastische Willkürlichkeiten herauskommen können', denen eine naturwissenschaftliche Begründung nur zufällig beiwohnt. Es ist hiernach jeder reine Ideologismus, z. B. der der Hegelschen Phänomenologie als verwerflich anzusehen.

Auch der mathematische Hokuspokus der Herbartschen Psychologie enthält von dem bezeichneten Gesichtspunkte aus angesehen nur den Schein einer naturwissenschaftlichen Beobachtung des Geistes; er ist vor Allem viel zu fix damit fertig und glaubt dabei, daß die Vorstellungen nach Art von Billardkugeln auf einander karamboliren und daß sich dies ebenso berechnen lasse.*)

Ebensowenig ferner genügt es nun noch, bloß mit Kant zu sagen, unsere Erkenntniß fange von Anschauungen an, gehe von da zu Begriffen und endige mit Ideen; sondern man hat eine Ermittlung zu fordern, welche Geisteskräfte (die perceptiven nämlich) „Anschauungen" ermöglichen, welche ferneren Geisteskräfte hinzutreten müssen (die reflectiven nämlich), um die „Anschauungen" zu „Begriffen" zu erheben, und endlich welche Geisteskräfte hinzukommen müssen (die Gemüthskräfte nämlich), um den „Begriffen" den Werth von „Ideen" zu verleihen und sie so zur „Vernunft" zu erheben.

*) Auf rein räsonnirendem Wege hat Rosenkranz den Widersinn des Herbartschen Psychologisirens sehr plausibel gemacht (cf. Schmidt Anthropologie I. S. 146).

Aus gleichem Grunde ist es endlich unzulässig, das wesentlichste Element in der Methode der neueren Naturforschung, die Beobachtung von Dingen außer uns, für die Erforschung der menschlich.n Psyche zu verwerfen und hierbei dafür die trügerische Selbstbeobachtung zu substituiren. Man sollte meinen, der gesunde Menschenverstand müßte dies schon lehren: wenn ein Arzt erkrankt, wird er nicht sich selbst beobachten, sondern zu einem anderen Arzte schicken. Eine ganze Reihe von heutigen Psychologen, die Herbartianer, Beneklianer, Fichte jun. 2c., sind bis hierher noch nicht gelangt; sie schwören noch auf die „verschleierte Seelenschönheit“ der Selbstbeobachtung. Dem gegenüber wird an dem Hauptelement der neueren Naturforschung, am Ausgehen von durch die äußeren Sinne im Raum und in der Zeit bemerkbaren Thatsachen und der damit gesetzten Möglichkeit der Controlirung derselben durch wiederholte Beobachtung gleichartiger Thatsachen, dem sogenannten Princip der Verification, auch für die menschliche Psyche entschieden festzuhalten sein, ein Princip, dessen Wichtigkeit Lewes in seiner schon oben genannten Schrift über Aristoteles vortrefflich auseinandersetzt. Jene Psychologen muß man hiernach als Halbideologen bezeichnen: sie können sich noch immer nicht entschließen, mit der bloßen „Deduction“ gründlich zu brechen und behalten sie unter der Maske der Selbstbeobachtung bei.*)

Die Berücksichtigung, welche Schmidt in seiner Anthropologie (Theil I.) jenen verworrenen Halbideologen unter den Psychologen nach seiner überaus milden, an Spinoza so sehr erinnernden Weise hat zu Theil werden lassen, ist meines Erachtens vollkommen ausreichend. Man kann sich an der Geistesfrische nur schädigen, wenn man sich mit ihnen zu eingehend beschäftigt. Man kann dergleichen verkehrte Bestrebungen zwar mit der Unzulänglichkeit der Kenntniß der menschlichen Psyche entschuldigen und historisch begreifen; im Uebrigen aber verlohnt es nicht der Mühe, aus diesen von Hause aus welken Früchten die wenigen Tropfen Saft, welche sie enthalten, auszupressen. Jede erste beste Lebensbeschreibung einer

*) In einer kürzlich (November 1866) erschienenen Recension einer aus der Benekeschen Schule hervorgegangenen Psychologie in den Blättern für lit. Unterhaltung hat Frauenstedt in Jena trefflich betont, wie entfernt dieses Selbstbeobachten von einer echt naturwissenschaftlichen Psychologie sei und wie die Physiologie eine solche Psychologie bereits besitze, ein Zeichen, daß denn doch endlich auch unter den Philosophen von Profession sich ein Widerspruch wider diese Halbideologen zu regen beginnt.

Person ist werthvoller als die Psychologie eines solchen Philosophen: jede solcher Lebensbeschreibungen giebt uns durch sogenannte Characterzüge Anhaltepunkte zur Ermittlung der wirklichen Kräfte des menschlichen Geistes und zeigt uns durch die Kenntniß von diesen „Kräften" den Weg, wie das menschliche Wissen und Erkennen zu Stande kommt und welche Aeußerungen den betreffenden Geistesanlagen eigen sind — ein Weg den eben Jedermann durch eigene „Erfahrungen" in seiner Richtigkeit zu controliren vermag.

Das Verfahren, durch bloßes Räsonnement zu festen Denkergebnissen gelangen zu wollen, hat die bedenkliche Folge gehabt, daß die verschiedensten, oft recht abstrusen Secten und Parteien, politische wie religiöse, bisher nur zu leicht Anhänger finden konnten. Jeder hat eben für seine Meinungen plausible Argumente und Argumentchen die Hülle und Fülle bei der Hand, und wie er nicht anders glaubt, der allertriftigsten Art. Keinem fällt es dabei ein, vor Allem zu fragen, wie beschaffen denn die Menschen seien, auf die sie zu wirken versuchen, noch weniger, welches denn wohl die eigene Geistesorganisation des Wirkenden sein möge, daß er gerade diese oder jene Meinung für die richtigere hält, warum er in seiner Denkthätigkeit z. B. mehr zur Subsumtion oder mehr zur kritischen Geistesthätigkeit neige, oder Causalist oder bloß Empiriker sei, noch weniger, warum er etwa in seinen religiösen Auffassungen zum Katholicismus oder Protestantismus und innerhalb dieser Standpunkte wieder zum katholischen und protestantischen Conservativismus oder eben dergleichen Liberalismus oder Radikalismus sich hingezogen fühle, ferner warum er ebenso auch in politischer Hinsicht zum Liberalismus, Conservativismus, Radikalismus neigen möge ꝛc. Und doch liegt es so nahe, zu bemerken, daß das System jedes Philosophen wie die Ansichten jedes Menschen überhaupt von seinen Geistesanlagen abhängen. Wenn z. B. Plato die weltlichen Dinge nur für Schattenbilder von den „Ideen" ansieht, in jenen keine sich steigernde Selbstentwicklung erblickt, warum that er dies, als weil sein Geist ganz vorzugsweise dazu organisirt war, Wesentliches vom Unwesentlichen zu unterscheiden, somit diese intellectuelle Neigung diejenige zum Distinguiren und die fernere für das Ergänzen bei ihm ins Schlepptau nimmt? Es kommt also eigentlich auf eine richtige Psychologie Alles an. Aber eben hierin hat bisher Alles im Argen gelegen. Nur auf rein räsonnirendem Wege oder auf dem trügerischen der Selbstbeobachtung hat man sie festzustellen gesucht, und die phantastischsten Aufstellungen sind von Plato

bis herunter zu Hegel und noch nach diesem gemacht worden. Wenn z. B. Plato im Kopfe die Weisheit, in der Brust den Muth, im Bauche die Begierde wohnen läßt, wenn Hegel eine phantastische Phänomenologie des Geistes aufstellt, so muß der heutige Naturforscher hierüber mitleidig lächeln.

Erst durch die Studien meines leider so früh verstorbenen bereits mehrfach angeführten genialen Freundes Dr. Carl Schmidt, ganz besonders durch seine im Jahre 1852 erschienenen „anthropologischen Briefe", die seitdem in zweiter Ausgabe (Dresden 1864 und 1865) herausgekommen sind, ist eine neue, mit den bisherigen rein oder doch überwiegend räsonnirenden Methoden gründlich brechende Auffassung der Psychologie und dadurch der Philosophie möglich geworden. Er war der erste eigentliche Naturforscher nicht bloß unter den Pädagogen, wie eine Recension in Ules Natur sich über ihn ausdrückt, sondern auch unter den Philosophen, und es ist ganz richtig, was dieser Recensent bemerkt, daß man von dieser seiner Bedeutung bis jetzt kaum eine Ahnung hat. In Folge dessen ist nun von Schmidt auch für die sogenannten Geisteswissenschaften, welche bisher nur oder doch ganz vorzugsweise auf Räsonnement gegründet waren, also für Philosophie überhaupt, Politik, Theologie, Aesthetik, Pädagogik, Moral mit ihren Unterabtheilungen insbesondere, eine naturwissenschaftliche Begründung zum erstenmale eingehender geliefert*) und man muß seitdem sagen: alle Philosophie ist Anthropologie, oder specieller ausgedrückt, Psychologie. Man kann nunmehr den Streit der bezüglichen Parteien über das von jenen Wissenschaften abhängige Handeln etwa wie ein Zuschauer ein Wettrennen betrachten, indem man leicht zu ermessen im Stande ist, von welcher Geistesorganisation der Streitende sein wird, ob er mehr mit Kenntniß-, oder mehr mit Reflexions-, oder endlich mehr mit Gemüths-Kräften, und unter letzteren mehr mit Selbstbestimmungs-, oder mehr mit Selbstverlängungs-Kräften, oder gar bloß mit Trieben ausgerüstet sei, so daß er entweder mehr ein Beobachter, oder mehr ein contemplativer Geist ist, und daß er in ethischen Beziehungen gerade der autonomischen oder der Autoritäts-Partei sich zuneigt, oder bloß Radikaler ist. Denn hiernach stehen seine Meinungen und Gesinnungen von vornherein fest.

Sucht man diese große Wahrheit als „Resultat" zu erfassen, so mag sie allerdings ihren nächsten Ausgangspunkt von dem scharfen Luft-

*) cf. Schmidt Anthropologie 2. Ausg. II. S. 322 ff.

zuge genommen haben, welcher durch die Kantsche kritische Philosophie erregt worden war; denn jenes große Wort Kants, daß man, umgekehrt wie die frühere Zeit, zu sagen habe, es hingen die Gegenstände von unserer Erkenntniß ab, mußte schließlich eine psychologische Philosophie zu Wege bringen. Im Großen und Ganzen ließ sich seitdem in Verbindung mit dem Aufschwunge der Naturwissenschaften im engeren Sinne hoffen, daß irgend einmal die Unhaltbarkeit des seit dem Mittelalter, ja eigentlich schon seit den Griechen gebräuchlichen nur räsonnirenden Philosophirens, der sogenannten deductiven Methode, werde eingesehen werden. Die mittelalterliche Scholastik hielt bloß die Gattungen für die Dinge, daher ihr Bestreben, vom Menschen alles Eigenwesen abzustreifen, ein Streben, welches bekanntlich bis zur Errichtung von Inquisitions-Tribunalen ging, um dies gründlich zu bewirken. Die nachmittelalterliche Zeit dagegen meinte, die Einzeldinge seien an sich schon Gattungen, trügen die Gattung, das Allgemeine als Keim in sich, und es käme nur darauf an, dies Ideal an ihnen zu entfalten. So meinte die Reformation, kein Mensch besitze die Priestereigenschaft durch besondere Uebertragung, vielmehr sei Jedermann schon an sich ein Priester und habe deshalb nur diesen Keim seines Geistes möglichst zu entwickeln; so meinte die Aufklärung, alle Menschen seien gleich, wenigstens an sich, ihr Wesen sei einfach und leicht begreiflich, und es komme nur darauf an, die dieser Gleichheit und Einfachheit noch in der Welt entgegenstehende „Unvernunft" zu beseitigen; so ruft noch Schiller aus:

> Nehmt die Gottheit auf in Euren Willen
> Und sie steigt von ihrem Weltenthron.

Gegen diese nachmittelalterliche ideologische Auffassung hatte sich in neuerer Zeit zunächst immer stärker das Recht der Individualität geltend gemacht. Man meinte, die Scholastik des Mittelalters seien wir zwar los geworden, allein ihr Pendant, die Ideologie, sei uns geblieben. Es sei nicht recht, alle Individuen über den nämlichen Leisten eines einzigen Ideals zu schlagen:

> „Vom Rechte, das mit Dir geboren ist,
> Von dem ist leider nie die Frage!"

Jedermann könne, wie Goethe es ausgedrückt hat, complet sein, wenn er nur den Kreis der in ihm liegenden Fähigkeiten und Fertigkeiten erfülle.

Man betonte (cf. Göthe im Gedicht „die Jahreszeiten“):

Gleich sei keiner dem Anderen, doch gleich sei jeder dem Höchsten.
Wie das zu machen? Es sei Jeder vollendet in sich!

So käme es denn z. B. nicht mehr darauf an, die Menschen über den Kamm eines einzigen allgemeinen religiösen Bekenntnisses zu scheeren. Im Gegentheil rufe ein solches Bestreben nur die Opposition hervor, wie man sie erlebt habe, ob nicht alle Religion Priestererfindung und Priesterbetrug sei. Ebensowenig käme es darauf an, ein allgemein-gültiges Staatsideal, etwa den sogenannten Rechtsstaat, auszuklügeln und die Staaten und die Menschen in ihnen nach diesem Prokrustesbette zuzurichten. Jenes falsche ideelle Bestreben habe auch zu den thörichten Experimenten der Socialisten und Communisten geführt, indem man sogar Besitz und Erwerb, den individuellen Fleiß, regeln zu können sich vermessen habe.

Offenbar ist eine solche Anerkennung der Individualität nicht einmal etwas Neues, sondern nur eine gehörige Hervorhebung der in dem herrlichen evangelischen Gleichnisse von anvertrauten Centnern (Matth. 25, 14 ff, Luc. 19, 12 ff.) enthaltenen Wahrheit, welche durch eine einseitige, auf Formulirung von Dogmen und Idealen ausgehende Theologie stets ungebührlich zurückgedrängt worden ist, so oft sie sich geltend zu machen suchte.*) Jedes Ideal führt aber nur zu leicht zum Dogmatismus und Fanatismus: man setzt Kopf und Kragen daran, es durchzuführen, d. h. die Leidenschaft anstatt der verständigen Erwägung entscheidet. Läßt man dagegen nur diese letztere als entscheidende Instanz und die möglichste Entwicklung individueller Anlagen auf harmonische Weise als Zielpunkt gelten, so fällt der Fanatismus hinweg. (cf. hierzu Honegger Liter. und Kultur des 19. Jahrhunderts S. 10 und 27).

Dieses Betonen der Individualität machte sich zunächst instinktiv als Rousseauscher und anderweitiger Naturalismus und daher fratzenhaft geltend. Es mußte eine solche Fratze und eine bloße subjective Ansicht wie manche andere bleiben, so lange man von der Individualität nur vage Begriffe hatte, und ihre Existenz ein bloßer Glaube ohne naturwissenschaftliche Grundlage blieb, während auf der anderen Seite der Glaube daran fort-

*) Nebenbei bemerkt dürfte in diesem Gleichniß und der ihm zu Grunde liegenden Wahrheit, nicht aber, wie man gewöhnlich meint, in dem Gebot der Liebe das Centrum der christlichen Lehre zu suchen sein.

herrschte, daß man durch bloßes Nachdenken und Räsonnement hinter das Wesen der Dinge kommen könne. So kam es, daß man das Aschenbrödel der Beobachtung mit vornehmer Miene auch gelegentlich wohl mal hinzuzog, wenn es gerade galt, den Magddienst von ihm zu erhalten, etwas zur Unterstützung einer Behauptung aus der Wirklichkeit herbeizuschleppen, wie man dies z. B. fast auf jeder Seite der Hegelschen Schriften bemerken kann.

Das ist nun eben durch Schmidts anthropologische Studien anders geworden. Dadurch ist die „Individualität" über den Bereich einer subjectiven Behauptung erhoben, indem Methode und Mittel ihrer Erkenntniß, wie die bisherigen falschen Wege dazu zum erstenmale einer gründlichen Prüfung unterzogen worden sind. Freilich sind seit Kant viele Philosopheme entstanden, welche wie schon bemerkt die „Erfahrung" stärker als bisher geschehen betonten, auch wohl deshalb die Beschaffenheit des „Erfahrenden" sorgfältiger untersuchen zu müssen glaubten, z. B. die Philosopheme, resp. Psychologieen Schopenhauers, Herbarts, Beneke's rc., namentlich aber diejenige von Carus, des Tycho de Brahe in der naturwissenschaftlichen Psychologie. Ich erinnere mich, daß deshalb Schmidt während seiner Studien zu den anthropologischen Briefen eine geraume Zeit die Psychologie des Letzteren als die Beobachtung ausreichend beachtend ansehen zu müssen glaubte. Es lag eben dieser Zug seit dem scharfen Kantschen Kriticismus in der Luft. Schmidt hat indeß a. a. O. genügend gezeigt, wie diese Systeme entweder die „Erfahrungen" auf falschem Wege suchten, oder die gemachten nach vorgefaßten Meinungen mißhandelten, und daß auch sogar Carus hiervon keine Ausnahme mache (vergl. die Anthropologie in der ersten Ausgabe [Anthropolog. Briefe] S. 523) — man kann deshalb diese Philosophen, resp. Psychologen, wie schon oben bemerkt ward, sämmtlich als Halbideologen bezeichnen. Nur Einem scharfsinnigen Manne konnte auch die schärfste Kritik Schmidts nicht nachweisen, daß es ihm jemals am gehörigen Respect vor Geistesphänomenen gefehlt habe, nämlich Franz Joseph Gall. So sehr Schmidt daher in der neuesten Ausgabe der Anthropologie (Bd. I. S. 254) eine Fortbildung von dessen Lehre für möglich erachtet, so schlagend weiß er dafür die Citate aus Werken Galls selbst, aus denen Huschkes, Bernhard Cottas und Dankwardts (ibid. S. 152, 207 und 255) geltend zu machen. Seitdem ist nun auch die Physiologie den Resultaten Galls so sehr entgegengekommen, daß man sagen kann, es besäßen jetzt nicht nur die

eigentlichen ethischen oder Vernunft-Wissenschaften, z. B. Moral, Politik, Aesthetik, sondern auch die bloßen Verstandes-Wissenschaften, Astronomie, Geologie, Physik ꝛc. eine empirisch feststehende Erkenntniß-Basis. Es muß daher fortan Alles zur Phantasterei ausschlagen, was sie wieder davon abzulenken versuchen möchte.

Das gegenwärtige Werk beabsichtigt nun, von dem so mit Hülfe der neueren Naturwissenschaft gewonnenen Standpunkte aus unter Zuhülfenahme von eigenen Beobachtungen (im ersten Abschnitt) eine eingehendere Zergliederung der Intelligenz in ihre bereits angedeuteten drei Elemente zu geben; hiernächst (im zweiten Abschnitt) einen Versuch zu machen, wie zwischen diesen offenbar einander widerstreitenden Elementen der Intelligenz eine Concordanz herbeigeführt werden kann und anzudeuten, welche verschiedenen Erscheinungen entstehen, wenn unter besonderen Umständen einzelne dieser Elemente bei gewissen Personen, Ständen, Nationen ꝛc. sich stärker als die beiden übrigen geltend machen; ferner (im dritten Abschnitte) darzustellen, wie die Intelligenz in Verbindung mit den perceptiven Geisteskräften Dasjenige hervorbringt, was man als Verstand zu bezeichnen hat, dann, wie, je nachdem das eine oder das andere dieser beiden Elemente vorwiegt, die sogenannten idealistischen und realistischen Richtungen entstehen, und wie es, je nachdem die subsumirende, distinguirende oder supplirende Intelligenz bei der Verstandes-Thätigkeit den Reigen führt, zu den verschiedenen logischen Operationen, besonders der Begriffs-, Urtheils- und Schluß-Bildung kommt; hieran wird sich weiter eine nähere Untersuchung über die eigentliche Verstandes-Methode der Erkenntniß, nämlich die Methode der heutigen Naturforschung anknüpfen lassen; endlich (im vierten Abschnitt) soll gezeigt werden, wie der Verstand im Verein mit den Gemüthskräften (dem sogenannten guten wie dem sogenannten schlechten Herzen) die verschiedenen Vernunft- und Gesittungs-Erscheinungen, namentlich Theorie und Praxis, Ideen und Berufe, Kultur und Humanität hervorbringt. Es sind somit hauptsächlich in den beiden ersten Abschnitten und im letzten der Schrift diejenigen Gegenstände berührt, beziehungsweise als psychologische Producte dargestellt, welche die sogenannte Metaphysik zu behandeln pflegt, während im dritten Abschnitt derselben im Ganzen Dasjenige als eben solches Product nachgewiesen wird, was den Inhalt der sogenannten formalen und materialen Logik bildet.

Die gestellte Aufgabe ließe sich hiernach auch als Befreiung der Logik und Metaphysik aus den Banden des abstracten Intellectualismus be-

zeichnen, obwohl dies den ganzen Umfang derselben etwas zu eng angeben möchte. Vielmehr wird es besser sein, sie als Begründung der Philosophie auf der Basis der heutigen naturwissenschaftlichen Psychologie oder als Ableitung der Philosophie aus den Geistesvermögen mittelst der Erfahrungsweise der heutigen Naturforschung zu bezeichnen.

Wie man sieht, ist beim Aufbau der Schrift nicht nur von den auch von der heutigen Physiologie anerkannten drei Geisteskräften des „fixirenden" Denkens, des „contemplativen" Denkens und des „Gemüths" als Basis ausgegangen, (wenn auch bei der gestellten Aufgabe, die Elemente des „Wahren" zu ermitteln, das „contemplative" Denken immer als Centrum im Auge behalten werden mußte), sondern es ist auch dadurch eine synthetische Gestaltung der Schrift bis zu deren Ende erreicht, indem immer mehr Geisteskräfte zum Mittönen im Geistesconcert veranlaßt, immer mehr Geistes-Register gezogen worden sind, bis sie endlich in den Vernunft- und Gesittungs-Erscheinungen sich zur Hervorbringung der höchsten und edelsten Geistesfugen verbinden. Ich halte dies Verfahren bei Darstellung der Elemente des „Wahren" für durchaus geboten. Ich habe früher bei der Darstellung der Elemente des Schönen*) das entgegengesetzte analytische Verfahren innegehalten, indem ich dort „Phantasie", „Intelligenz" und „Herz", als die pulsirende Quintessenz des Schönen, als dessen eigentliche Elemente in dieser Weise aus den verschiedenen schönen Erscheinungen so zu sagen herauszudestilliren unternahm. Dies war zulässig, weil das Schöne in seinem sinnfälligen Dasein sich verhältnißmäßig leicht als ein Werk der Psyche des schaffenden Künstlers auffassen läßt, so daß man füglich aus dem Hinweis auf bestimmte Kunstwerke und auf gangbare Vorstellungen darüber den in beiden latitirenden psychologischen Kern herausschälen kann. Anders ist es mit den „Elementen des Wahren": die Vorstellung, daß der menschliche Geist der „Logik" und die menschliche Vernunft der „Metaphysik" unterworfen sei, ist eine so versteinert feste, daß wohl schon deshalb darauf zu verzichten sein möchte, aus den einzelnen „Denkgesetzen" und „metaphysischen Wahrheiten" den psychologischen Kern analytisch herauszudestilliren. Ich habe daher den oben angedeuteten synthetischen Aufbau der Schrift hier vorziehen zu müssen geglaubt. Schmidt in seiner Anthropologie hat theils ein synthetisches, theils ein analytisches Verfahren innegehalten, indem er (Anthropologie II, S. 275)

*) In einer kleinen Broschüre: Die Elemente des Schönen 2c. Dresden, Ehlermann 1864.

den synthetischen Gang seiner Psychologie plötzlich abbricht und auf deren synthetischen Theil einen analytischen folgen läßt. Im ersteren giebt er eine Darstellung der einzelnen Geisteskräfte; im letzteren hingegen analysirt er Vorstellung, Gedächtniß, Kategorieen, Ideen, Wissenschaften ꝛc. und sucht sie so auf ihren psychologischen Kern zurückzuführen, anstatt sie aus jenen Geisteskräften hervorgehen zu lassen. Er geht deshalb im analytischen Theile plötzlich von der Mündung zur Quelle des Stroms, während er den Weg von der Quelle zur Mündung, den er im synthetischen eingeschlagen, hätte fortsetzen sollen. Ich vermag mich aus den angedeuteten Gründen hiermit nicht zu befreunden, indem ich vor Allem den strengsten Anschluß an die bisherigen Ergebnisse der neueren Physiologie für geboten erachte. Wie sehr dies selbst auf den Inhalt seine Rückwirkung übt, dürfte ein Blick auf unsere beiderseitigen Arbeiten zeigen: bei S. kommt es z. B. zu keiner entwickelnden Darstellung des niemals ganz auszugleichenden wichtigen Unterschieds von Theorie und Praxis und was dem sonst anhängig; ja eine Definition von Gesittung giebt Schmidt überhaupt nicht und die der Vernunft nur sehr beiläufig, während diese beiden Begriffe die Grundlagen des ganzen letzten Abschnitts meiner Schrift bilden.

Durch das strenge Festhalten an der Eintheilung der Geisteskräfte in fixirende Denkkräfte, contemplative Denkkräfte und Gemüthskräfte erwächst mir übrigens der Vortheil, daß ich die Beobachtungen, welche die Schule Galls über die menschliche Psyche gemacht hat, in einem naturwissenschaftlich genügend gesicherten systematischen Rahmen unterzubringen vermag, obgleich ich davon Spezielleres nur für die contemplativen Denkkräfte verwende, während ich die einzelnen fixirenden Denkkräfte, welche die Gallsche Schule annimmt, nur ganz flüchtig und kaum mehr als bereits in der gegenwärtigen Einleitung geschehen, und die Gemüthskräfte, die jene Schule statuirt, nur so weit berühren werde, als es nöthig ist, um den bei der Ideenlehre vorgebrachten Unterschied von Trieben, Selbstbestimmungs- und Selbstverleugnungskräften klar zu machen. Wie sehr es aber an einer brauchbaren Systematisirung des Gallschen Beobachtungs-Materials bisher fehlte, wird dem Kenner der einschlägigen Schriften nicht entgangen sein. Auch Schmidt ist eine solche meines Erachtens nicht gelungen; er hätte sonst z. B. nicht dazu gelangen können, die Nachahmungs-Neigung unter die technischen Vermögen zu setzen, während die Nacheiferung (die leidenschaftliche Aeußerung dieser Neigung) sogleich

zeigt, daß wir hier einer Gemüthskraft gegenüber stehen, wie es denn erfahrungsmäßig Personen giebt, die zwar viel Nachahmungs-Neigung besitzen, aber dennoch darin, eben wegen Mangels der dazu mit erforderlichen technischen Vermögen, nicht reussiren und umgekehrt. Ich stelle anheim, hiernach unsere beiderseitigen Arbeiten zu prüfen. Ich beabsichtige indeß nur, daß meine Arbeit als eine Ergänzung derjenigen Schmidts diene und bin zufrieden, wenn man sie als solche gelten läßt.

Zur Erleichterung der Uebersicht über das bisher hinsichtlich der Geistes-Grundkräfte, über ihre Combinationen und Produkte, Vorgetragene gebe ich auf einen mir von verehrter Seite geäußerten Wunsch die S. 21 befindliche tabellarische Zusammenstellung.

Die heutigen Philosophen zeigen sich für das hier Vorgetragene noch fast ohne Ausnahme gänzlich gleichgültig. So äußert einer der bekanntesten, Kuno Fischer, in seiner kürzlich in zweiter Ausgabe erschienenen Logik und Metaphysik, die Philosophie habe zwei Dinge nicht zu vernachlässigen, Aristoteles Logik und Kants kritische Philosophie. Und doch konnte gerade ihm als Jenenser Professor die glänzende Schrift des Jenensers Huschke über Schädel und Hirn und Seele nicht unbekannt geblieben sein. Daraus hätte er entnehmen sollen, es gebe noch ein drittes, ja einzig und allein wichtiges Ding, welches die Philosophie nicht vernachlässigen dürfe, nämlich die Beachtung und Beobachtung von Phänomenen der menschlichen Psyche, indem sonst das beste Räsonnement ideologisches Gerede bleiben muß, an welchem die so sehr auf scharfes Beobachten gestellte Gegenwart gleichgültig vorübergehen wird. Damit ist es folgeweise geboten, die Logik des Aristoteles und die kritische Philosophie Kants nicht länger mehr nur als „Noumene" zu betrachten, sondern auch sie erst in Geistesphänomene zu verwandeln und sie zu solcher Höhe zu erheben. Es steht heutzutage wahrlich sehr schlimm um die Philosophie, wenn sie noch immer vom pythischen Dreifuß des bloßen Räsonnements herunter zu orakeln unternimmt, was Sein, Wesen, Begriff und Zweck, Bewegung, Entwicklung rc. rc. ist und ob einer dieser Kategorien und welcher der Vorzug zu geben sei, ohne eine Ahnung davon zu zeigen, welches psychologische Leben in diesen scheinbar todten Muschelschaalen pulsirt, während die Physiologie nicht nur immer energischer auf Beobachtung von Geistesphänomenen ausgeht, sondern auch bereits den Begriff der Vernunft naturwissenschaftlich bestimmt, hat,*) und somit das Kernwerk der Philosophie, die recht eigentliche Citadelle ihrer

*) cf. Huschke a. a. O. S. 185 u. 191.

I.		II.			III.		
Fixirendes Denken (Beobachtungskräfte) Sitz: Unterstirn.		**Contemplatives Denken** (Reflexionskräfte) Sitz: Oberstirn.			**Gemüthskräfte** Sitz: Seiten- und Hinterkopf, d. h. das ganze Gehirn außer dem Stirnhirn.		
a.	b.	a.	b.	c.	a.	b.	c.
Beobachtungskräfte für Raum-Erscheinungen.	Beobachtungskräfte für Zeit-Erscheinungen.	Reflexionskraft für Verallgemeinerung (generalisirende Intelligenz).	Reflexionskraft für Unterscheidung (unterscheidende Intelligenz.)	Reflexionskraft für Ergänzung (ergänzende Intelligenz.)	Triebe Sitz: unterer Seiten- und Hinterkopf.	Selbstbestimmungskräfte Sitz: Wirbelgegend.	Selbstverläugnungskräfte Sitz: vordere Scheitelgegend.
		(Streng genommen wäre zu sagen: intellectuelle Kraft zum Generalisiren &c.)					
Wahrnehmung (Perzeption). Resultat: Vorstellungen, Kenntnisse, technisches Geschick.		Reflexion (Contemplation, Erwägung, Ersinnung). Resultat: Intelligenz (Sinnigkeit).					
Verstand.					Gesinnung (gutes wie schlechtes Herz.) Resultat: Charakter.		
Vernunft und Gesittung.							

Festung, an diese ihr zur Zeit feindliche Wissenschaft verloren gegangen ist. Unter solchen Umständen sollte die Philosophie vor Allem daran denken, Frieden mit diesem ihrem mächtigen Feinde zu schließen, um sich zunächst nur die Existenz zu retten und im Stillen, à la Preußen nach 1806, mit Anwendung der Methoden des Feindes wieder aufzurichten und zu stärken. Fällt es ihr gar nicht bei, daß es diesem immer heftiger an ihre Pforten schlagenden Feinde nur ein mitleidiges Lächeln abgewinnen kann, wenn sie sich darüber den Kopf zerbricht, ob sie mit Trendelenburg die „Bewegung“, oder mit Kuno Fischer die „Entwicklung“ zu ihrem Princip machen soll? während ihr Gegner schon Bomben schleudert wie: „Die Seele wirkt nur durch Hirn und Nerven auf den Körper und erfährt nur durch Nerven und Hirn körperliche Vorgänge“, oder: „Auch bei den drei Hauptregionen des Gehirns wird man, je mehr man in die psychischen Einzelheiten eindringt, nicht stehen bleiben dürfen, sondern zu den Gallschen Organen und in das feine Detail der Hirn-Structur und -Textur getrieben werden.“ Es ist Zeit, daß die Philosophie ihren Frieden macht, so lange der Feind sich noch nicht seiner ganzen ungeheuern Kraft bewußt ist, so lange er noch glaubt: „Mag es vermessen sein, in den Tempel der Seele eindringen zu wollen, wie lockend und unausweichlich ist doch die Aufgabe, obwohl Jahrhunderte vergehen werden, ehe der Kopernikus erscheint, der die Sonnen- und Planetenbahnen unseres geistigen Organismus, die Frage nach der psychologischen Bedeutung der einzelnen Theile (des Gehirns) mit allseitigem Einverständniß löst“, — während dieser Kopernikus schon erschienen ist, nämlich in dem großen Physiologen Johannes Müller und in Huschke selbst, und nur noch die Kepler, Newton, Euler, Herschel, Laplace kommen müssen, vor allem aber noch ein Gauß mit einer theoria motus orbium psychicorum fehlt! Wenn man hiermit verglichen z. B. aus K. Fischers Logik und Metaphysik entnimmt, wie er Zahl, Causalität ꝛc. rein auf dem Wege des Räsonnements zu bestimmen sucht, so sieht man, daß er hierbei eine totale Durcheinandermengung von noetischen und dianoetischen Denkergebnissen vollführt. Wird man sich bei dem abstracten Intellectualismus mit seinem Gerede über Materialismus und Spiritualismus, Willensfreiheit, Selbstsucht, Eudämonologie und Pflichtgefühl ꝛc., der so etwas durch seine maßlose Ueberwucherung zu Wege gebracht hat, noch länger beruhigen?

Noch muß ich hervorheben, daß die gegenwärtige Schrift nur einen bloßen Abriß der „Erkenntnißlehre" geben soll. Es wird nur weniger Aufmerksamkeit bedürfen, um zu finden, daß die auf dem Beobachtungswege gefundenen Manifestationen der einzelnen intellectuellen Kräfte noch nicht erschöpfend darin verzeichnet sind, sondern daß weitere Beobachtungen darüber und schärfere Präcisirungen der Beobachtungs-Resultate noch immer fortgesetzt werden müssen, obgleich insbesondere das bezügliche Material der Gallschen Schule von mir nicht nur sehr vermehrt, sondern auch in einigen Punkten, und wie ich glaube, mit Grund gänzlich umgestaltet ist, und obgleich ich auf diese Vermehrung und Umgestaltung seit vielen Jahren fast alle meine Muße verwendet habe. Ebenso wird es leicht erkannt werden, daß es wünschenswerth ist, den dritten Abschnitt der Schrift über den Verstand und die darin enthaltene Lehre von den synthetischen, analytischen und causal-finalistischen Verstandes-Operationen und ebenso den vierten über Vernunft (und Gesittung) und was dem sonst anhängig, je in selbstständigen Büchern von mindestens dem Umfange des jetzigen ganzen Werks behandelt zu besitzen. Ich halte es jedoch zunächst für so sehr nöthig, die Aufgabe nur erst im Ganzen und Großen zu behandeln, sie nur erst aus dem Groben heraus zu arbeiten, daß ich mich auf das Dargebotene glaubte beschränken zu dürfen. Niemand wird sich aber mehr als ich freuen, wenn jüngere und bessere Kräfte als die meinigen und mit größerer Muße, als ich darauf verwenden kann, sie eingehender behandeln. Ich muß mir hiernach freilich Leser wünschen, die mehr nachzuhelfen, als zu berichtigen verstehen und so eine etwas hohe Forderung stellen, da nach Goethe die Deutschen (auch wohl andere Nationen!) eben nur zu berichtigen, aber nicht nachzuhelfen wissen.

Als eine naturwissenschaftliche kann die Schrift ohnehin nicht die Aufgabe haben, ihren Gegenstand vollständig und für alle Zeiten zu erschöpfen, sondern nur die, daß eine Rückkehr zu bisherigen Auffassungen und ein Festhalten daran für alle noch einigermaßen beobachtungsfähigen Naturen unthunlich gemacht wird. Wäre mir dies Ziel gelungen, (und ich gestehe, daß ich wünschte, es erreicht zu haben), so hätte ich das Höchste geleistet, was sich für jetzt hoffen läßt. Für mich selbst steht es längst fest, daß es kein auf ideologischem Wege erlangtes, überhaupt kein ontologisches, sondern nur ein durch psychologische Anlagen vermitteltes Wissen giebt, und daß nicht die Logik und logischen Formgesetze an sich etwas werth sind, sondern nur insofern sie als aus dem menschlichen Geiste und

seinen Anlagen entsprungene sich erkennen lassen. Die bisherigen Philosopheme können daher nunmehr, soweit ihr Inhalt nicht durch die Geistesnaturwissenschaft bestätigt wird, höchstens nur noch eine phänomenale, oder eine Bedeutung als Geistes-Gymnastik, nicht aber eine ontologische beanspruchen. Wenn ich jetzt in Bücher blicke, die aus dem bloßen Räsonnement heraus geschrieben sind, so habe ich das Gefühl, als ob ich aus der frischen freien Luft in die Dunst lange verschlossener Räume träte. Ich wundere mich nicht, daß diese Art von Philosophemen auf die deutsche Nation, wie die Engländer Lewes und Buckle constatiren, einen verdumpfenden Einfluß geübt haben und noch üben, und daß man in Folge dessen alltäglich auf abstruse Behauptungen stoßen kann, welche den gesunden Menschenverstand ins Gesicht schlagen; so z. B. wenn heutzutage sogar Professoren, welche die Einheit Deutschlands für angemessen halten, doch (aus gänzlicher Unklarheit über die gleiche Berechtigung der Gemüthskräfte der Selbstbestimmung mit denjenigen der Selbstverleugnung) erst noch die Zustimmung jedes einzelnen deutschen Staats zu einer einheitlicheren Verfassung Deutschlands als unerläßlich ansehen, oder wenn Lehrer Regeln ohne Beispiele dazu vortragen, ja immer mit Regeln Alles beginnen zu müssen glauben und so in unzähligen andern Fällen und Fächern, immer darauf hinauslaufend, Ideologismen, welche oft nicht einmal durch Erfahrungen gestützt werden, für früher, sichrer, werthvoller, ja sogar für leichter verständlich zu halten, als Erfahrungen selbst, aus denen sie erst abstrahirt wurden. Was Wunder, daß Querköpfe, wie sie besonders Süddeutschland in Masse besitzt, anstatt „die umständlichsten Züge für jeden Vorgang, jeden Zustand aufzusuchen und erst hieraus allgemeine Gesichtspunkte abzuleiten" (Scharnhorst), sich in phantastischen Combinationen und Annahmen zu ergehen lieben, die mit dem Wirklichen oder dem Erreichbaren überhaupt nichts gemein haben. Levin Schücking-Schwarz hat dies Treiben sehr gut persiflirt, wenn er sagt: Erst erfinden wir die Regel, Und dann findet sich die Sache; Wär's nicht besser, junger Hegel, Daß sich erst das Zweite mache?

Ja man kann es als Folge einer so unklaren Auffassung ansehen, daß viele nicht einmal wissen, was ihnen frommt: der Anarchist z. B. verlangt nach freisinniger Verfassung, die ihm am wenigsten zukommt, ebenso der Servile nach Absolutismus, der Partikularist nach Bundesstaat ꝛc. Es ist durch solches Treiben der Sinn für das Einfache, Naheliegende und Faßliche unter uns verloren gegangen. Denn nicht die

Kultur der intellectuellen Denkvermögen an sich ist ein Uebel, sondern nur diese Kultur vorgenommen ohne die mindeste Kenntniß von der Natur jener Vermögen und so ohne eine Basis von „Erfahrungen“, die sie anzuerkennen haben, um sich nicht in Ideologie zu verlieren.

Als naturwissenschaftlich muß ich endlich noch die Berücksichtigung des Gallschen Beobachtungsmaterials über die menschliche Psyche besonders geltend machen. Es haben Personen meinem Freunde K. Schmidt die Berücksichtigung der Gallschen Psychologie in seinen Schriften, besond rs in seiner Anthropologie zum Vorwurfe gemacht, welche oft wohl kaum ein Lehrbuch über dieselbe gelesen haben, ja mitunter sogar deren Psychologie nur aus der Abbildung einer sogenannten phrenologischen Büste mit den darunter gesetzten gebräuchlichen Namen der Geistesorgane kennen. Was würde man nun wohl zu Jemandem sagen, der nach bloßer Durchlesung eines Lehrbuchs über Chemie über diese Wissenschaft aburtheilen wollte? Ich denke, man würde ihm die härtesten und für seinen Verstand wenigst schmeichelhaften Prädikate nicht ersparen. Aber für die viel schwierigere Chemie des Geistes erfrecht man sich so etwas alle Tage ungescheut! Dasjenige, wozu jahrelange theoretische u n d praktische Beschäftigung gehört, glaubt man nach einer solchen oberflächlichen Kenntnißnahme abthun zu dürfen! Welche Verkehrtheit! Wenn daher Personen sagen: Die Gallsche Psychologie ist unwahr, und dies nicht durch Mittheilungen von Beobachtungen über Charaktere mit einseitig entwickelten Geisteskräften, sondern, durch bloßes Räsonnement, durch „Deductionen“ zu begründen suchen, ja sogar Galls Organologie und Galls Psychologie fortwährend auf das Confuseste vermengen, so ist dies eine so fehlerhafte Beweisführung, daß sie gar keine Beachtung verdient. Man kann dies Gebahren nur durch die Organisation von Köpfen entschuldigen, die vermöge derselben lieber reflectiren als beobachten. Ohne eine solche Annahme ist es ganz unbegreiflich, wie man noch immer die absprechendsten Aeußerungen über Galls Beobachtungen in die Welt zu schicken wagt. Ein Huschke that die schon oben mitgetheilten günstigen Aeußerungen über dieselben; der nämliche sagt: „Der Schädel ist ein Abdruck des Gehirns; seine todte Schale läßt einen Schluß ziehen auf den lebendigen Kern, den sie einhüllt; um die Stirn hat Gall als scharfsinniger Beobachter auf empirischem Wege fast alle jene Vermögen gesammelt, welche Glieder der Intelligenz sind, um die Scheitel- und Interparietal-Gegend dagegen mit

Ausnahme der Bedächtigkeit *) Eigenschaften des Gemüths und des weiblichen Geschlechts . . ."; ein Virchow weist die Erkennbarkeit des Gehirns, insbesondere die der basis cerebri anliegenden Theile desselben sogar aus der Physiognomie nach **); ein Carus hebt hervor und ein Huschke äußert ihm zustimmend, daß, um aus der Größe des Gehirns auf die Stufe des geistigen Lebens einen richtigen Schluß zu ziehen, es nicht allein auf die Größe des gesammten Gehirns, auf die Geräumigkeit der ganzen Schädelhöhle ankomme, sondern noch mehr auf die Größe der verschiedenen Schädelwirbel, und „daß die (Verschiedenheit der) Größe der drei Hauptregionen wichtiger sei, als die Größe des Ganzen." Man sollte meinen, solche Aeußerungen so eminenter Physiologen sollten wenigstens vorsichtiger in Urtheilen über die Beobachtungen der Gallschen Schule machen. Aber ungewarnt durch Aussprüche so bedeutender Naturforscher wagt z. B. F. A. Lange in seiner Geschichte des Materialismus zu sagen, die Phrenologie stehe auf derselben Stufe einer Scheinwissenschaft, wie Astrologie, Heilmittellehre (sic!), Wundererzählungen. Er glaubt eine solche Gleichstellung schon durch die Behauptung zu rechtfertigen, daß sie „durch zwei sehr gut ausgeführte Beobachtungen" Longets widerlegt werde, wo „ganz unzweideutig beide vordere Lappen des großen Gehirns in bedeutendem Umfange" (also wohl doch noch nicht gänzlich?) „erkrankt und zerstört gewesen wären und doch nicht die mindeste Störung der Intelligenz beobachtet wurde." Lange setzt also voraus, Longet kenne die verschiedenen Aeußerungsweisen der Intelligenz so genau, daß ihm das Fehlen auch nicht einer einzigen entgangen sei — gewiß eine sehr kühne

*) Bezüglich dieser hier gemachten Ausnahme waltet ein großes Mißverständniß Huschke's ob; cf. Anhang 2 dieser Schrift.

**) cf. dessen Schrift über den Schädelgrund. Es ist daher fortan ganz falsch, die Phrenologie deswegen als unvollständig zu bezeichnen, weil sie die an der basis cerebri liegenden Theile des Gehirns nicht zu berücksichtigen vermöge, wie es kürzlich erst wieder ein Artikel des Morgenblatts that (1865 Novemberheft). Uebrigens können an der basis cerebri unmöglich weder für das höhere Geistesleben besonders wichtige, noch besonders zahlreiche unbekannte Organe liegen: Beides schon deshalb nicht, weil die sämmtlichen den spekulativen Denker und den edlen ethischen Charakter constituirenden Organe von der Phrenologie bereits (an der Oberstirn und Scheitelregion) nachgewiesen sind und die niedere, thierische Natur der rings am äußern Rande der basis cerebri liegenden und sich offenbar noch in dieselbe erstreckenden Geistesorgane schließen läßt, welcher Art Organe dort zu suchen sind; es kommt hier einmal recht sehr die nahe Verwandtschaft der neben einander liegenden Organe in Betracht.

Behauptung! Lange stützt seine absprechende Behauptung außerdem darauf, daß Combette im Jahre 1831 einen Fall von starkem Geschlechtstrieb bei gänzlich fehlendem (ist so etwas möglich?) kleinen Gehirn beobachtet habe und Flourens einem Hahn einen großen Theil des kleinen Gehirns (also doch wieder nicht das ganze Kleinhirn) genommen und 8 Monate erhalten habe, ohne diesen Trieb zu zerstören — gewiß eine unwiderlegliche Identificirung des menschlichen Kleinhirns mit dem eines Hahnen und eine eben solche Widerlegung aller 36 von Gall und seinen Schülern beobachteten Geistesvermögen! Da man nicht fehlgehen wird, wenn man nach solchem Aburtheilen über tausende von Beobachtungen und gegenüber der Anerkennung derselben, welche sie durch Naturforscher wie Broussais, Vimont, Huschke, Bernhard Cotta, Arnold u. s. w. gefunden, Herrn Lange hervorragende Anlage zum Naturforscher nicht zuschreibt, so dürfte nur übrig bleiben, daß man die Entwicklung seines Selbstgefühls für um so kräftiger annimmt. Sollte es ihm nun bei einer solchen Organisation noch möglich sein, auch andere Beobachtungen als die von ihm angeführten zu beachten, so wären ihm vor Allem die etwa zehnmal „zwei Fälle“ von beobachteten Gehirn-Erkrankungen und Einfluß derselben auf Geistesäußerungen zu empfehlen, welche seit der fünften Ausgabe von G. Combe's System of phrenology darin verzeichnet sind und sich durch die artt. brain und insanity des Registers auffinden lassen.

Noch weiter glaubt Perty in einer Kritik von Schmidts Anthropologie gehen zu können, indem er gegenüber den entschiedenen entgegengesetzten Erklärungen Arnold's, Huschke's, Virchow's und anderer Anatomen und Physiologen ersten Ranges die Erkennbarkeit des Gehirns aus dem äußeren Schädel noch immer läugnet, während doch Messungen lehren, daß es sich bei der Dicke des Schädels immer nur um Linien handelt, aber die Schädel, z. B. von Scheitelhöker zu Scheitelhöker, Stirnhöker zu Stirnhöker einer Hemisphäre zur andern und von Stirnhöker zu Scheitelhöker der nämlichen Hemisphäre, zollweis differiren. Ich weiß nicht, ob man gegenüber einer solcher Läugnung an etwas Anderes erinnert werden kann, als an die Läugnung der Umdrehung der Erde um die Sonne noch 100 Jahre nach Kopernikus Tode. Es ist dies der nämliche Herr Perty, der über mystische Naturerscheinungen geschrieben und dieselben, gewiß zum Ergötzen manches Naturforschers, im weitesten Umfange als sicher beobachtet anerkannt hat. Da sage man noch, daß die Menschen bloß mit Augen und nicht auch mit Gemüthskräften sehen! Ebenderselbe

findet es viel wahrscheinlicher, daß bei jeder Seelenverrichtung die ganze Masse der äußeren grauen Substanz der Halbkugeln . . . . thätig sei, als daß dieses nur in einzelnen Theilen derselben geschehe, und bemerkt doch nicht, daß wenn nach der Phrenologie zu der „Seelenverrichtung" „Baum" die von ihm aufgezählte ganze Reihe von perceptiven Organen des Orts-, Thatsachen-, Formen- etc. Sinns gehört, hiermit nach der Meinung der Phrenologen schon fast die ganze untere Vorderstirn, die Region des fixirenden Denkens, in Thätigkeit gesetzt werde, und übersicht dabei noch, daß zur Begriffsbildung, also auch zur Bildung des Begriffes Baum von der Gallschen Schule die Thätigkeit von Reflexionskräften für wesentlich mit erforderlich erachtet wird, somit ihrer Meinung nach auch noch die Region des „contemplativen Denkens" dabei betheiligt erscheint, daher denn seine Meinung von der Phrenologie wahrlich genugsam anerkannt wird.

Es läßt sich überhaupt bemerken, daß alle oberflächlichen Beurtheiler der phrenologischen Psychologie dieselbe zu widerlegen glauben, wenn sie an irgend einem Perceptiv-Organ etwas zu mäkeln herausgefunden zu haben meinen, als ob von einem einzelnen Organ die Begründung dieser Psychologie abhinge, während man namentlich die genaue Ermittlung der Perceptiv-Organe füglich künftigen Zeiten überlassen und sich mit der Thatsache begnügen kann, daß es eben „fixirendes Denken" gebe, man daher bloß Augen und Ohren offen zu halten und nur des Goetheschen Ausspruchs eingedenk zu sein braucht, Lust, Freude, Theilnahme an den Dingen sei das einzig Reelle und was wieder Realität hervorbringe. Es kommt offenbar auf die Unterscheidung der einzelnen großen Intellectual- und Gemüthskräfte weit mehr an, als auf diejenige der einzelnen Perceptivkräfte, und gerade für diese beiden Klassen von Geisteskräften sind glücklicherweise die Beobachtungen bereits recht weit gediehen.

Unvorsichtig ist ferner auch Waitz, wenn er in seiner Monographie über die Indianer Nordamerikas die Gallsche phrenologische Psychologie als widerlegt annehmen zu können glaubt, weil (nach Morton, der selbst ein Anhänger derselben ist) die gesammte Schädelhöhle der civilisirten Indianer Mexikos etwa $^1/_{12}$ bis $^1/_{13}$ kleiner sei, als die derjenigen von ganz wilden Indianern aus dem nördlichen Gebiete der vereinigten Staaten und des britischen Nordamerika — als ob eine solche Differenz nennenswerth wäre, wenn man nicht weiß, wie das Temperament, also die Qualität des Gehirns der betreffenden Personen ist, da doch die südlicheren Völker (also auch die Indianer aus dem tropischen Amerika) im Allge-

meinen durch ihr „Feuer“ die nördlichen so unendlich übertreffen; ja als ob bei einer so geringen Differenz nicht die Verstandes-Region und die Region der edleren Gemüthskräfte die der niederen, der sogenannten Triebe, dennoch um so viel übertreffen und dadurch die betreffenden Köpfe sich als viel höher begabte Wesen zu legitimiren vermöchten, so daß jene ohnehin geringe Verschiedenheit völlig gleichgültig werden könnte. Hätte nicht Waitz sich sagen sollen, daß einem so höchst begabten Manne wie Morton, der so unendliche Mühen auf die Ermittlung der räumlichen Capacität der verschiedenen Schädel verwendet hat, ein so nahe liegender Einwurf wie der Waitzsche ebenfalls beigefallen sein und daß er wohl gute Gründe gehabt haben werde, ihn nicht einmal einer Erwähnung oder Widerlegung zu würdigen? Man weiß nicht, ob man solchen Vorkommnissen gegenüber mehr an das Goethesche Wort, daß man einem Gelehrten von Profession die Läugnung seiner fünf Sinne zutrauen könne, oder mehr an dasjenige Liebers (in seiner trefflichen Schrift über bürgerliche Freiheit), daß die bedeutendsten Entdeckungen stets von Personen gemacht seien, die außerhalb der betreffenden Wissenschaft standen, oder endlich mehr an das von Lewes über die merkwürdigen Resultate, welche das ideologische Verfahren der deutschen Philosophie gehabt, sich erinnern solle. Dabei wird aber noch zum Uebermaaß übersehen, daß die wissenschaftliche Phrenologie eigentlich gar nicht und am allerwenigsten vorzugsweise darauf ausgeht, festzustellen, ob Herr Cajus besser begabt sei, als Herr Titius, sondern daß sie nur das betreffende Gehirn mit sich selber vergleicht. Ich habe dies bereits in einer von mir mit Dr. K. Schmidt im Jahre 1858 verfaßten Schrift „Deutsche Gegner der Phrenologie“ (Cöthen, Schettler 1858) des Breiteren auseinandergesetzt. Allein, es giebt nach dem spanischen Sprüchwort keine tauberen Tauben, als die nicht hören wollen, und so ist es denn nur natürlich, daß man tauben Ohren gepredigt hat. Man muß bei diesen und ähnlichen immer wiederholten halt- und gehaltlosen Einwänden, die nach Obigem noch dazu offenbar fast alle nicht an die Adresse der Phrenologen, sondern an diejenige der Physiologen vom Range eines Huschke, Virchow, Arnold, Carus &c. zu richten sind, besonders gegenüber der Ausbreitung der Phrenologie unter der wissenschaftlichen Welt in England und Nordamerika, beinahe auf die Ansicht kommen, daß diejenigen Recht haben, welche behaupten, unter den Deutschen finde sich nur zu häufig Unfähigkeit zum naturwissenschaftlichen Beobachten. Im Ganzen genommen bestätigen diese und

ähnliche Einwände aber die alte Erfahrung, daß man „einer neuen Wissenschaft zunächst ihre Berechtigung überhaupt als Wissenschaft zu gelten abspricht, sodann aber sich darauf beschränkt, zu behaupten, sie sei noch nicht so weit vorgeschritten, daß sie neben anderen anerkannten Wissenschaften ihren Platz einnehmen dürfe." Es wird noch lange dauern, bis man das schöne Wort Pettenkofers, gegenüber ähnlichen Einwänden wider seine Erforschung der Cholera-Ursachen, auch sonst in naturwissenschaftlichen Dingen beherzigt, daß es ein Verdienst ist, etwas zur Lösung noch vorhandener Räthsel und Widersprüche beizutragen, aber keines, mehr solche vorfindliche Räthsel nur immer gegen eine sonst wohl berechtigte Richtung auszubeuten.

Uebrigens kann die Philosophie die sämmtlichen Fragen der Organologie: ob das Gehirn Organ und ob es Centralorgan des Geistes sei, ob es sich aus dem äußeren Schädel erkennen lasse, ferner wie die einzelnen Geisteskräfte daran lokalisirt seien &c. &c., lediglich der Untersuchung und Entscheidung der Physiologie überlassen und sich nur auf die Beobachtung der Menschenpsyche beschränken. So gut nun keinem Naturforscher einfällt, eine Unmöglichkeit der Beobachtung der Thierpsyche zu behaupten, eben so sehr muß dies von der Menschenpsyche gelten: nur wenn man hier läugnen zu können glaubte, daß etwa der Charakter (also nicht die einzelne Handlung) eines Geizhalses von dem eines Verschwenders, der eines Hartherzigen, Eigensinnigen, Ehrgeizigen, Stolzen, Musikalischen, mit Malertalent Ausgestatteten &c. &c. von ihren Gegenstücken sich nicht unterscheiden lasse, wäre eine naturwissenschaftliche Psychologie unmöglich.

Ich schließe diese Einleitung mit dem Wunsche, daß doch bald die auf Universitäten bis jetzt gelehrte Philosophie ein naturwissenschaftliches Gewand anlegen, nicht länger mehr vornehm Geistesthatsachen ignoriren möge, damit wir nicht nur vor dem Spott bewahrt bleiben, den das Ausland über unsere Philosophie ausgießt, sondern auch wieder die Kultur der Intelligenz in ihren berechtigten Schranken erfolge, während jetzt unleugbar das Kind mit dem Bade verschüttet wird, indem die ganze jüngere Generation mit Gleichgültigkeit auf das Studium der Philosophie blickt und sich bloß für ihr Fach „dressirt". Es liegt auf der Hand, wohin solcher superkluge, nackte, nüchterne Exactismus und geistlose Positivismus führen muß, nämlich zum Notizenkram, zur Philisterei, Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit, zum geistigen Tode. Und das läßt sich nicht durch Repristinationen beseitigen, sondern nur dadurch, daß man die geschärften

Beobachtungskräfte der heutigen Menschen in ihrem vollen Umfange anerkennt, ihnen aber zeigt, wie diese selbst zur Anerkennung vom Vorhandensein intellectueller und Gemüthskräfte und zur Nothwendigkeit ihrer Kultur führen. — Seit etwa 50 Jahren haben die übrigen Wissenschaften, sei es durch die sogenannte historische Schule und durch die sogenannte „inductive Methode“ in den Naturwissenschaften, sei es dadurch, daß diese beiden Folge der durch anderweite Ursachen gestärkten Beobachtungskräfte des Menschengeistes waren, einen nie vorher geahnten Aufschwung genommen. Es wäre wunderbar, wenn die Philosophie hiervon unberührt bleiben sollte.

Jedenfalls ist es nur zu natürlich, daß die Jugend schon seit der Zeit, wo die abstract-intellectualistischen Philosopheme abschmeckend zu werden begannen, also seit etwa anderthalb bis zwei Jahrzehnten, sich Studien zuwandte, die wirkliches Wissen zu gewähren schienen; aber dabei ward z. B. außer Acht gelassen, ob das gründlich erforschte öffentliche Recht der Engländer auch für Deutschland passend sei, und man suchte dieses Recht hier zur Anwendung zu bringen ohne die mindeste Rücksicht darauf, ob der deutsche Volkscharakter nicht ganz etwas Anderes bedinge. Ja solche pseudophilosophischen Studien verführten wohl gar zu dem Irrthum, als ob das „Recht“ das einzige Ethos und Pathos sei, während es doch noch ganz andere Gemüthskräfte giebt, als diejenige, aus der es hervorgeht. Kann man sich dann aber wundern, daß daraus eigenthümliche Verkehrtheiten und Anmaßungen hervorgegangen sind, an denen die Gegenwart krankt? Ranke nennt die öffentliche Meinung das oben abgeschöpfte Resultat der philosophischen Theorieen, welche die Mehrheit der Halbgebildeten plausibel gefunden hat. Wenn nun diese Theorieen selbst schon oberflächlich und einseitig, oder verzwickt und verkünstelt, ja verwässert, schaal und abgestanden sind, was kann da anders als „öffentliche Meinung“ herauskommen, als oberflächliches, verschrobenes, verwässertes, schaales Zeug in erhöhter Potenz? Alle Theorie ist freilich nur eine Landkarte, nicht aber das unbekannte Stück Erde selbst, das eine solche Karte darstellt. Aber doch ist dreimal glücklich, wer eine gute Karte als Führerin besitzt und von dreißigfach erhöhten Gefahren umlauert, der sich ohne eine solche auf die Reise dahin begiebt. Nun ist die Philosophie sogar bloß Theorie über die einzelnen Theorieen und hat also, um im gedachten Bilde fortzufahren, nicht einmal den Werth einer Landkarte, sondern nur denjenigen einer Theorie über Landkarten. Dennoch wird,

wenn ich nicht einmal richtige Ansichten über den Werth von Landkarten habe, mir auch die beste einzelne Karte auf keiner Reise nützen, mag diese Reise hingehen, wohin sie will, und es wird dabei möglich sein, zu wähnen, es sei eine Karte von Amerika auch für eine Reise nach Afrika zu gebrauchen, oder es seien, wie man baierischen Offizieren für den Krieg von 1866 nachsagt, Landkarten aus einem Schulatlas als brauchbar zur Orientirung bei Kriegsoperationen anzusehen. Handeln nun die Naturforscher, welche sich mit ihrer exacten Methode so viel wissen, ohne im Stande zu sein, die dazu erforderlichen Geisteskräfte zu bezeichnen, die Pädagogen, welche Geisteskräfte entwickeln, die Kriminalisten, welche dergleichen stärken und (je nachdem) reprimiren sollen, ohne sie zu kennen, die Politiker, welche Verfassungen geben, ohne eine Ahnung vom Volkscharakter, für den sie bestimmt, zu besitzen und wer nicht sonst noch etwa besser als jene baierischen Offiziere angeblich thaten? Wem das einleuchtet, der mag sich danach die Frage beantworten, wozu denn dieses so eifrige Streben nach einer naturwissenschaftlich begründeten Theorie der Theorie, einer naturwahren Auffassung der Philosophie eigentlich dienlich sei, gerade heutzutage, wo doch einerseits die minutiöse Forschung so florirt und wohl meist Mosen und die Propheten zu besitzen wähnt, und andererseits der blinde Positivismus selbst durch ein Land wie Spanien durchstolpern könnte, ohne die Verwüstungen und Greuel zu bemerken, welche dort die Inquisition angerichtet hat. Ist eben die Central-Wissenschaft verworren oder todt, was kann da das unklar verwendete, wenn gleich noch so sorgsame Studium der einzelnen Wissenschaften, oder die einseitig gelenkte Uebung von Gemüthskräften fruchten? Und welchen üblen Einfluß muß dies erst auf den Kleinkram der öffentlichen Meinung ausüben, der seinen Consum von den Geistes-Großhändlern bezieht!

Erster Abschnitt.

Die Elemente der Intelligenz und die davon abhängigen Richtungen der philosophischen Speculation.

Die Aufgabe wäre hier, die Acte der Intelligenz nach Beobachtungen zu zergliedern und so nachzuweisen, wie dieselbe in sich differenziirt erscheint, falls eine solche Differenziirung stattfindet, und wie die einzelnen Arten der Intelligenz ihre höchste bekannt gewordene Thätigkeit äußern. Daß diese Aufgabe sich durch bloßes Nachdenken nicht lösen, das Wesen der Intelligenz überhaupt, oder auch nur ihre einfachsten Acte sich nicht so zu sagen erspeculiren lassen, ist der Hauptvortheil, den wir in der Philosophie vor den voraufgegangenen Jahrtausenden voraus haben. Alle Mühe, welche sich die Philosophen gegeben, diesen archimedischen Punkt durch bloßes Nachdenken zu erspähen, beginnt die Gegenwart als ein Wälzen des Sysiphus-Steins zu erkennen. Es befriedigt eben den allseitig nur einigermaßen entwickelten menschlichen Geist nichts, was eine seiner drei großen in der Einleitung genannten Gesammtkräfte geradezu vor den Kopf stößt, wie es jede solcher Speculationen thut. Man wird daher vor Allem zu beobachten haben, wie sich die Intelligenz in der Wirklichkeit zeigt, sowohl dort, wo sie am unentwickeltsten auftritt, besonders bei Kindern und rohen Personen und Völkern, wie dort, wo sie am entwickeltsten zu finden ist. Von Phantastereien freie Beobachtungen hierüber sind aber, wie in Dr. K. Schmidts Anthropologie des Nähern gezeigt worden ist, im Ganzen und Großen nur von Dr. Joseph Gall und seiner Schule gemacht worden; ihnen hat sich die neuere Physiologie bedeutend genähert; nur fehlt es ihr noch an einer eingehenderen Zergliederung der Geisteskräfte, welche den von ihr erkannten drei großen Gehirntheilen entsprechen, und speciell an einer Zergliederung des dem contemplativen Denken als Organ dienenden oberen Stirnhirns in seine einzelnen Vermögen, obwohl sie anerkennt, daß eine solche Zergliederung

nöthig sei und ihre nächste Aufgabe bilde.*) Auf dem von Gall eingeschlagenen Wege, dessen Ergebnisse übrigens ein nur einigermaßen aufmerksamer Blick auf die menschlichen Charactere Jedem leicht bestätigen möchte, hat man nun allmälig gefunden, daß das reflective, contemplative Denken, die „Intelligenz“ sich nur zeigt, entweder als subsumirend, oder als distinguirend, oder als supplirend. Die erstere Contemplationsweise liebt es, die Erscheinungen zu vergleichen, zu combiniren, sie unter gemeinsamen Gesichtspunkten zusammenzufassen, somit sie zu subsumiren, zu generalisiren, zu identifiziren oder wenigstens zu assimiliren. Die zweite dagegen liebt es im Gegentheil die Erscheinungen als disparate aufzufassen, somit sie zu unterscheiden, zu sondern, zu distinguiren, sich kritisch dagegen zu verhalten. Die dritte Contemplationsart endlich liebt es, die Erscheinungen als unvollständige aufzufassen, sie zu completiren, nach rückwärts ihre Ursachen und Motive, nach vorwärts ihre Wirkungen und Zwecke zu erforschen: es ist eine causal-finale, pragmatisirende Denkweise. Sie wird, wie schon früher bemerkt ward, häufig, jedoch nicht recht passend, idealistisches Denken genannt. Mag sie aber Ursachen oder Wirkungen aufsuchen, Motive oder Zwecke der Erscheinungen erforschen, immer betrachtet sie die Dinge gleichsam nur als Segmente eines Kreises, zu welchen Segmenten die übrigen Theile desselben aufzufinden die Aufgabe ist, seien dies nun Segmente eines Unlebendigen, wo dann ihre Thätigkeit zur eigentlichen Ergänzung des bis dahin nur Fragmentarischen führt, oder des Progresses eines Lebendigen, wo dann ihre Thätigkeit die Entwicklung und die einzelnen Entwicklungs-Stufen und -Stadien aufzusuchen liebt. Das was als „Anreiz“ zur Entwicklung erkannt wird, heißt deren Motiv. So verlangt man z. B. im Drama starke greifbare Motive.

Von der Gallschen Schule wird die generalisirende Contemplation Vergleichungssinn, die unterscheidende, wohl in Folge einer schlechten Uebersetzung des dafür im Englischen üblichen Ausdrucks wit, gewöhnlich höchst unpassend Witztalent, mitunter und offenbar besser auch Contrastsinn, und die ergänzende jetzt gewöhnlich, obgleich auch etwas zu eng, Causalitätssinn genannt. Bisher nannten die Phrenologen der Gallschen Schule letztere sehr unpassend Schlußvermögen. Ebenso gut könnte man offenbar den Unterscheidungssinn Urtheilsvermögen und den Vergleichungssinn Begriffsvermögen nennen. Causalitätssinn ist eben nur ein wesentliches Element

*) Huschke a. a. O. S. 45 oben u. 185 Abs. 2.

bei der Schlußbildung aber nicht das einzige. Des Ausdrucks Vergleichungs- und Causalitätssinn wird man sich bedienen können, der Ausdruck Witz- oder Scherztalent ist hingegen entschieden verwerflich, da er nur zu Verwirrungen Anlaß giebt. Er beruht auf der durch Beobachtungen nicht bestätigten Annahme, daß damit begabte Personen Witz besäßen. Vielmehr kann man nur bemerken, daß sie Contraste lieben, und insofern Scherze meist auf dergleichen zurückzuführen sind, enthält die Bezeichnung Scherzsinn wenigstens eine Ahnung des Richtigen. Es wird dafür aber besser der Ausdruck Contrast- oder Unterscheidungssinn anzuwenden sein. Uebrigens liegt es auf der Hand, daß man wider jede der gewählten Bezeichnungen Einwendungen machen kann; die Sprache ist eben hier, wie so oft für Sachen, zu eng.

1. Die generalisirende Intelligenz.

Gewisse Personen lieben es sehr, Aehnlichkeiten zwischen Dingen ganz verschiedener Art, z. B. zwischen Tönen und Farben, Personen und Sachen ꝛc. aufzusuchen, während anderen Personen dies Alles entgeht und sie es höchstens bemerken, wenn sie darauf aufmerksam gemacht werden. Es zeigt sich dieser Unterschied sogar bei ganzen Völkerschaften: gewisse halbwilde Völkerschaften haben in ihrer Sprache für manche Dinge keine zusammenfassende Bezeichnung, so z. B. die Lappen nicht für das Rennthier im Allgemeinen und ebenso die Grönländer nicht für das Fischen überhaupt, indem erstere nur Ausdrücke für junge und alte, oder Rennthiere eines gewissen Gebrauchs ꝛc., letztere desgleichen nur für das Fischen der verschiedenen Fischarten besitzen. Es würde dies mithin einen Mangel an generalisirender Denkkraft anzeigen, eine Unmöglichkeit, diese Thierart, beziehungsweise Thätigkeit, die offenbar das ganze Denken und Sein jener Völker beschäftigt und ausfüllt, zu überschauen, das Gemeinsame, Uebereinstimmende, Aehnliche und Gleiche in ihnen zu erkennen und so dieselben wieder zu einem noch größeren Begriffs-Ganzen zusammenzufassen. Man möchte daher verschiedene Grade der generalisirenden Denkkraft anzunehmen haben: sie beginnt sobald der Mensch die Dieselbigkeit verschiedener sinnlichen, nicht durch die nämlichen innern Wahrnehmungskräfte zu erfassenden Dinge zu bemerken sucht und erreicht ihren Höhepunkt, wo ihm, wie dem großen Denker Spinoza, alle Dinge nur als Ausflüsse einer ihnen zu Grunde liegenden, nicht näher zu definirenden, ineffablen „Substanz", als flüchtige Wellen dieses großen Substanzmeeres erscheinen. Es werden

dergleichen Philosophien dadurch zur „All=Eins=Lehre" mit dem Motto:

> Ich sah empor und sah in allen Räumen Eines,
> Hinab ins Meer und sah in allen Wellenschäumen Eines rc.

Gewisse Personen und Völker scheinen nur diese Art Reflexionskraft auszubilden und niemals irgendwie merklich auch nur dazu fortzuschreiten, individuelle Besonderheiten klar zu unterscheiden, geschweige einen nennenswerthen Causalnexus zwischen denselben zu erkennen. Dahin gehören diejenigen, welche sich die Dinge nur durch Vergleiche klar zu machen vermögen oder klar zu machen lieben; ja es scheint, daß der bei weitem größte Theil der Menschen nur diese reflective Denkkraft in größerer Ausbildung besitze, weshalb alle Volksredner und Populärschriftsteller sich der Vergleiche und sprüchwörtlichen Redensarten so sehr bedienen und damit am weitesten kommen. So besitzen alle Orientalen vorzugsweise nur diese Denkkraft, wie denn z. B. das Tautologische der hebräischen Poesie hierin wurzelt. Ebenso ist diese Contemplationsweise aus naheliegenden Gründen dort sehr ausgebildet, wo eine gewisse Betheiligung der Menge an den öffentlichen Angelegenheiten stattfindet, wie bei den Engländern und Nordamerikanern. Von der vergleichenden Sprachwissenschaft ist bemerkt worden, daß in der aus den Vedas zu erkennenden arischen Ursprache sich zwar eine Fülle von Wörtern für gewisse Dinge und Zustände finde, aber es fehle denselben an Schärfe und Einzelbestimmung; die Bedeutung vieler Wörter verschwimme in einander und zergehe wie Nebel, die Synonymen seien zu zahlreich. Erst das verständige Griechische bringe Ordnung in den Reichthum, weise jedem einzelnen Worte seinen bestimmten Sinn und Platz an und gebe der doppelten Anwendung einen bestimmten Gebrauch. Die Sprache der Vedas sei bilderreich, aber Ordnung und Unterordnung sei noch ganz elementarisch, die Sätze folgten einander, aber verketteten und durchdrängen sich nicht. Erst das Griechische sei von der Dialektik geschult worden. Der Psycholog sieht hieraus leicht, welche reflective Denkkraft bei den Indern und welche bei den Griechen zur Ausbildung gekommen ist, und wird sich danach z. B. leicht zurecht legen können, weshalb die Orientalen zum Pantheismus neigen, die Griechen aber dem Polytheismus huldigen. Es scheint hiernach überhaupt, daß die Hervorhebung der Uebereinstimmung in den Dingen, die Erfassung ihrer Gleichheit und Aehnlichkeit der erste und einfachste Akt höherer Cultur und des reflectiven Denkens sei, ja daß gewisse

Personen und Menschencomplexe sich nur bis zu ihm zu erheben vermöchten. Beobachten läßt es sich, daß gewisse Personen nur oder ganz vorzugsweise die Argumentationsweise durch Vergleiche, Präcedenz- und Coexistenz-Fälle lieben und sich beruhigt fühlen, sobald ihnen nur gezeigt wird, es sei da und dort auch schon so gehalten worden, wie im Zweifelsfalle, während ihnen die Aufsuchung von Unterschieden und Widersprüchen in den Dingen, oder deren Ursprung und nothwendige Entwicklung (Consequenzen) sehr gleichgültig sind, sie nach daraus hergeleiteten Argumenten kein Verlangen tragen und mit dergleichen nichts anzufangen wissen.

Suchen wir weitere einzelne Aeußerungen und Producte der generalisirenden Denkkraft auf, so finden wir Folgendes. Sie ist schon thätig bei der bloßen Namengebung, indem regelmäßig die Namen besonders bei rohen Völkern einen Vergleich mit anderen Dingen ausdrücken. Sie ist ferner überhaupt thätig bei Aufsuchung des Gemeinsamen in den einzelnen Dingen, und Personen, die mit ihr ausgestattet sind, aber dies nicht wissen, glauben durch eine solche Denkoperation das Wesentliche und Wesen der Dinge erkennen zu können. Sind dergleichen Personen nicht zugleich mit Beobachtungstalenten begabt, welche dem generalisirenden Contempliren das nöthige Gegengewicht halten, so erscheinen ihnen leicht die einzelnen Dinge als gleichgültig, nur als Abbilder von Urbildern (die Göthesche „Urpflanze“!), und sie legen dann auf den (Grund-) Typus der einzelnen Dinge das größte Gewicht, obgleich sie wiederum im Stande sind, diesen Grundtypus in einem ganz gleichgültigen einzelnen Dinge zu erblicken und ein Nichts für das Universum anzusehen. Sie suchen daher diese Typen als das Wesentliche in den Dingen überall auf, lassen das ihrer Ansicht nach Unwesentliche bei Seite liegen, sehen nur auf das „Characteristische“, die „Idiomata“ der Dinge und scheinen deshalb deren Kern zu erkennen, das Schwarze in der Scheibe zu treffen bei ihren Schilderungen von Dingen, Personen und Zuständen. Es entsteht dadurch einerseits ein Zusammenfassen (Subsumiren) der Dinge nach Arten und nach Gattungen als Arten von Arten, als Arten in höherer Potenz und so fort, andererseits ein Sondern dessen was Substanz (Wesen) ist von den bloßen Attributen, den „*unwesentlichen*“ Eigenschaften der Dinge. Ihre Thätigkeit läuft dadurch bei einigermaßen mit entwickelter Unterscheidungskraft meist auf ein Eintheilen, Ordnen und Klassificiren der Dinge hinaus; sie verwechseln deshalb meist Vergleichen mit Erklären und Definiren, und sehen letzteres mit bloßen

Vergleichen schon als bewirkt an, ohne sich auf die Contraste in den Dingen und deren allmälige Entwicklung einzulassen. Ja sie sehen, wie Plato und die mittelalterliche Scholastik es thaten, geradezu die Gattungen als die Dinge an und werden auf diese Weise hart und grausam gegen das Individuelle. Zwei verschiedene Dinge erscheinen solchen Personen unzweifelhaft unter sich selbst als gleich oder ähnlich, wenn sie einem Dritten gleich, beziehungsweise ähnlich sind, und sie suchen ihre Behauptungen meist auf diese Weise als richtig zu erweisen. In der generalisirenden Denkthätigkeit wurzelt ferner zu einem sehr wesentlichen Theile das Bedürfniß für Definitionen. Man hat bemerkt, daß jede Definition doch nur etwas Tautologisches enthalte, das Nämliche nur in anderer Form gebe; allein eben durch die Angabe der einzelnen Merkmale eines Dinges wird doch außer dem Bedürfniß der unterscheidenden hauptsächlich das der generalisirenden Denkthätigkeit befriedigt, indem man nun für alle einzelnen Fälle den Typus einer Sache an ihren „charakteristischen Merkmalen" inne hat. Daher ihr Werth und ihre Wichtigkeit.

Alle wissenschaftlichen Gesetze und Regeln sind ebenfalls zunächst Ausflüsse der generalisirenden Denkthätigkeit: sie sprechen das mehrfach vorgefundene Gleiche als ein unter den nämlichen Verhältnissen und zwar als „Gesetz" stets und als „Regel" mit gewissen Ausnahmen Wiederkehrendes und beziehungsweise Stattfindendes aus, als ein „Allgemeines". Die generalisirende Denkthätigkeit ist so die Wurzel alles Verallgemeinerns. Ist diese Wiederkehr nur eine vermuthete und als wahrscheinlich angenommene, so entsteht eine bloße Hypothese. Ist für mehrere Gesetze wieder ein gemeinsamer Mittelpunkt gefunden, als dessen bloße Ausflüsse sie erscheinen, so spricht man von einer Theorie. Diese letztere ist daher ebenfalls vorzugsweise ein Product der generalisirenden Denkthätigkeit.

Auch die meisten Erfindungen sind wesentlich Producte des generalisirenden Denkens: wenn von Watt gesagt wird, er habe, vor dem kochenden Theetopfe sitzend, daran gedacht, daß die den Deckel des Topfes hebende Kraft des heißen Dampfes auch statt des Deckels einen Kolben mit einer Kurbel daran heben könne, so weist dies darauf hin, welche Denkkraft bei diesem Vorgange in ihm hauptsächlich thätig war. Die meisten Erfindungen beruhen eben auf einem Aehnlichfinden verschiedener Dinge — einem Verallgemeinern, sind meist nur ein Auffinden von Surrogaten und Auskunftsmitteln von gleicher Kraft, Wirkung ꝛc. mit den zu den betreffenden Zwecken eigentlich und gewöhnlich

dienenden Gegenständen. Es ist eine durch Beobachtungen nicht bestätigte Behauptung G. Combe's (System of phrenology II. S. 170 d. 5. Ausg.) daß „Causalitätssinn" die Quelle von Hülfsmitteln sei. Nach meinen Beobachtungen sind vielmehr Personen mit kräftigem „Vergleichungssinn", aber schwachem Causalitätssinn unerschöpflich an Auskunfsmitteln und „Surrogaten". Diese Personen waren dagegen nicht im Stande, einen langen Causalnexus, eine Reihe von Entwicklungsstadien zu überschauen, ferne Ziele ins Auge zu fassen und überhaupt „folgerecht" zu handeln und zu denken. Sie hatten nur die unmittelbarste Gegenwart im Auge und suchten sie so sehr als möglich „rein" darzustellen, alles „unnöthige Beiwert" davon zu entfernen. Sie sahen in den Dingen nur „coincidence", zufälliges Zusammentreffen, und letzte Gründe der Dinge, fernste Entwicklungsstadien waren ihnen gleichgültig. Hingegen Personen mit großem „Causalitäts-", aber geringem „Vergleichungssinn" schienen eher langsam, ja unbeholfen (dull), wie ja Combe (a. a. O. S. 165) selbst zugiebt. Sie haben eben nicht das Bedürfniß, früher zu handeln, als bis sie eine Sache „vollständig übersehen" zu können glauben, was freilich oft das Handeln auf den Nimmermehrstag verschieben heißt. Genau besehen lassen sich auch nur diese Folgerungen aus den von Combe a. a. O. S. 170 angeführten Beispielen ableiten und die oben angegebene von ihm gezogene ist daher irrig.

Auch die Productivität und die Phantasie vieler großen Künstler und Denker beruht entweder ganz oder zum wesentlichsten Theile auf dieser verallgemeinernden Denkkraft. Sie giebt ihnen die Schnellkraft, ihre Anschauungen durch die treffendsten Vergleiche deutlich zu machen. Wenn wir z. B. in Göthes Faust lesen:

Geht Ihr nur immer! Leimt zusammen,
Braut ein Ragout aus Andrer Schmaus
Und blas't die kümmerlichen Flammen
Aus Eurem Aschenhäufchen 'raus!

so sieh man schon aus diesen wenigen Zeilen, welches wesentliche Element die Gabe des treffenden Vergleichs für den Künstler bildet, und wie sie ihn befähigt, nicht nur seine Gedanken deutlich zu machen, sondern auch seinen „Gestalten" allgemeinere Bedeutung zu geben, und es bedarf nur dieser Andeutung, um zugleich sofort einleuchtend zu machen, daß ebenso alle Symbole, Pendants und Allegorieen ihre letzte Basis in der generalisirenden Denkkraft besitzen.

Nicht minder beruht hauptsächlich auf der generalisirenden Denkkraft das Bedürfniß der Einheit in Kunstwerken, in Staat und Religion, ja im Leben überhaupt: nur dort, wo diese Denkkraft zu sehr und somit zum Nachtheil der anderen entwickelt ist, verlangt man nach einer zu straffen Centralisation; dann will man alles gleichartig eingerichtet wissen, und die Uniformirung ist das Ideal. Allerdings spielen bei der „Centralisations-Neigung" noch andere Geisteskräfte mit, insbesondere mehrere Gemüthskräfte: man „will" dabei, daß Alles von einem Centralpunkt gelenkt werde, die übrigen untergeordneten Functionäre nur mechanisch die Anordnungen der obersten Ursache ausführen. Die dazu mitwirkenden Gemüths-Anlagen geben der Uniformirungsneigung den Halt in der Gesinnung; aber ihre Form und ihren gedanklichen Schwung bekommt sie erst durch die generalisirende Denkkraft.

Endlich beruht ganz wesentlich auf der generalisirenden Denkkraft die sogenannte Ideen-Association, soweit sie ähnliche Gegenstände und Erscheinungen verbindet, und ebenso die practische Ideen-Association, die Anempfindung, die sich mit jeder Situation ꝛc. Anderer in Uebereinstimmung weiß, wie sie Hamlet dem Polonius abzulocken versteht, wenn er diesen höfischen Schwächling die nämlichen Aehnlichkeiten an der Wolke glauben macht, die ihm, dem Hamlet, gerade beifallen. Personen von vorwiegender generalisirender Denkkraft lieben es, wie bemerkt, nur durch Aehnlichkeiten zu argumentiren: weil etwas Aehnliches in ähnlicher Lage geschehen und gethan, müsse es auch wieder so geschehen und gethan werden, wogegen dann meist irgend ein Distinctiönchen hervorgesucht zu werden pflegt — wie man in den gleichgültigsten wie wichtigsten Dingen alle Tage erleben kann, z. B. wenn Katholiken argumentiren, der Papst sei nur als Papst, aber nicht als Mensch unfehlbar ꝛc.

Treffende Vergleiche und überraschende Ideen-Associationen nach der Aehnlichkeit der Vorstellungen werden zum Witz, wenn dadurch zugleich ein Herabziehen und Nichtigerscheinen des Hauptgegenstandes mit einem Doppelgänger herbeigeführt wird; denn der eigentliche Witz ist nie ganz harmloser Natur, wie sich an jedem ersten besten Witze nachweisen läßt.

Es liegt auf der Hand, daß diejenigen Denker, bei welchen die generalisirende Denkkraft vorwiegt, eine derselben gemäße Weltanschauung haben und aufstellen werden: da sie nur auf die „Typen" der Dinge, die

„Urbilder" derselben Gewicht legen, so interessirt sie eben nur die Substanz, das ewig Eine in den Dingen, und die einzelnen Erscheinungen werden ihnen leicht gleichgültig: sie neigen zur absoluten Identification der Dinge, zum Verflüchtigen der „Erscheinungen" in der Substanz, zum „Substantialismus", Indifferentismus, Quietismus, zum Anerkennen bloß der Gattungen als Dinge 2c. Sie sind im Stande, im Einen Alles und in Allem nur Eines zu erblicken, sehen in einer „Monas" das Weltall sich spiegeln und im Universum nur eine Monas, sind starre Monisten. Daher dies Zerfallen der Welt in Idee und Erscheinung, Sein und Schein, Jenseits und Diesseits, Substanz und Attribut, Seele und Leib, Geist und Körper, Gott und eine Gott völlig unähnliche und fremde Welt und dergleichen sich bei den betreffenden Denkern maßlos urgirt findet. Man nennt solche Denker deswegen oft Idealisten, weil ihnen nur die „Idee" etwas werth sei und sie die gemeine Wirklichkeit verachten, obgleich man hierin wahrscheinlich nicht genau genug beobachtet haben möchte; denn, wenn eine solche Verschmähung der „gemeinen Wirklichkeit" stattfindet, so wird vielmehr künstlerische Neigung des Gemüths, der sogenannte Idealitätssinn dies zu Wege gebracht haben.

Oft lassen sich die mit generalisirender Denkkraft begabten Personen am Einfall, an der Aphorisme, der Sentenz, am bloßen Aperçü, am prophetischen Gedankenblitz, am Symbol genügen, da sie in ihnen schon das Ganze zu besitzen wähnen und Entfaltung ihnen überflüssig scheint. Das Verallgemeinern ist eben ihre Stärke. Pantheismus, Mysticismus, quietistisches Gehenlassen der Dinge entstehen auf dieser Grundlage leicht je nach den verschiedenen Combinationen von Geisteskräften, die dazu noch mit erforderlich sind.

Die hauptsächlichsten Denker, die dieser Richtung huldigten, dürften unter den Occidentalen Plato, Spinoza und Schelling sein, während die orientalische Weltanschauung ihr wo möglich noch weit entschiedener huldigt. „Der Kern von Plato's Ideenlehre ist, daß das wahre Leben nicht das sichtbare, diesseitige, sondern das jenseitige, unsichtbare sei". In Spinoza's substantialistischem Geiste verschwimmen alle Dinge zu flüchtigen, gleichgültigen Meereswellen vor der ihnen zu Grunde liegenden Substanz des allgemeinen Meereswassers, werden zu bloßen Attributen von ihr, und er vermochte eben deshalb, echt mystisch, diese Substanz gar nicht weiter zu definiren, als daß sie causa sui sei, da natürlich jede Definition,

als Beschränkung, ihr ihre Allgemeinheit geraubt haben würde. — Bei Schelling streift es oft an das Komische, wie er sich abmüht, die Substanz zu definiren und wie er sich nahe daran glaubt, durch recht ernstes Nachdenken das Wesen der Dinge ergründen zu können, wie er aber trotz alles Wechsels seiner Standpunkte, mag er seinem Philosophiren einen spinozistischen, jakob-böhmeschen oder gar johanneischen Anstrich geben, doch nie über einen substantialistischen Character desselben hinauskommt.*)

Die genetische Methode in der Naturwissenschaft hat ihre Basis in derselben Geistesrichtung und die letztere macht sich dabei um so mehr geltend, je mehr eine Unveränderlichkeit der Typen und des Weltorganismus behauptet und eine wirkliche Weltentfaltung und Weiterentwicklung geläugnet wird. Je mehr dagegen ein wirklicher „Fortschritt" behauptet wird, um so mehr besitzt der Behauptende zugleich eine entwickelte suppletorische Reflexionskraft.

Alle sogenannten absolutistischen, religiösen und politischen Systeme, sei es in Form der geistlichen oder weltlichen Autokratie oder der absoluten Demokratie, leiden ebenfalls an dieser Starrheit, dieser Schemenhaftigkeit alles individuellen Lebens, diesem eigentlichen geistigen Tode bei allem Lebensschein, und zwar allemal um so mehr, je mehr sie sich im ausschließlichen Besitze der „Wahrheit" glauben, obwohl natürlich zu einem solchen Resultate auch noch andere einseitig sich geltend machende Geisteskräfte mitwirken, namentlich bei den betreffenden Herrschern, deren Gemüthskräfte des (blinden) Vertrauens auf die Richtigkeit ihrer Ansichten und des Selbstgefühls (Gefühls ihrer persönlichen Würde), und bei deren Dienern (Gläubigen) der Mangel an Selbstgefühl verbunden mit übergroßer Neigung zum Hoffen und Harren, Bewundern und Dienenwollen.

Es ist jedenfalls sehr merkwürdig und beachtenswerth, daß die Neigung, in allen Erscheinungen nur das Nämliche, Gleiche, Identische zu erblicken, einerseits zur höchsten Duldung, ja Anarchie führen, andererseits ein Element der höchsten Unduldsamkeit abgeben kann: zur Unduldsamkeit dürfte diese Neigung führen, wenn zu ihr starke Neigung zum Vertrauen, Bewundern und sogenannter starker Zerstörungssinn sich gesellen, und von Unterscheidungssinn, Gewissen und Wohlwollen nicht gezügelt werden, wodurch die Ueberzeugung entsteht, daß Einheit, Gleichheit, Dieselbigkeit, Identität in der Welt, der „nämliche Rock und Gott" den höchsten

*) Nach dieser Richtung hat eine vor einiger Zeit erschienene Schrift von A. Jung: „Ein Gespräch mit Schelling" ein gewisses psychologisches Interesse.

Werth habe und daß sie daher zu erstreben, die Erscheinungen danach zu corrigiren und ihnen nach dieser Richtung hin Nachhülfe zu bringen sei, wo es daran (wirklich oder vermeintlich) fehle; ist hingegen andererseits diese Gemüthsrichtung und das ihr entsprechende Streben nicht vorhanden, tritt vielmehr sogar noch ein Wohlgefallen an einer Buntheit und Verschiedenheit der Erscheinungen jenem Streben entgegen und reißt es mit sich fort, und besitzen solche Personen zugleich viel Gewissen und großes Wohlwollen, so lassen sie gern in Allem gewähren und erscheinen wohl gar als Indifferentisten und Quietisten.

Verbindet sich das Identitäts-Streben mit großer Neigung zum Gruppiren, zum mechanischen Umgestalten (den sogenannten Ordnungs- und Constructions-Sinnen) und fehlt es daneben den betreffenden Personen an Herzensgüte und an Wohlgefallen für eine bunte Mannigfaltigkeit der Welt, so entsteht ein dürres Centralisiren, Schematisiren und Reglementiren, ein starrer Formalismus. Daraus folgt übrigens nebenbei, daß mit Declamationen wider die Centralisation und ihre üblen Folgen sehr wenig gethan ist, so lange eine solche Einseitigkeit des Geistes der Menschen, aus der diese übertriebene Werthschätzung der „Einheit" hervorgeht, nicht geändert wird.

Auf der Fähigkeit die Dinge als Allgemeinheiten aufzufassen, beruht aber jedenfalls die Möglichkeit einer Erziehung: wo unter den reflectiven Denkkräften sogar sie fehlt, da mögen die Beobachtungskräfte noch so stark sein, die Person gleicht doch mehr einem Affen und Narren, einem kleinlichen Notizenkrämer, als einem Menschen mit „gesundem Blick".

2. Die unterscheidende Intelligenz.

Entgegengesetzt den zur Identification der Dinge und zur Aufsuchung des „im Grunde" gleichen Kerns in ihnen neigenden Personen giebt es erfahrungsmäßig andere, denen nichts schwerer wird, als die Anerkennung von Gleichheit und Uebereinstimmung in den Erscheinungen. Sie vermögen es selten, die Dinge aus gewissen „Hauptgesichtspunkten" zu betrachten. Tüpfelsüchtig (pointilleux) wollen sie hingegen auch den Punkt des I noch genau präcisirt wissen und sind scheinbar große Egoisten, weil sie nichts anzuerkennen wissen, als was sie selbst vollbracht und gearbeitet haben. Sie finden es ganz unbegreiflich, wie man nur dazu kommen könne, Alles über Einen Leisten zu schlagen, und „alle Rosen dieses Lebens zu zerstampfen, um nur einige Tropfen Rosenöl daraus zu

gewinnen." Ihnen wird es oft schwer, auch nur einen treffenden Vergleich zu entdecken, da sie gleich herausfinden, daß jeder Vergleich hinke, alle Dinge eigentlich toto capite verschieden seien. Sie „verwechseln" zwar die Dinge niemals miteinander, finden aber zu Beispielen keine Regeln und zu Regeln keine Beispiele, weil Regeln, Gesetze, Gattungsbegriffe ꝛc. für sie gar nicht existiren. Sie sehen überall nur Discrepanzen, Verschiedenheiten, Ausnahmen. Subsumtionen sind ihnen eigentlich unzulässig. Sie können wohl deshalb oft zu keinem Entschluß kommen, da jeder Entschluß eben ausschließt, daß man die Sache auch noch anders mache und dies Anders doch möglicherweise sogar etwas Besseres sein kann. Ebenso finden sie wider jeden Entschluß anderer Personen etwas einzuwenden, oft sogar ohne nur anzugeben, wie sie es an deren Stelle machen würden. Nichts ist ihnen mehr zuwider als die Monotonie, das „Grau in Grau" einer Theorie, und sie lieben es deshalb das Wildfremdeste, Edles und Gemeines, Tiefsinn und Blödsinn, Lustiges und Trauriges, Ernst und Scherz, Leichtsinn und Tugendhaftigkeit, Erhabenes und Gemeines ꝛc., kurz Contraste möglichst schreiend und unvermittelt neben einander zu stellen. Sie gehen aus dem Hundertsten ins Tausendste, um nur der Einförmigkeit zu entfliehen. Nie sind sie um einen Fond von Einwänden verlegen, um die Verschiedenheiten der Fälle zu beweisen und daß von einer „Allgemeinheit" keine Rede sein könne, daß vielmehr jeder Fall und jede Lage ein individuelles Sein besitze, während die „Substantialisten" durch den Beweis der Gleichheit und Gleichartigkeit der Fälle zu überzeugen suchen. Sie werfen den Identitätsfreunden vor, daß ihnen Alles zum Nebel der Unbestimmtheit verschwimme, und sie lieben für sich das Sondern und feine Distinguiren „nach Advocatenweise", da ihnen die Individuation und Mannigfaltigkeit der Dinge das Höchste ist.

Diese Denkart ist die Mutter aller kritischen, skeptischen, atomistischen und auch vielleicht aller nihilistischen Systeme, obwohl das Auftreten der letzteren im Orient eher auf Identitätsneigungen hinweist, die dabei im Spiele sein können. Dieses Individuationsprincip ist ferner ein wesentliches Ingrediens des sogenannten Materialismus; die Denker, welche dergleichen Systeme aufstellen, müssen einen sehr kräftigen und vorwiegenden „Unterscheidungssinn" besitzen, sonst könnten sie nicht das gemeinsame Band aller Dinge leugnen. (Es muß aber noch ein starkes Vorwiegen der Beobachtungskräfte hinzukommen, damit auf sie die Verse

des Faust Anwendung finden können: Was Ihr nicht wägt, hat für Euch kein Gewicht rc.) Anarchie ist im Grunde genommen das ethische Ideal der Kritizisten; ihr Motto, die Basis ihrer Weltanschauung lautet: Alles ein Nebeneinander. Contrast, Widerspruch, Incongruität, Incommensurabilität, Unvereinbarkeit, Sonderbarkeit, Originalität, Individuation, selbst Wunderlichkeit, Zerrissenheit, Verzerrung der Dinge, Einschränken und Bezweifeln und dergleichen sind das Lieblingsthema ihrer Betrachtungen. Man ist über das letzte Stadium ihrer Meinungen nie sicher, wie A. v. Humboldt sich über H. Heine treffend ausdrückt. Man erlangt ihnen gegenüber niemals Zustimmung und Billigung, man mag es anfangen wie man will, wie Goethe von Herder gesagt hat. Es sind die Geister, für welche die Worte des nämlichen Altmeisters über die Deutschen gelten, wenn er sagt: reiche man ihnen den Stiel des Messers, so fänden sie ihn stumpf und reiche man ihnen dessen Spitze, so klagten sie über Verletzung, sie hätten die eigene Art, daß sie nichts annehmen könnten, wie man es ihnen biete; für neue Formen (Goethe meint wohl neue Allgemeinheiten) fehle ihnen die Empfänglichkeit, sie brauchten Zeit, um anzuerkennen; man befinde sich ihnen gegenüber stets isolirt, sie seien reine Privatleute. Sie verstehen eben nur, Alles zu tadeln, wider Alles zu protestiren, aber nie ein positives Handeln und Schaffen zu vollführen. Auch was Goethe von den Menschen überhaupt sagt, daß man eigentlich nur für sich selbst wisse, was man recht wisse; sobald man es ausspreche, rücke Einem gleich Bedingung, Widerrede auf den Hals, paßt vorzugsweise auf derartig beanlagte Charactere. Jener Fürst von Gotha, von dem man erzählt, er habe eine Staatskarosse in Todtenkopfsform erbauen lassen, Verkleidungen und Zerrbilder übermäßig geliebt und dergl., muß ebenfalls diesen deutschen „Individualismus“ in hohem Maße besessen haben. Je mehr einzelne Personen und ganze Nationen dazu organisirt sind, namentlich wenn nicht bloß der Unterscheidungssinn, sondern auch die mit ihm mehr und minder sympathischen Gemüths-Kräfte, z. B. des Selbstgefühls, der Festigkeit, des Bekämpfungs- und Zerstörungstriebs, der Idealität, der Sorglichkeit und des Gewissens und überhaupt der sämmtlichen Beobachtungskräfte mit ihrem pretentiösen exacten Wissen entwickelt sind, um so schwerer entschließen sie sich zur Anerkennung allgemein anerkannter Wahrheiten, um so mehr opponiren sie sich nicht nur gegen „All-Eins-Lehren“ und „Centralisation“, sondern selbst gegen Anerkennung allgemeiner Naturgesetze, ja sogar gegen Thatsachen, die sie nicht selbst

mit eigenen Augen und Ohren bemerkt haben.*) So sehr auch eine solche Geistes-Organisation im Vergleich zu der Centralisations-Neigung vor der Stagnation des Scherens über einen Kamm bewahrt, so groß ist die Gefahr und zwar für den Einzelnen die des Stehenbleibens beim Nichtvollenden angefangener Dinge und für die Nation die der Zersprengung und Ueberwindung Seitens der Nachbarn wegen Uneinigkeit und „Particularismus“.

Wegen der Neigung, das Wildfremdeste zusammenzustellen, hat man die kritischen Geister oft als Dualisten bezeichnet, während man die Substantialisten, als Identitätsfreunde, Monisten genannt hat. Das dürfte sich indeß nicht empfehlen: die Substantialisten gehen bei ihrer Neigung den Kern der Dinge zu erfassen oft darin sehr weit, sehen als Abhub der „Substanz“ an, was wirklich nicht werthlos ist und dehnen so das „Unwesentliche“ zu weit aus. So können sie oft nicht umhin, diesem Abhub, dessen Kraft und Gewalt sie nicht zu leugnen vermögen, wieder als dem „Schlechten und Bösen“ ein eigenes Leben (als Ahriman, Mephisto, Teufel ꝛc.) beizulegen, wie religiöse Secten so häufig thun; dadurch werden auch sie, ungeachtet ihres Monismus, wieder zu Dualisten und zwar recht krassen; sie kommen auf diese Weise sogar sehr leicht zu einer dualistischen Weltanschauung, während eine solche den kritischen Geistern überhaupt fehlt. Es dürfte daher besser sein, diese Bezeichnungen zu vermeiden. Eher kann man die Substantialisten mit Goethe als Universalisten und die kritischen Geister als Singularisten bezeichnen.

Ueberall, wo Sitte, Herkommen, Etikette, Conventionalismus das Leben in gar zu geregelt enge, oder auch nur zu sehr in der Dieselbigkeit verharrende Schranken schnüren wollen, ist das Vorhandensein der unterscheidenden Reflexionskraft im Menschengeiste ein Hauptelement, welches das so häufig hervortretende Bestreben hervorruft, dergleichen Schranken abzuschütteln, obwohl selbstverständlich auch noch verletzte Gemüthskräfte ein gewichtiges Wort dabei mitsprechen. Es entstehen sogenannte Sturm- und Drangperioden auf Abschüttelung des Regelzwangs und Geltendmachung der Individualität gerichtet. Ein Aufschrei nach „Freiheit“ und

---

*) Von einer im Jahre 1865 in Weimar abgehaltenen Versammlung von Thierärzten wird berichtet, daß dort noch das Vorhandensein von Trichinen als Mythe bezeichnet sei; jedenfalls ein Beweis, wie schwer sogar die Anerkennung sinnlicher Thatsachen gewissen Personen wird, selbst wenn sie technische Vorbildung besitzen.

„Natur“ pflegt sich hören zu lassen. Man erwiedert auf den Einwand: Tertium non datur, dadurch, daß man wo möglich Centenarien geltend macht. Das Ernste wird travestirt und parodirt, auf die Monotonie des Tragischen und Traurigen verlangt man Satyrspiele und karnevalistisches Treiben. Die „Empfindsamkeit“ regt sich, indem die zarten Seelen durch jede Convention, Sitte und Regel sich beengt fühlen. Auf die Klage der Frau Professorin in Auersbach gleichnamiger Erzählung, daß ihr vom ganzen Dutzend ein guter Teller fehle, zerbricht ihr künstlerisch-genialer Ehemann noch einen mit dem Ausruf: Mein Dutzend hat nur Zehn. Wenn es in dem stark „subjectivistischen“ Frankreich zu lange in dem nämlichen Geleise fortgeht, heißt es: La France s'ennuie. Für den guten gesellschaftlichen Ton giebt man die Regel, in der Unterhaltung nicht zu lange bei einem und demselben Gegenstand stehen zu bleiben (während vielleicht anders angelegte Naturen klagen, daß es „den Leuten an Aufmerksamkeit, Ernst und Interesse fehle“) u. s. w. So sehr liegt es in der Menschennatur, die Dinge auch einmal auf den Kopf zu stellen und das Gegentheil von allem „Ehrbaren“ zu thun, um sich nur von der Steifheit und „Monotonie des Lebens“ zu befreien. Die Welt ist in diesem Lichte eben der betrunkene Bauer Luthers: Hilft man ihm auf der einen Seite auf das Pferd, so stürzt er auf der andern herunter. Man mag kein Haar ohne Schatten, kein Schlimmes ohne gute Seiten und umgekehrt. Wenn eine geregelte Lebensbeschreibung den Lebenslauf der Person von ihrer Geburt bis zu ihrem Tode erzählt, so schreibt der Humorist Sterne auch einmal einen Tristram Shandy, welcher das Leben des Helden gerade nur bis zu seiner Geburt enthält. Es liegt in dieser Zimmesart, daß zwar aus aller Ordnung, nach einem tiefsinnigen Ausspruche Goethes, zuletzt Pedanterie entsteht, daß dann aber das Bestreben nach Regellosigkeit sich geltend macht, welche wieder leicht in Frivolität und Frechheit endigt und so wieder auf „Ordnung“ hinweist. Der kritische Sinn weiß:

Baust Du ein Haus von Sonnenideen
Zum Wohnen frank und frei,
Die Endlichkeit mit ihrer Pein
Giebt ihm ein Dach von Blei.

Er denkt aber auch:

Ich hab' meine Sach' auf Nichts gestellt!
Drum ist so wohl mir in der Welt.

„Der Widerspruchsgeist ist dem Menschen gegeben, um den Unterschied der Dinge kennen zu lernen", und Fröbels „Erziehung durch den Gegensatz" hat darin ihr relatives Recht.

Der kritische Geist ist die Basis des Scharfsinns (der sogenannten Urtheilskraft) und der Kunst der Dialektik, der Kern des gesellschaftlichen Tacts, die Mutter des in Contrasten bestehenden Scherzes, wie die Identitätsneigung den auf Hervorhebung versteckter Aehnlichkeiten beruhenden Witz ermöglicht. Im Verein mit den Gemüthskräften ruft sie das Wunderkind des Humors ins Leben, das zwar über die Werthlosigkeit der Dinge ein vollständiges Bewußtsein hat, ihnen jedoch wegen ihrer lustigen Buntheit, vor Allem aber wegen des eigenen Behagens des gutmüthig-kritischen Geistes an solchem Bestehen der Nichtigkeit und des „höheren Blödsinns", das volle Recht ihrer Existenz einräumt.*)

Endigt die Identitätsneigung bei zu übermäßiger Geltendmachung spekulativ im Quietismus und Indifferentismus und bei praktischem Verhalten (wegen Erschlaffung der Beobachtungs- und Gemüthskräfte), auch wohl in Blasirtheit und Nihilismus, so endigt die Individuationsneigung dagegen bei gleicher Maßlosigkeit theoretisch im Irrationalen und Begriffslosen, in der Unerkennbarkeit des Dinges oder der Dinge an sich, und im praktischem Verhalten bei Gefallen am Absurden und Corrupten oder auch wohl am Läppischen. Sie verlangt, wie einst unsere

*) Nebenbei sei hier bemerkt, daß das „Komische" eigentlich also mindestens zwei ganz verschiedene Elemente in sich begreift: das Witzige und das Scherzhafte, in beiden Fällen aber mit dem Ziel, Dinge, die man als ähnlich mit oder verschieden von anderen aufzeigt, durch diese Zusammenstellung zu degradiren, weshalb das „Nichts" im Komischen eine so große Rolle spielt (cf. Zeising ästhetische Forschungen S. 291. 293). Ebenso ferner sei hier für die Kenner der Gallschen Geisteslehre die Bemerkung gemacht, daß nach meinen Beobachtungen bei Feststellung dessen, was von dieser Lehre als Function des sogenannten Witztalents angesehen wird, ein doppelter Irrthum begangen ist: einmal findet der Fehler, den Gall anfänglich meist machte, wenn er die Organe nach ihren stärksten Aeußerungen benannte, z. B. Activitätssinn als Mordsinn bezeichnete ꝛc., auch hier statt: daß das sogenannte Witztalent „Komisches" hervorbringt, ist vielmehr nur eine und zwar eine extreme Aeußerung desselben (in Verbindung mit noch anderen Organen). Sodann ist aber nicht die Aufsuchung von Aehnlichkeiten der Centralinhalt desselben, sondern gerade umgekehrt die Aufsuchung von Contrasten, wie auch einige Phrenologen sehr richtig hervorgehoben haben. Die Aufsuchung von Aehnlichkeiten ist Sache der vergleichenden Intelligenz. Zum Witz, zum so zu sagen Aehnlichkeits-Komischen, wird aber die Thätigkeit der vergleichenden Intelligenz in ihrem Resultat erst,

Romantik, die hierin wesentlich wurzelt, sichtbare Melodieen, kaltes Feuer und singende Blumen. Daß eine solche Abwendung vom Realen oft genug zu Melancholie und Verzweiflung führen muß, liegt nahe. Sowohl das Extrem der Identitäts-, wie dasjenige der Individuations-Neigung setzen eine Störung der Harmonie, eine Störung des Gleichgewichts in den Geisteskräften voraus, bei welcher kein Erkennen möglich bleibt. Les extrêmes se touchent. Bei so großer Ueberherrschaft des kritischen Geistes ist dann von Wissenschaft und Philosophie und was damit zusammenhängt nicht mehr die Rede. Erkennt der Kriticismus doch überhaupt nicht einmal Eigenschaften, sondern nur Eigenheiten der Dinge an; denn eine Eigenschaft würde ja deren Zusammenhang mit anderen, welche dieselbe ebenfalls besäßen, also eine „Allgemeinheit" an ihnen documentiren. Nur zu der Kunst, welcher auch vor Allem „Mannigfaltigkeit" unentbehrlich ist, hat die unterscheidende Denkkraft eine verwandtschaftliche Neigung; sie reißt deshalb auch oft genug die Künstler zum Zigeunerthum fort, während wiederum diese letzteren von solchem geistigen Vagabundenthum sich dann häufig durch Askese von der widerlichsten Art zu curiren suchen.

Extremer Kriticismus ruft bei besonneneren kritischen Geistern nicht selten eine Umkehr zu einer Anerkennung der Wahrscheinlichkeit des Erkennens hervor (Probabilismus). So that es schon der Neuakademiker Karneades und nicht minder Kant, als er eine „practische Vernunft" stabilirte,

---

wenn auf Degradirung des einen der beiden ähnlich befundenen Dinge ausgegangen wird, z. B. wenn von einem Bischof gesagt wird, er repräsentire in seiner Person Hirt und Heerde, oder wenn Börne sagt, seit Pythagoras für Entdeckung seines Lehrsatzes den Göttern eine Hekatombe von Ochsen geopfert, zittere jeder Ochs bei Entdeckung einer neuen Wahrheit. Und ebenso wird die Aufsuchung von Contrasten zum Scherzhaften, zum so zu sagen, Contrast-Komischen (mit dem Burlesken, Bizarren, Possenhaften rc. als Modificationen) erst, wenn dadurch, daß an einen Gegenstand etwas ganz Unangemessenes herantritt, seinem Werth und seiner Würde Eintrag geschieht, z. B. wenn neben einen Zwerg sich ein baumlanger Mensch stellt, wo dann beide lächerlich werden. Zeising führt in seinen ästhetischen Forschungen für das Contrast-Komische die hübsche Legende an, wonach es dem heiligen Petrus widerfahren sei, daß er, der „schon lange nicht darauf gewartet, von einem süßen Fräulein einen Kuß zu erhalten", einen solchen, von einer jungen, heiteren Person, der er den Zutritt zum Himmel verwehrt, sogar im Angesicht der Heiligen bekommt, wo denn Wihl, der die Geschichte in Verse gebracht, gewiß mit Recht schließen konnte:

Drob lachten alle Heiligen gar sehr,
Der heilige Petrus noch weit mehr.

nachdem er durch seinen zu starken Kriticismus auf die Ausgeburt des Dinges an sich gerathen war. Ein ähnliches Verhältniß findet auch bei den besonneneren Identitätsfreunden statt, die von dem fast mystischen extremen Abgrunde der Substanz sich abwendend, den Einzeldingen eine Selbstständigkeit wieder zuerkennen, wie es bekanntlich Leibnitz gegenüber Spinoza gethan hat. Das ist denn auch der tiefere Grund, weshalb kritische Perioden durch substantialisch-spiritualistische abgelöst zu werden pflegen und umgekehrt.

Dagegen ist die Unterscheidungsgabe, wie schon bemerkt, ein wesentliches Element Dessen, was man unter Takt und Maß versteht, wenn sie eben in Harmonie mit den übrigen Geisteskräften zur Manifestation gelangt; denn mit ihr ausgestattete Personen bemerken alsdann leicht die Verschiedenheit der Verhältnisse, und daß eben Eines sich nicht für Alle schicke. Personen hingegen, die mit überstarkem Vergleichungssinn ausgestattet sind, leiden leicht an einer unangenehm berührenden Maßlosigkeit, z. B. der bekannte Bogumil Goltz und Klein (der Verf. der jetzt erscheinenden sonst vorzüglichen Geschichte des Dramas).

3. Die ergänzende Intelligenz.

Man kann beobachten, daß einige Personen bei jedem Vorkommniß immer zuerst hervorheben, woher dasselbe komme, wovon es Folge sei,

---

Witz und Contrastkomisches werden somit erst durch Mitthätigkeit des zerstörenden Activitätssinns zum Vorschein kommen. Macht man hingegen den Unterscheidungssinn zum Urheber des Witzes, des Aehnlichkomischen, so wird erstlich derselbe Fehler begangen, durch welchen der vom Gewissen nicht geregelte starke Erwerbssinn anfänglich als Diebssinn bezeichnet ward, und zweitens übersehen daß auch ein Contrastkomisches vom Unterscheidungssinn allein nicht zu Stande gebracht werden kann, sondern dazu die Neigung zu degradiren und die Thätigkeit der sie constituirenden Geisteskräfte mit erforderlich ist. Uebrigens existirt auch ein Komisches, welches durch angedichtete oder begangene falsche Schlußfolgerungen hervorgebracht wird, also ein Komisches für die causalistische, die ergänzende Intelligenz, worin hauptsächlich das sogenannte Ironische liegen möchte. Ein sehr hübsches Beispiel enthält folgender Vers eines plattdeutschen, den Liebhaber zur Nacht einladenden Liedes:

Klopp an de Kamerdör — klopp an de Klink,
Vader denkt, Moder denkt: Dat deit de Wind!

Das Ironische ist überall zu finden, wo man etwas ganz Anderes aber leicht zu Errathendes sagt, als man meint, überall wo man den Sack schlägt und den Esel darunter treffen will.

oder umgekehrt, was daraus weiter werden solle, wo es hinaus wolle, auch wohl weswegen etwas zu geschehen habe, während die nämlichen Personen nicht das mindeste Interesse zeigen, im bunten Wechsel der Erscheinungen deren Gleichartigkeit mit anderen und so die „Harmonie der Welten“ zu entdecken, oder umgekehrt bei der Betrachtung der Absonderlichkeit und Eigenartigkeit der Dinge lediglich stehen zu bleiben und sich an dem Chaos einer solchen „Systemlosigkeit“ zu delectiren. Dagegen interessirt wieder andere Personen nur entweder die Identität und Subsumtion der Erscheinungen unter charakteristische „Hauptgesichtspunkte“, oder deren „Individuation“, während sie für ihren (Causal-) Nexus gleichgültig und sie selbst für die naheliegendsten Ursachen oder Folgen derselben wie blind sind, indem sie diese Ursachen nicht zu entdecken, die Folgen nicht abzuleiten verstehen. Auffallend ist namentlich das Verhalten jener Identitätsfreunde gegenüber den Tagesbegebenheiten; sie erscheinen ihnen meist kaum der Beachtung werth, und ich habe mehrere höchst geistreiche Personen gekannt, welche fast nie ein Zeitungsblatt in die Hand nahmen, weil sie nicht das Bedürfniß fühlten, das Unvollständige der darin besprochenen Tagesbegebenheiten nach Ursache und Wirkung derselben, nach rückwärts und vorwärts zu ergänzen. Bekanntlich steht der substantialistische Goethe auf diesem Standpunkte, er weiß gar nicht genug vor dem Lesen der „Tagesblätter“ zu warnen. Das Pathos von Personen mit der einseitigen Reflexions-Richtung auf eine solche Ergänzung der „Weltfragmente“ bildet somit weder die Identität und Einheit der Dinge, wie bei Personen mit vorzugsweise generalisirender Reflexionskraft, noch die Mannigfaltigkeit und Contraste der Erscheinungen, welche den Personen mit vorzugsweise entwickelter unterscheidender Reflexionskraft eigen ist. Dagegen sind sie stark darin, die Erscheinungen als w e r d e n d e zu erfassen und sie sowohl bis in ihre l e t z t e n G r ü n d e zu verfolgen, wie ihnen bis in ihre äußersten C o n s e q u e n z e n nachzugehen. *Ihr Pathos* ist eben das Janusgesicht des *C a u s a l - N e x u s d e r D i n g e.* Ja sie gehen hierin oft zu weit, indem sie Ursachen annehmen und Consequenzen ziehen, die durch die Wirklichkeit nicht bestätigt erscheinen. Sie sehen die Dinge deshalb weder so absolut selbstlos an wie die substantialisirenden Identitätsfreunde, noch so absolut selbstständig, wie die atomisirenden Individuations-Liebhaber, sondern alle Dinge sind ihnen, um an einen bekannten charakteristischen Lieblings-Ausdruck der Hegelschen Schule zu erinnern, M o m e n t e: selbstständig und unselbstständig zugleich, selbst-

ständig, indem ohne ihre gegenwärtige Gestaltung die „höhere Stufe“ derselben nicht zu erreichen sein würde, und ebenso die vorangehende unvollständig geblieben wäre, unselbstständig, indem die bestehende Stufe selbst ergänzungsbedürftig bleibt und die Sehnsucht in ihr pulsirt, diesen „Mangel“ abzustreifen und den „potentia“ nach in ihr vorhandenen „Zweck“ ihres Daseins „actu“ zu erfüllen, damit sie nicht Fragment, nicht bloßer „Theil“ des „Ganzen“ bleibe, sondern selbst ein solches Ganze werde. Ihr Grundsatz heißt nicht similia similibus, oder contraria contrariis, sondern defectis deficientia. Ihre Methode ist „synergisch“*). Die Dinge sind dergleichen Personen somit Steine eines Gewölbes, wo jeder den anderen trägt und von ihm zugleich getragen wird, jeder das Seinige zur Erhaltung der übrigen in der Schwebe beisteuert, oder auch wohl Glieder eines Organismus, wo jedes Glied zwar Bedeutung für sich hat, die Hand zunächst Hand ist, aber zugleich auch einen Theil eines größeren Ganzen bildet, die Hand zugleich das Ende des Armes bildet. Dadurch ist denn der bekannte aristotelische Gedanke möglich, daß man das Ganze als vor den Theilen existirend auffassen kann, aber erst das gewordene Ganze die Erfüllung (die Energie) des nur erst der Möglichkeit (der Kraft) nach vorhandenen Ganzen bildet.

Einer solchen Anschauungsweise entspricht der Ausspruch: die Wahrheit ist nicht, sondern wird. Oder: Nicht das Ziel, sondern der Weg! Diese Anschauungsweise kann somit nicht an einem Aperçü und Symbol sich genügen lassen, nicht in einer Monas das Universum erblicken, sondern sie verlangt eine Breite der Erscheinungen zum Begreifen der letzteren. Ebensowenig genügt ihr ein bloßer kaleidoscopischer, wenn gleich noch so sehr individualisirter Wechsel der Erscheinungen, sondern sie verlangt vor Allem nach einem (inneren) Zusammenhang unter ihnen, nach einer festgeschlossenen Verkettung der Dinge, nach Graden, Stufen, Fortschritten der Entwicklung. Sie muß als pragmatisch, teleologisch, immer geneigt sein, in jedem post hoc ein propter hoc aufzusuchen; ihr sind die Dinge Mittel zu höheren Zwecken; ihr Pathos ist, der „Relativität der Dinge“ gegenüber, das Resultat (in omnibus respice finem!), und wo es noch nicht erreicht ist, kann sie nur erst eine bloße „Tendenz“ erblicken, welche auf die

*) Vgl. v. Rußdorf: populäre Vorträge zur Förderung der Gesundheitskultur S. 35 ff. (Berlin, F. Duncker 1854) und Schultz-Schultzensteins bekanntes Werk über die Verjüngung des menschlichen Lebens.

Erfüllung, Vollendung, und somit auf eine Steigerung des bisherigen Seins des Dings hinweist, mag dafür auch zunächst eine Anregung, ein „Motiv" von außen nöthig werden. Trägt diese Steigerung zugleich die höchste Vollendung des Exemplars einer Gattung in sich, beabsichtigt und wirkt also die ergänzende Reflexion im Verein mit der generalisirenden Reflexion und der Gemüthsneigung zum Wählerischen nur dies, die vorzüglichsten Exemplare oder das vorzüglichste Exemplar der Gattung aufzufinden und als „werthvoll" anzuerkennen, so wird ein Muster, ein Ideal aufgesucht und aufgestellt. Der „Idealismus" sowohl in dem Sinne, daß das Einzelwesen einen selbstständigen, einen unbedingten Eigenwerth habe, wenn auch nur als nothwendige Entwicklungsstufe in einem größeren Ganzen (der Welt rc.), wie in dem Sinne, daß die unvollkommene Wirklichkeits-Existenz auf seinen Mustertypus hinweise, wurzelt also ganz wesentlich mit in dieser Geisteskraft, insoweit er vom Denken abhängt, — die generalisirende Reflexion kann wohl den „Begriff" (des Thiers, des Staats, der Religion rc. rc.) geben; aber ihr ist die häßlichste Kröte, wie das schöne Pferd gleich werthvoll, wie denn die hierin einseitig entwickelten Indier bekanntlich für alle Thiere Hospitäler erbaut haben. Ein Muster-Staat, eine Muster-Religion rc. rc. wird erst gedacht, wo die ergänzende Reflexion zu einer gewissen Stärke im Menschengeiste gelangt ist, eine Stärke, wie sie eben der hoch- aber schmalstirnige Kopf, namentlich der so gestaltete des Orientalen noch nicht besitzt. Man hat deshalb die ergänzende Intelligenz häufig, aber offenbar ungenau, Idealismus genannt.

Daß ebenso erst mit der stärker gewordenen ergänzenden Denkkraft die Begriffe des Nutzens, des Werths, des Glücks, Utilitarismus und Eudämonismus, auf die Tagesordnung kommen, bedarf keiner Ausführung. Nicht minder gilt dies von dem Begriffe der Vervollkommnung, Besserung, Buße und des Fortschritts — vorher ist die Menschheit wie blind dafür, wie uns der Orient in der Geschichte, ja selbst noch bis auf den heutigen Tag erscheint. Erst wo das πάντα ῥεῖ gedacht worden ist, erst wo die „Entwicklung" nicht blos als eine typische der Gattung, sondern als eine geschichtliche, nie abgeschlossene und immer höhere und höhere, als „Perfectibilität" erfaßt, das „Denken" als in eine unendliche Linie führend erkannt worden ist, beginnt und liegt die höhere Menschheit. Denn nun erst kann von wirklichen Systemen mit ihrer Breite die Rede sein. Vorher genügt man sich

am „Aperçü", an der Spruchweisheit und erblickt im Einen Alles. Daher diese unangenehme Zusammenhanglosigkeit, dieser Mangel an causalistischer Entwicklung in allen orientalischen Schriften. Freilich beginnen mit der Kräftigung der ergänzenden Intelligenz auch gleichzeitig die Utopien aufgestellt zu werden, als für alle Zeit als fertige und abgeschlossene erdachte Ideale, und der Dogmatismus macht sich geltend, der seinen gefundenen „letzten Grund" als den letzten Grund überhaupt hinstellt. Je starrer dann Ein „Princip" als ausschließlich berechtigt behauptet, je mehr Consequenzenmacherei und „Principreiterei" mit ihm getrieben wird, um so härter ist und wird der geistige Despotismus, um so dürrere und zudringlichere Scholastik und Schematismus macht sich geltend. Dann beklagt man wohl gar diese stete Nichtvollendung als ein Uebel, während man eine solche Unendlichkeit gerade als die herrlichste Gabe des Menschengeistes preisen und es erkennen sollte, daß nur das geistig Todte ein Fertiges sei. Das liegt aber nur daran, daß die ergänzende Reflexionskraft von der generalisirenden und den Autoritäts-Gefühlen ins Schlepptau genommen wird und die ihr gebührende Gleichberechtigung noch nicht völlig durchgesetzt hat. Erreicht die ergänzende Denkkraft aber gar eine zu große Stärke, so entstehen wohl selbst Naturen, bei denen das Bessere stets zum größten Feinde des Guten wird, und die dadurch in Thatlosigkeit versinken, da sie über dem Wege jeden Ziel- und Ruhe-Punkt aus dem Auge verlieren.

Eine Schwäche der ergänzenden Reflexionskraft zeigt sich häufig auch darin, daß die in ihr liegenden beiden Seiten durch den störenden Einfluß der anderen Geisteskräfte als verschiedene aufgefaßt werden, z. B. wenn man eine besondere Centripetal- neben einer Centrifugalkraft hypostasirt, während die Natur doch die Zusammengehörigkeit dieser beiden sogenannten Kräfte deutlich genug zeigt, wie das Athmen z. B. nicht blos Aus- sondern auch Einathmen ist. Das Nämliche geschieht, wenn man Wesen und Erscheinung auseinanderreißt, während die letztere doch nur das noch unentwickelte, implicite, dem Keime nach vorhandene Wesen sein kann rc. Es scheint diese Schwäche dadurch hervorgerufen zu sein, daß die ergänzende Reflexionskraft vom Unterscheidungssinn zu sehr beeinflußt wird.

Der Hauptvertreter der supplirenden Denkrichtung unter den bisherigen Philosophen wird immer Hegel bleiben. Kein Philosoph vor ihm hat so wie er die Ergänzungs- und Entwicklungs-Bedürftigkeit aller Erscheinungen urgirt und zur eigentlichen treibenden Seele des Philoso-

phirens gemacht. Alle übrigen erscheinen mit ihm verglichen, mit alleiniger Ausnahme von Aristoteles als dürftige Gestalten, die gegen ihn gehalten kaum eine Erwähnung verdienen*).

Soviel über die Hervorbringungen jeder der drei dem Menschen gegebenen Reflexionskräfte für sich allein betrachtet und im Ganzen genommen abgesehen von ihrer gemeinsamen oder im Widerstreit mit einander geäußerten Thätigkeit. Dem denkenden Beobachter wird es leicht gelingen, sie durch etwaige weitere nicht berührte Geistesphänomene zu vervollständigen, beziehentlich diese Phänomene ihnen anzureihen. Denn alle menschliche Reflexion bewegt sich innerhalb dieser drei Art und Weisen. Die Erfahrung dürfte keine weitere Reflexionsweise zu beobachten im Stande sein, und noch weniger wird das bloße Räsonnement dergleichen apriorisch zu erspeculiren, zu „deduciren" vermögen. Mögen auch Namen für die drei Reflexionsrichtungen gewählt werden welche da wollen, z. B. Spiritualismus, Individualismus, Perfectibilismus — oder Substantialismus, Kriticismus, Pragmatismus — oder Nirvanismus, Monadismus, Idealismus — oder Typismus, Naturalismus, Momentismus — oder Quietismus, Atomismus, Dogmatismus — oder Sophistik, Skepsis, Ideologie — oder Einheit, Verschiedenheit, Ganzheit — oder Sinn für Allgemeines, Sinn für Verschiedenes, Sinn für Besonderes — oder orientalische, antike und moderne Reflexion, oder wie man es irgend sonst nennen mag — immer bleiben es die Neigungen und Kräfte zum Generalisiren, zum Specialisiren und zum Suppliren, vermöge deren der Mensch solche Gedanken zu hegen vermag. Ein gewisser Zimmermann hat eben deswegen Recht, wenn er (in einer mir nicht näher bekannten Schrift) die Metaphysik als die Lehre von der Einheit, Vielheit und Einzelheit der Dinge bezeichnet. Selbst die Eintheilung der Menschen in Praktiker (als Erfinder von „Auskunftsmitteln" für nächste Zwecke), Opponenten (als Kritiker) und doctrinäre Theoretiker (als Aufsteller eines als „letzten Grundes" ausspeculirten „Princips"), in welche ein berühmter Staatsrechtslehrer der Gegenwart die Stimmführer der politischen Parteien eintheilt, hängt mit diesen drei Reflexionsweisen zusammen, welche sich in der menschlichen Intelligenz erfahrungsmäßig unterscheiden lassen.

*) cf. Lang: Gang durch die christliche Welt S. 160.

Zweiter Abschnitt.

Das Verhältniß der drei Elemente der Intelligenz zu einander und ihre Ausgleichung bei ihrem gleichzeitigen Vorkommen in der Wirklichkeit.

In der ethischen Welt wird auch der oberflächlichste Beobachter Antagonismus zwischen den Gemüths-Anlagen für Selbstbestimmung und denjenigen für Selbstverleugnung beim menschlichen Geiste leicht bemerken; denn die beiden Parteien, welche man gewöhnlich die liberale und conservative zu nennen pflegt, von denen die eine Autonomie und Majoritäts-Entscheidungen, die andere Autorität und Ansehen der Person geltend zu machen liebt, treten Jedem auf Schritt und Tritt im Leben deutlich genug entgegen. Ein ähnlicher Antagonismus findet sich aber auch im Reflexionsgebiet des Menschengeistes, nur ist er hier versteckter und meines Wissens bisher noch nirgends recht hervorgehoben. Es verlohnt sich daher, denselben im Folgenden etwas näher zu betrachten; es wird dann das nöthige Compromiß zwischen diesen Richtungen der Intelligenz sich um so deutlicher ermitteln lassen. Ich werde dabei für die generalisirende Reflexion hauptsächlich Goethesche, für die unterscheidende hauptsächlich Heinesche und für die ergänzende hauptsächlich Hegelsche, Aristotelische und Alexander Humboldtsche Aussprüche benutzen.

Die generalisirende Reflexion spricht zur unterscheidenden: Deine Gesetzlosigkeit, Du Zigeuner, artet doch früher oder später in Trübsinn und üble Laune, in „Weltschmerz" aus. „Eine sentimentale Erscheinung ist jedenfalls dann unerträglich, wenn das Ideale unmittelbar mit dem Gemeinen verbunden wird. Es kann dies nur durch eine gehalt- und formlose Manier geschehen. Denn beide werden dadurch vernichtet, Idee und Gegenstand." Erblicke Eins im Andern!

Nach eignem Sinne handeln ist gemein,
Der Edle strebt nach Regel und Gesetz.

Geh mir mit dem Ruhme Deiner Freisinnigkeit! Du bist so wenig frei, wie der Nordpol es vom Südpol ist! „Die Poesie des Teufels, der Zerrissenheit, des Hochmuths, der Nacht, des Häßlichen u. s. w. ist gewiß nicht die rechte.“ Zu der ergänzenden Reflexion spricht die generalisirende: Principreiter, Vollkommenheits-Schwärmer, Ideolog, Doctrinär, Consequenz- und Fortschrittsnarr! Maßregler! Ketzerriecher!

Daß Du die „gute Sache“ liebst,
Das ist nicht zu vermeiden,
Doch von der schlechten ist sie nicht
Genau zu unterscheiden.

Dein Suchen nach der Hauptsache, nach dem letzten Grunde und Princip aller Dinge ist ein ganz vergebliches Bemühen. Was ist Wahrheit? Ja was ist selbst nur Zeitwahrheit? Doch nur der Herren eigener Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln. Wer das Ganze nicht durch Anticipation besitzt, wird's nimmermehr erjagen. Dein Thun aber macht echte Vertiefung unmöglich, weil Du dem Einzelnen nie die Berechtigung des Mikrokosmos zugestehen kannst. Mit Deinem Suchen nach dem Idealen, Du Manierist, anerkennst Du doch nur was in Dein System paßt und wirst dabei auf drei vier anspruchsvolle Herkömmlichkeiten, die sich immer wiederholen, hinauskommen. Am 400 Fuß langen Friese des Parthenon hat Phidias hunderte von Pferdegestalten, jede verschieden gebildet und jede leistet das Höchste. Wo bleibt da Dein höchstes und einziges Pferdeideal? Mit Deinen philosophischen Systemen stehts nicht besser. Wenn Samuel zu Isai sprach: Sind das die Knaben alle? So war ich auch (den philosophischen Systemen gegenüber) in diesem Falle:

Als ich die Weisen hört' und las',
Da jeder diese Welten alle,
Mit seiner Menschenspanne maß;
Da fragt' ich: aber — sind sie das,
Sind das die Knaben alle?

Es giebt eben nur Typen, aber kein (letztes) Ideal. Dein Thun ist ohne eigentliche Productivität. Geschichte! Was willst Du damit? „Sie ist eigentlich gar keine Wissenschaft; denn die Wissenschaft subordinirt das Einzelne unter Arten, Gattungen 2c. und schafft so dem Geiste Beruhigung, indem sie das Einzelne mittelst des Allgemeinen erkennt. Die Geschichte hingegen kann nur coordiniren, kann nicht von Gattungen, sondern nur von Individuen reden, sie ist deshalb nur ein Wissen, aber

keine Wissenschaft" (Schopenhauer). Sie ist überhaupt fable convenue. Wahrheit ist nur in den Characteren, die sich überall gleich bleiben. Was wollen alle Formen und Institutionen? Es gilt, man stelle sich wie man will, am Ende die Person. Audacem fortuna juvat!

Heute, nur heute laß Dich nicht fangen,
So bist Du hundertmal entgangen.

„Es giebt keine mathematische Formel, wonach Freiheit ausgerechnet, und eben sowenig giebt es Gesetze, wodurch Freiheit ohne Weiteres verordnet werden kann." „Legitim ist wer sich behaupten kann." Beurtheilt den Baum nach den Früchten, nicht nach chemischer Untersuchung der Wurzel oder gar der Absicht des Pflanzers. Erfasse das Einzelne als das Ganze, das Kleinste als das Größte!

Gleich sei Keiner dem Andern; doch gleich sei Jeder dem Höchsten.
Wie das zu machen? Es sei Jeder vollendet in sich.
Es legt erhabner Sinn
Das Große in das Leben.
Er sucht es nicht darin!

Carpe diem! (nutze den Tag aus!) Beschränke Dich!

Wahrem Eifer genügt, daß das Vorhandne vollkommen,
Falscher hingegen erstrebt, daß das Vollkommene sei.
Die schlechteste Gesellschaft läßt Dich fühlen
Daß Du ein Mensch noch unter Menschen bist.

„Die Frage nach dem Zweck, die Frage: Warum? ist durchaus nicht wissenschaftlich."

Findet im Einen die Vielen, empfindet die Vielen wie Einen
Und ihr habt den Beginn, habet das Ende der Kunst.

Frage also bei Deinen Zuständen niemals, ob sie dem Idealbesten entsprechen, sondern stelle hervorgetretene Uebelstände ab, und nimm Dich auch hierbei in Acht, abstract zu verfahren, sondern frage erst, ob schon Präcedenzfälle da sind und wie man in ihnen gehandelt hat. Im Allgemeinen aber:

Willst Du Dir ein hübsch Leben zimmern,
Mußt um's Vergang'ne Dich nicht bekümmern,
Und wäre Dir auch was verloren,
Mußt immer thun wie neu geboren;
Was jeder Tag will, sollst Du fragen,
Was jeder Tag will, wird er sagen!

Den einzelnen Fall kann man behandeln, aber ein höchstes Ideal läßt sich weder aufstellen, noch durchführen. Reine Thorheit ist es vollends, bloß aus Liebhaberei für logische Symmetrie und Consequenz Maßregeln zu treffen oder Erscheinungen zu verachten, weil ihnen diese Eigenschaften fehlen. Nicht das Scheeren über den Kamm eines einzigen Princips, sondern Vereinbarung, Genossenschaft, Anerkennung von Gesetz und Gesetzmäßigkeit fördert und bringt Gutes.

Ueberhaupt kommt es in der Welt stets mehr auf das Wie des Handelns und Thuns an, als auf das Was. Die 12 Tafelgesetzgebung ist so dürftig wie möglich; dennoch ist unter diesem elenden Dache das kunstvollendete Wesen des römischen Rechts groß geworden. Die Anfänge des englischen Parlaments sind erbärmlich, dennoch ist die parlamentarische Musterpraxis daran gezeitigt. Manches religiöse Buch ist unglaublich dürftig, dennoch hat sein intensiver Gebrauch den größten Segen geschaffen. Merke Dir ein für alle Mal als Heilmittel wider Dein Streben nach dem Was:

Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis,
Wenn man ihn wohl zu pflegen weiß!

Man ist nie sicherer auf dem falschen Wege, als wenn man etwas Einflußreiches blos deshalb verwirft, weil es einem ausspintisirten Princip nicht entspricht — aller Idealismus ist mit Fanatismus nur zu nahe verwandt!

Die unterscheidende Reflexion sagt dagegen zur generalisirenden: Was da mit Deinen „Gesetzen" ! Frierend trauriger Mann!

„Sag mir wer einst die Uhren erfund,
Die Zeitabtheilung, Minuten und Stund?
Das war ein frierend trauriger Mann,
Er saß in der Winternacht und sann
Und zählte der Mäuschen heimliches Quicken
Und des Holzwurms ebenmäßiges Picken.
Sag mir wer einst das Küssen erfund?
Das war ein glühend glücklicher Mund.
Er küßte und dachte nichts dabei.
Es war im schönen Monat Mai,
Die Blumen sind aus der Erde gesprungen,
Die Sonne lachte, die Vögel sungen!"

„Warum ist uns der Spiritualismus so sehr zuwider? Ist er etwas so Schlechtes? Keineswegs! Rosenöl ist eine kostbare Sache und ein Fläschchen desselben erquicksam, wenn man in den verschlossenen Gemächern

des Harems seine Tage vertrauern muß. Aber wir wollen dennoch nicht, daß man alle Rosen dieses Lebens zertrete und zerstampfe, um einige Tropfen Rosenöl zu gewinnen und mögen diese noch so tröstsam wirken. Wir sind vielmehr wie die Nachtigallen, die sich gern an der Rose selber ergötzen und von ihrer erröthend blühenden Erscheinung ebenso beseligt werden, wie von ihrem unsichtbaren Dufte!"

Was soll es mit Deiner verblichenen Symbolik der Vergangenheit! „Möge bis die neue Zeit kommt mit Farben und Klängen die selbsttrunkenste Subjectivität, die weltentzügelte Individualität, die gottfreie Persönlichkeit mit all ihrer Lebenslust sich geltend machen!"

Was soll es mit dem Mikrokosmos des Individuums! „Jeder ist in dieser Welt am Ende entbehrlich, ausgenommen etwa die Sonne und ich. Denn ohne diese beiden kann ich mir keinen Frühling denken und auch keine Frühlingslüfte und keine Grisetten und keine deutsche Literatur! .. Die ganze Welt wäre ein gährendes Nichts, der Schatten einer Null, der Traum eines Flohs, ein Gedicht von Carl Streckfuß."

Variatio delectat! „Freude muß Leid, Leid muß Freude haben!" Der Spiritualist wird zum Pantheisten, zum Indifferentisten und meint: „Wenn Alles Gott ist, so mag es gleichgültig sein, womit man sich beschäftigt, ob mit Wolken oder mit antiken Gemmen, ob mit Volksliedern oder mit Affenknochen, ob mit aufrichtigen Menschen oder mit komödiantenhaften Heuchlern." Aber es besteht ein Unterschied!

Zur ergänzenden Reflexion hingegen spricht die unterscheidende:

Zu fragmentarisch ist Welt und Leben,
Ich muß mich zum deutschen Professor begeben.
Mit Nachtmützen und Schlafrockfetzen
Stopft er die Lücken des Weltenbaus.

Tendenzbär! Was ist Wahrheit, Freiheit, Schönheit? Vanitas, vanitatum vanitas! Ich hab mein Sach auf Nichts gestellt und mein gehört die ganze Welt. Life is a comedy — so weit geb ich der vergleichenden Reflexion ganz Recht. Nur sag ich nicht: Es lebe der Indifferentismus, sondern ich sage: Es lebe der Particularismus, Atomismus, Subjectivismus! Ich bin ich selbst allein! Du trockner Peter hingegen anerkennst doch nur was in Deinen Dogmenkram paßt. Während Du mit ihm Alles wohl zu rangiren gedenkst, stiftest Du dadurch nur Secten und Parteien. Aber Parteihaß ist ein blindes und wüthendes Thier. „Es ist nichts widerwärtiger, als ein Princip, das seine Schiffe

hinter sich verbrannt hat und sich der Kritik entzieht." Und dazu mußt Du doch schließlich gelangen. Utilisire nur immer ernste Ruinen zu Kornspeichern und sonstigen nützlichen Anstalten oder verkaufe sie auf Abbruch oder verwandle die Ethik in weisen Lebensgenuß. Während Du aber für Deine Universalmedicin, für den Himmel Deiner „vornämlichen Hauptsache" streitest (und was ist in Philosophie, Politik, Kunst und Wissenschaft nicht alles als das „Wesentliche", als causa finalis, ausgegeben worden?) gehst Du auf dieser Erde zu Grunde. Wer soll glauben, daß in jedem post hoc ein propter hoc steckt! Es giebt vielmehr gar kein propter hoc. Du für die Freiheit? Du liebst sie nur wie Deine Großmutter, nicht wie Deine Braut, ja nicht einmal wie Deine Gattin!

Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann,
Gehöret nimmer zu den Besten.

Das aber kannst Du nicht und wenn Du auch, Dich accomodirend, Dein Princip und Ideal nur für ein Zeitprincip und Zeitideal ausgiebst. Ich halte fest an meinem Wahlspruch:

Ich gehöre zu keiner Innung, bleibe Liebhaber bis an's Ende!

Die ergänzende Reflexion endlich spricht zur generalisirenden: Skizziste! Anbequemer! Zurechtmacher! Du wirst mit Deiner doctrine d'occasion noch in jeder Mistpfütze einen Weltenspiegel erblicken, sofern Du Dir überhaupt herausnimmst, Dich über die Wüste und Leerheit Deiner unterschiedslosen Substanz zu erheben. Oder willst Du mir etwa gar mit Deinem extremen Substantialismus imponiren? Wenn Dir nur bei Deinem Akosmismus nicht noch bange wird! Aber ich sehe es ja, Du kannst nicht dabei stehen bleiben, mußt Monaden mit dem Range eines Weltganzen statuiren, und um sie wieder zu verbinden, eine prästibilirte Harmonie erfinden, an der sie als Drathpuppen stecken und von der sie geleitet werden. Beweist das nicht, daß Du ein Bedürfniß hast, die Monaden zu verbinden, das Verhältniß von Welt und Weltstück festzustellen?

Hüte Dich, daß Du aus Interesse am Dir gerade vor Augen liegenden Kleinen nicht noch im Kleinlichsten das Größte erblickst, oder Dir, wie allen Substantialisten, Spinoza wie Machiavell, „das Gewaltsame, Kräftige zum Guten, das Schwache zum Bösen wird" (Dahlmann).

Die Krankheit, an der Du leidest, heißt Vermittelungssucht. Es ist aber durchaus verwerflich zu sagen:

Ich kann mich nicht bereden lassen.
Macht mir den Teufel nur nicht klein,
Ein Kerl, den alle Menschen hassen,
Der muß was sein.

Denn das Himmelreich mag immerhin anfänglich nur ein Senfkorn sein, es überwindet schließlich doch die Welt. Ich erkenne also sehr wohl ein Kleinstes als Ganzes an, aber nur ein wirkliches quale, nicht jedes beliebige Kleine. Hingegen Du, am Nächsten klebend, überschätzest dies, da Du nur dem Augenblicke lebst. „Aus der Anekdote machst Du ein Menschenleben, aus ein paar statistischen Zahlen eine Theorie." Und mit Deinen Vergleichen weiß ich von der Sache nichts. Ob ich z. B. die Nationalökonomie als Basis oder als Spitze von Allem betrachte, sagt mir über ihren Inhalt gar nichts! Du bist und bleibst ein etourdi; denn Dein Höchstes, eine Theorie, ist stets weit davon ein Allumfassendes, ein System, „eine fortschreitende Entwicklung der Wahrheit zu sein, die auch das Vergangene noch würdigt, obgleich es für immer abgestorben ist, und ebenso das Zukünftige, obgleich es mit der Gegenwart im Widerspruch steht und sie zu ertödten sucht" *).

Im Uebrigen kenne ich Dein Recept: Statt nach der Menschheit Krone zu ringen, räthst Du:

Erhalte Dich und Deinen Sinn
In einem ganz beschränkten Kreise! 2c.

Und hierbei setze ich noch immer voraus, daß Du ehrlich oder wenigstens nur ein betrogener Betrüger bist. Bist Du das aber nicht und paßt es Dir gerade in Deinen Kram, aus irgend einer Lumperei das Heil der Welt abzuleiten und in einer Mistpfütze das Universum zu erblicken, so muß man sich Dessen von Dir versehen. Denn im Grunde genommen bist Du völlig willkürlich und machst Dich zum Centrum der Welt. Ich bleibe also dabei, daß eine Erscheinung nicht durch ihre Kraft an sich etwas werth ist, sondern erst dadurch, daß sie sich vor dem höchsten Princip legitimiren kann, ein Glied zur Verlebendigung desselben bildet. Sonst ist sie böse.

Ich weiß, daß vom Character nicht alles abhängt, die Verhältnisse, die Verkettung der Umstände, sind oft stärker als die Menschen. Darum: principiis obsta! Denn: „aus dem Scheinguten muß zuletzt ein wirkliches Uebel entstehen" (Aristoteles). Geh mir mit Deinen Auskunfts-

*) cf. hierzu Hegel Phänomenologie in den ges. Werken B. 4 und 10.

mitteln. Erfolg und Mißlingen hängen von richtig angelegter Politik ab.

Ueberhaupt hat Humboldt Recht, wenn er sagt: Das Sein wird in seinem Umfang und innern Sein vollständig erst als ein Gewordenes erkannt (Kosmos I. 64). „Die Wahrheit ist nicht, sondern wird." „Gott manifestirt sich nicht in gleichem Maaße in allen Dingen, sondern in einem mehr in anderen minder, und jedes trägt in sich den Drang, einen höheren Grad der Göttlichkeit zu erlangen. Gott lebt in dieser beständigen Manifestation, Gott ist in der Bewegung, in der Handlung, in der Zeit, sein heiliger Odem weht durch die Blätter der Geschichte."

Zur unterscheidenden Reflexion aber spricht die ergänzende: Zerfahrener Mensch! Du bist auf dem besten Wege zum Bajazzo. Glanz bekommst Du mit Deinem irrlichtelirendem Glitzern doch nie heraus! Du bekämpfest das Versenken in jede bestimmte Gesinnung, jedes bestimmte Interesse. Aber gleichst Du nicht der Fliege an der Glasscheibe, die ewig sich einbildet, diese sei nicht vorhanden? Du wirst sie doch nicht los! Ohne Gesinnung sinkst Du zur Gemeinheit herab, ohne gradweis anerkennendes Geltenlassen gleichst Du dem Bleistück im luftleeren Raume: es ist dort so leicht wie eine Flaumfeder. Und wenn Du mit Sturmeseile negirst, Dein Sehnen und Hoffen bleibt doch immer die erfüllte neue Zeit, die Idee, die Freiheit, die Wahrheit, da sich einmal bei der nicht mehr zersetzbaren Bestimmtheit des individuellen, incommensurablen, von Allgemeinheit freien Atoms nicht anlangen läßt. Es ist deshalb lächerlich, wenn Du hoffst, daß je Deine neue Zeit anbrechen, je das Walten der wüsten, selbsttrunkensten, irrationalen Subjectivität aufhören werde, so lange Deine tolle Willkür nicht mit Stumpf und Stiel ausgerottet ist und ihr geistiges Vagabundenthum irgendwie fortdauert. Hüte Dich vielmehr, daß es Dir nicht ergehe, wie manchen alten Junggesellen, die schließlich aus lauter Mäkelei die schlechtest-mögliche Wahl bei Eingehung einer Ehe treffen, oder die gar dabei Sr. Majestät dem Zufall die Entscheidung überlassen. Suche Dir also einen Ariadnefaden durchs Lebenslabyrinth in einem Princip, damit Deine bloße nie erfüllbare Sehnsucht danach Dich nicht in Traurigkeit versenke. Flattere nicht alternirend, irrlichtelirend hin und her, sondern wähle: „Mag immerhin die Relativität, ja die Nichtigkeit der menschlichen Dinge auch bei den größten Zielen sich finden, es ist doch oft nöthig, daß man diese Einseitigkeit bei Seite setzt und sich ihnen ganz hingiebt."

Ihr beide aber, Substantialisten wie Atomisten, ertödtet gleich sehr das Einzelwesen, die Einzelerscheinung, ihr Substantialisten durch Vergeistigung, ihr Atomisten durch Entgeistigung. So lange nur die Gleichartigkeit oder Verschiedenheit der Dinge betont wird, verkommt die Welt entweder im Symbolkram und Kastenwesen, oder in Anarchie. Erst wenn vom Ursprung, vom verschiedenen Werthe der Existenzen die Rede ist, ist Fortschritt möglich; denn die Fahne: „Vorwärts" wird eben nur von mir geschwungen, da nur durch mich das allervorzüglichste Princip erarbeitet werden kann.

Das Ergebniß ist, daß eben jede Reflexionsweise ihr relatives Recht in der menschlichen Erkenntniß hat: sowohl die Gleichartigkeit, wie die Eigenart, wie endlich die Ergänzung und Weiterentwicklung eines Dinges muß für einen gleichmäßig nach jeder dieser drei Richtungen entwickelten Kopf klar sein, wenn er sich durch eine Darstellung befriedigt fühlen soll. Nur eine einseitig nach einer der drei Richtungen hin entwickelte Intelligenz verlangt nicht nur nicht, daß auch die übrigen zu ihrem Rechte kommen, sondern findet dies wohl häufig sogar unpassend und versteht überhaupt die von ihr abweichenden Reflexionsweisen nicht, wie verschiedene unter den obigen Aussprüchen schlagend genug darthun.

Das generalisirende Denken geräth eben im Extrem zu leicht zur Stabilität, zur Versteifung auf seine gefundenen Typen und Gesetze. Eine gewisse „Feierlichkeit" nehmen die damit stark ausgestatteten Personen, namentlich wenn sie zugleich viel Selbstgefühl besitzen, gar zu leicht an, wie sie Carl August an dem älter gewordenen Goethe (Brief an Knebel schon aus dem Anfang des Jahrhunderts) „possirlich" vorkam. Das unterscheidende Denken geräth im Extrem leicht in Verlotterung (Rameaus Neffe, Jean Paul im Alter). Das completirende Denken endlich geräth leicht in Grübelei. Gegen seine „Weiten" sind die Auskunftsmittel (**expedients**) des generalisirenden Denkens und dessen **it works well** berechtigt, und gegen solches „aus der Hand in den Mund Leben" wieder die Weite der Systematik; gegen die „Romantik" des unterscheidenden Denkens mit seiner Abwendung von aller „Zweckmäßigkeit" eben diese Zweckmäßigkeit 2c.

Die gewöhnliche Logik hypostasirt dieses psychologische Resultat dürftig genug in den Denkgesetzen der Identität, des Widerspruchs, des Grundes

und des ausgeschlossenen Dritten (letzteres als die beiden ersteren in sich vereinigend), weil sie noch nicht bis zur naturwissenschaftlichen Begründung der Intelligenz und ihrer Elemente gelangt ist.

Von dem Standpunkte einer allseitigen, harmonischen Entwicklung der Kräfte der Intelligenz aus können wir uns nur sagen, daß zu einem so schroffen Verhältniß derselben wider einander keine Nothwendigkeit vorhanden ist. Die generalisirende Reflexion muß bei der unterscheidenden eine Anleihe machen, damit ihr nicht Alles zur Dieselbigkeit zusammenbreche und ihr so das Leben aus Mangel an Nahrung erstické. Von der ergänzenden muß sie sich die (natürlich durch Empirie gestützten) „Gründe" für die Annahme ihrer Gleichheiten und Aehnlichkeiten abwägen lassen, wenn sie nicht in die Mystik intuitiver Anschauung, d. h. in Willkür versinken will.

Die ergänzende Reflexion muß sich von der generalisirenden und unterscheidenden durch Neigung zur Formulirung von Begriffen und Urtheilen unterstützen lassen, um gehörig subsumiren zu können; von der unterscheidenden insbesondere muß sie sich die Endlichkeit eines Entwicklungsstadiums aufzeigen, den zersetzenden Keil des Unterschiedes hineintreiben lassen, um auch über solche Ideale hinaus zu gelangen, welche zu einer bestimmten Zeit, für eine bestimmte Nation das höchste Ziel des geschichtlichen Prozesses bilden und wider deren einstweilige Berechtigung daher an sich nichts einzuwenden sein würde.

Die Wellen der unterscheidenden Reflexion endlich könnten nicht branden, wenn sie keine schwimmenden, substantiellen Eisberge der generalisirenden, oder keine festen Küstenstationspunkte der ergänzenden Reflexion fänden, an der sie sich brechen könnten. Schüfe die generalisirende Reflexion keine Einheiten von Aehnlichen mit dem Wurm der Verschiedenheit in ihnen, schlänge die ergänzende nicht das Einheitsband der Polarität ꝛc. um Contraste, welches die unterscheidende, z. B. durch Travastirung, zersetzen könnte, die Thätigkeit dieser letzteren erschlaffte aus Mangel an Gegenständen, aus langer Weile.

So bleibt denn nichts übrig als ein Compromiß dahin, daß jede der Reflexionsrichtungen gleich berechtigt ist: man kann einen Gegenstand erst dann wahrhaft erkennen, wenn man ihn nicht nur zu subsumiren und zu distinguiren, also Seitenstücke (Identitäten und Analoga) und Gegenstücke (Contraste) von ihm aufzustellen, sondern auch ihn als ein sich allmälig Entwickelndes aufzufassen weiß. Aber ebenso ist jede Reflexionsrichtung wieder für

Ein Gebiet vorzugsweise geeignet; dies ist ihr mit voller Souveränetät zu überlassen und sie hat sich der beiden anderen nur aushülfsweise zu dessen Cultivirung zu bedienen. Wir errathen schon aus der voraufgegangenen Erörterung, welches jeder am meisten zusagt.

Die generalisirende Reflexion erhält zu ihrer Domäne die Verstandes-, die Naturwissenschaften. Hier ist der Begriff des Teleologischen unpassend. Die häßliche Kröte gilt hier so viel wie der Paradiesvogel, das nutzloseste Thier so viel wie das nützliche. Dies Feld mag sie mit der genetischen Methode beackern, seine Urtypen und Gesetze ergründen, seine zeitlose Entwicklung feststellen. Sie muß das Gesetz der Analogie vor Allem hoch halten. Hegel that deshalb z. B. Unrecht zu beweisen, es gebe keinen Planeten zwischen Mars und Jupiter. Vielmehr hätte ihm schon die Analogie der Entfernungen einen Fingerzeig geben sollen, daß sein Pragmatisiren hier übel angebracht war. Nur muß die generalisirende Reflexion von der kritisirenden so viel gelten lassen, daß sie ihre Typen unterschieden erhält, sie nicht darwinisch zur Dieselbigkeit verflüchtigt, und von der ergänzenden so viel, daß sie über dem Typismus nicht in Pantheismus versinkt, sondern Höheres und Niederes in der Natur anerkennt, wenn sie sich im Allgemeinen auch um nichts weiter zu kümmern hat, als um nächste Ursachen und nächste Wirkungen von beobachteten Erscheinungen, damit so die letzteren sich als leitend und thuend, als „Kraft" zeigen können.

Bei einem Kunstwerk ist es gleichfalls unpassend, einen Nutzen, Eine Tendenz ausschließlich anzunehmen. Mögen ihm recht viele Nützlichkeitsgründe, recht viele Tendenzen untergelegt werden können, wenn nur nicht der entfernteste Gedanke es verräth, daß der Künstler sich dessen bewußt gewesen sei. Merkt man die Absicht, wird man gleich verstimmt. Aber Einen Typus muß ein Kunstwerk doch repräsentiren, doch für Einen von ihnen gelten können, damit es nicht griechisch, indisch, maurisch, gothisch zugleich sei.

Die unterscheidende Reflexion erhält zu ihrer Domäne die Kunst. Hier mag durch Auf- und Gegenüberstellung von Individualitäten in tausendfachen Nüancen die bunteste Mannigfaltigkeit, das lebenvollste Gewühl herbeigeführt werden: Tasso und Antonio, Faust und Mephisto, Faust und Wagner, Faust und das Volk der Spaziergänger, Martha und Gretchen, Margarethe von Parma und Klärchen, Klärchen und ihre Mutter, Egmont und Oranien, Alba und Egmont u. s. w. u. s. w.

mögen contrastirend sich in tausendfachen Lichtfunken an einander entzünden, und tausend andere Individualitäten zu sich heranziehen. Denn „die Auffassung und Darstellung des Besonderen ist das eigentliche Leben der Kunst.“ (Göthe). Sie darf das Gesetz des geforderten Wechsels niemals außer Acht lassen, thut am besten, wenn sie ihre Gestaltung, um sie recht individuell zu machen, der Wirklichkeit ablauscht und nur wenig daran ändert 2c. 2c.

Die generalisirende Reflexion mag nur den Kitt zur Einheit des Kunstwerks liefern, die ergänzende es vor der Steigerungslosigkeit und ungeschichtlichen Stillosigkeit bewahren; denn wenn sie in letzterer Hinsicht keine höchste Entwicklungsstufe anerkennt, so geräth sie eben in ein buntes, geschichtsloses Spiel von Formen:

Griechisch, gothisch, maurisch, indisch,
Byzantinisch auch einmal,
Ohne Stil, ob auch die Stile
Sind gepfleget sonder Zahl!

Immer aber muß die Kunst das Incommensurable als ihr Centrum festhalten. „Literarische Gesellschaften, protegirende Mäcene machen sie einseitig, schlagen sie, zu Gesetzgebern des Parnaß erhoben, in die Fesseln geisttödtenden Regelzwangs und Kliquenwesens.“ Herrscht dagegen in der Kunst die generalisirende Reflexion vor, so entstehen steife Personificationen von Tugenden und Lastern und dergl. und herrscht die ergänzende Reflexion in gleicher Weise übermäßig, so hat man Tendenzkunst.

Darin, daß die Kunst vorzugsweise in der unterscheidenden Reflexion wurzelt, liegt ihr Unterschied von der Wissenschaft, versteht sich sofern es bei der Kunst überhaupt auf reflective Elemente ankommt. Ein wissenschaftliches Werk darf und muß oft sein geradlinig und direct auf das Ziel lossteuernd, genau, klar und erschöpfend, wenn auch weitschweifig, das Zusammengehörige zusammen vorbringend (logisch), ja schildernd und allegoristisch. Die Kunst hingegen darf Episoden nicht verschmähen, ihre Werke dürfen verschiedener Auslegung fähig, stets nur andeutend sein, sie muß mittelst Individualismen operiren, und vor Allem nicht durch Monotonie oder durch Schilderungen, welche die von Lessing im Laokoon gegebenen Regeln vernachlässigen, langweilig sein. Goethe's Faust erster Theil drei Mal so lang wäre vielleicht aller seiner Reize verlustig. Die Wissenschaft gleicht einem Garten im französischen Geschmack, die Kunst einem englischen Park 2c. Die Schönheit des Irrationalen weiß nur die unterscheidende

Reflexion zu würdigen, die generalisirende kaum noch zu ahnen und für die ergänzende (momentistische) ist sie nur ein zu überwindender Standpunkt.

Die ergänzende Reflexion endlich erhält zu ihrer Domäne die ethischen (teleologisirenden), die Vernunft-Wissenschaften, besonders aber die Geschichte. Hier ist Causalnexus, Zweck, Forderung, Vorwärtsstreben, Verbesserung, ideales Sollen am Platze; Derartiges muß das Centrum dieser Wissenschaften ausmachen. Hier mag sich diese Reflexionsweise sogar im Aufsuchen des propter hoc übernehmen; es schadet weit weniger, als wenn bloße Existenzen chronikenartig gleichgültig in Scene gesetzt würden, oder mit Verschmähung von Idealen, ja von Regel und Gesetz man kritisch-genial Alles für erlaubt erklärt, und die völlige Gleichgültigkeit gegen Grundsätze zum Centrum des Seins erhebt, indem mit Salomon gesagt würde: Es giebt nichts Neues unter der Sonne, und: Es ist Alles eitel! Sie muß nur darauf bedacht sein, sich der Cooperation des Substantialismus und Kriticismus zu versichern. Die des ersteren wird sie dadurch zu erwirken haben, daß sie für die Praxis (eingedenk des Grundsatzes, der schlimmste Feind des Guten sei das Bessere) eine bestimmte Gestaltung der Erscheinungen als berechtigt anerkennt und so gleichsam eine causa finalis als wirklich gefunden setzt. Dagegen wird sie niemals so sehr von ihrem eigenen Wesen abfallen dürfen, daß sie nicht theoretisch die Weiterentwicklung auch dieser Gestaltung der Erscheinungen zugäbe; dadurch hat sie die Cooperation des gemäßigten Kriticismus zu erwirken. So vermeidet sie es, ein Ideal für unantastbar zu erklären und dadurch das höchste Recht zum Unrecht zu machen. Noch weniger wird sie mit gewissen Gemüthssinnen Hand in Hand gehen und es für erlaubt halten dürfen, tabula rasa alles Bestehenden für ein bestimmtes Ideal zu machen. Idealisirung, allmählige Umbildung des Vorhandenen, so wie Verwerfung jedes anathema sit! jeder Gestaltung der Dinge als einer letzten sind die Grenzen, innerhalb deren der „Idealismus" der ergänzenden Reflexion sich bewegen muß. Hält er, fortgerissen von andern Denk- und Gemüthskräften, diese nicht inne, so verfällt er in eine Ausartung von seinem eigenen Prinzip, in eine παρέκβασις, um den Ausdruck des Aristoteles von ausgearteten Staatsformen zu gebrauchen; er wird dadurch unduldsam und berechtigt alsdann dazu, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, da rein geistige Dinge eben rein geistig behandelt werden müssen. Man kann dies auch so ausdrücken: der Idea-

lismus mag immerhin an sein Ideal glauben, wenn er nur dem Vorhandenen gegenüber sich der Gewaltsamkeit enthält; denn der Kriticismus wird dem Idealismus gegenüber schon für sich selbst zu sorgen wissen, und das Vorhandene mag zusehen, daß ihm nicht durch die Sonnengluth des Idealismus von selbst das geistige Lebenslicht ausgeblasen und es so zum Absterben gebracht wird. Herrscht z. B. in einem Lande Polygamie, so mögen deren Uebelstände so lange eingeschränkt werden, bis sie beseitigt sind, nur so darf Monogamie hergestellt werden; herrscht umgekehrt Monogamie, so mögen deren Uebelstände durch Ermöglichung von Scheidungen rc. allmälig beseitigt werden, und so mit Allem.*)

Fragen wir nun aber, worauf materiell alle Idealisirung durch die Kräfte der Intelligenz (und durch Kenntnisse) hinaus zu laufen habe, so kann die Antwort nur sein: auf eine kräftige und allseitige (harmonische) Entwicklung der Gemüthsanlagen, worüber im letzten Abschnitt das Nähere gegeben werden und worauf daher verwiesen wird.

Bei der Erkenntniß von der hohen Bedeutung der Idealisirung wird man unwillkürlich an die Hegelsche Methode erinnert. Letztere besteht offenbar darin, daß dabei erst die generalisirende Reflexion eine Synthese aufstellt, dann die unterscheidende diese Synthese dirimirt, schließlich aber diese dirimirten „Momente" durch die ergänzende Reflexion als endlich und beschränkt erfaßt werden und so auf eine höhere Einheit hinweisen, welche sie beide zu ihrem Rechte kommen läßt. Moleschott hat daher nicht Unrecht, wenn er diese Methode als ein Vernunft- (will sagen: Intelligenz-) Werkzeug bezeichnet, indem eben bei ihr alle Reflexionskräfte zur Geltung gelangen. Das Vorhandensein dreier verschiedenen Intellectualkräfte

---

*) Dem Kundigen wird nicht entgehen, warum ich gerade obiges Beispiel wähle. Bekanntlich vertheidigt unser amerikanisirter Landsmann Franz Lieber (über bürgerliche Freiheit) die Einehe wider die Mormonen. Der Engländer Stuart Mill hingegen (in der Schrift über Freiheit) macht ihnen die Concession der Vielehe. Er zeigt dadurch, wie weit er mit seiner hausbackenen bonsens-Philosophie und ihren Synthesen aus eben so oberflächlichen „Erfahrungen" reicht. Weil ihm jede tiefere Einsicht über die Natur des Geistes, insbesondere jedes idealistische Element fehlt, ist er im Stande, eine hohe Kulturstufe hinter vergangene Jahrtausende zurückzuschleudern. Er hat gar keine Ahnung davon, wie hoch die Kräftigung von Gewissen, Ehrfurcht, Wohlwollen und Intelligenz (insbesondere des zu letzterer gehörigen Unterscheidungssinns) erst gesteigert werden mußte, um eine Gleichberechtigung des schwächeren Weibes mit dem stärkeren Manne herbeizuführen und so die Einehe als höhere Form möglich zu machen.

erklärt das Trichotomische in diesem wie allen übrigen tieferen Philosophemen.

Oft finden sich Individualitäten, welche zu verschiedenen Reflexionsweisen gleich sehr befähigt sind. So Heine, welcher orientalischen Substantialismus und occidentalischen Kriticismus fast ganz gleich kräftig zu handhaben wußte, obgleich beides ganz entgegengesetzte, ja sich ausschließende Reflexionsarten zu sein scheinen. Bei Hegel hingegen, wie fast bei allen großen Philosophen, war die generalisirende und ergänzende Reflexionsrichtung beinahe gleich kräftig ausgebildet und nur die kritische trat bei ihm etwas, obwohl nur wenig, zurück. Bei den sogenannten Projectmachern ist die generalisirende Reflexionsrichtung die überwiegende, obwohl daneben die ergänzende für sie unentbehrlich ist.

Solche widerspruchsvolle Charactere sind am schwersten zu begreifen; Heine z. B. ist voll von prickelndem Witz und dabei doch voller Neigung, Disparates unvermittelt nebeneinander zu stellen, ein Character, für den das Wort geschaffen scheint:

desinit in piscem mulier formosa superne,

„oben Ariel, unten Kaiman, naiv und frivol, sein Stil ein Nymphentanz von Satyrn unterbrochen, bald reines Feuer, bald Spottgeburt von Dreck und Feuer." Man muß eben wissen, daß die Natur sich oft gefällt, selbst Humorist zu sein, indem sie so Disparates wie Identificirungs-Neigung und Contrastliebhaberei in Einem Kopfe unterbringt. Witz und „fun", um dies treffende englische Wort für das was unter der forcirt unterscheidenden Reflexion alles zusammenzufassen ist zu gebrauchen, sind darum noch nicht zu identificiren, weil Ein Mensch beide besitzt, wie es Einige gethan haben; es kann eben nichts Verschiedeneres geben als Vergnügen an Contrasten und Zersetzungen und Vergnügen am Identificiren. Bei unseren drei großen Dichter-Heroen ist offenbar je eine der drei Reflexionskräfte vorzugsweise stark entwickelt (natürlich nicht so, daß die beiden anderen dadurch in nachtheiliger Weise unterdrückt würden): Lessing ist vorzugsweise Kritiker, Goethe ebenso Substantialist und Schiller Pragmatist.

Bei den verschiedenen Nationen im Ganzen wiegt ebenfalls die eine oder die andere Reflexionsrichtung vor. Die Engländer besitzen überhaupt wenig Reflexion, sie sind nur Erfahrungs-Menschen. Deshalb sind sie einerseits stroherne Positivisten, die über Herkömmliches, oft von der gedankenlosesten Art, nicht hinauskommen, andererseits aber schärfste Beobachter,

die mit daguerrotypischer Treue aufzufassen vermögen; denn sie besitzen vorzügliche Beobachtungskräfte. Ihre ganzen Reflexionen hingegen beschränken sich nur auf treffende Vergleiche. Man findet nirgends Alles so durch treffende Tropen erläutert wie in englischen Schriften und Zeitungsartikeln, obgleich vielleicht das Treffende mehr auf ihren starken Beobachtungskräften, als auf stark entwickeltem „Vergleichungssinn“ beruht. Besonders dürftig ist die ergänzende Reflexionskraft beim englischen Volke entwickelt. Die Engländer sind dadurch allerdings frei von jeder Consequenzmacherei und geneigt zum Anerkennen energischer Zustände jeder Art: bei ihnen ist legitim, was sich behaupten kann, und der rechtliche Ursprung von nur sonst kräftigen Zuständen ist ihnen völlig gleichgültig. Sie erlangen so den ungeheuren Vortheil, sich immer an das Gegenwärtige und Nächste halten zu können und in der Lage zu sein, über das Erreichbare nicht hinausgehen zu müssen. It works well ist bei ihnen entscheidendes Kriterium. Andererseits aber sinken sie in Folge dessen, wie ihr Hauptblatt, die Times, „die sich jeder Situation anpaßt“, regelmäßig zu richtigen Krämerseelen herab. — Ganz anders die Franzosen. Sie sind für Vergleiche höchst dürftig organisirt und in ihren Schriftwerken ist es oft komisch, wie unglücklich sie sind, wenn sie auf diese Weise etwas zu erläutern suchen. Auch für die übrigen beiden Reflexionskräfte gebricht es ihnen an jeder Tiefe. Gewisse Gemüthskräfte, und zwar nicht die höchsten, sondern nur die der Begeisterung (Gläubigkeit), Hoffnung, Idealität und Beifallsliebe neben einigen niederen Trieben, wiegen bei ihnen vor, wodurch, wie bemerkt worden ist, bei ihnen Vieles den Anstrich des Jugendlichen, Unreifen und Unfertigen erhält; außerdem besitzen sie mehrere gut entwickelte Beobachtungskräfte, namentlich viel Formensinn. Aber unter den Reflexionskräften, so wenig sie auch bei ihnen entwickelt sind, wiegt doch die ergänzende Reflexionskraft vor und nimmt die übrigen ins Schlepptau. Sie sind daher die eigentlichen Consequenzmacher und Prinzipreiter unter den europäischen Nationen und zwar aus der angedeuteten Geistesorganisation mehr praktisch als theoretisch. Die Franzosen haben durch zu starke Regülirung des Geistes gefehlt, sagt geistreich ihr bekannter Renan. „Es wird den Franzosen schwerer als irgend einer anderen Nation, sich nicht bis zu den äußersten Consequenzen einer Idee fortreißen zu lassen“ lautet ein andrer treffender Ausspruch über sie. Sie können bekanntlich sogar nach der Behauptung Napoleons III. für eine Idee kämpfen; nur freilich sind sie eben doch mehr Gemüths- und Sinnen-, als

Reflexions-Menschen und verlangen deshalb schließlich greifbare Resultate dafür. Radikalismus der Idee ist ihr Fehler, wie der aller romanischen Nationen, die mehr zur Einheit, zur Unifizirung nach einem doctrinären Prinzip, als zur Individualisirung neigen. Daß „jeder morgende Tag jeden unbedingten Abschluß im Leben des Geistes zur Lächerlichkeit mache", vermögen sie höchstens durch handgreifliche Erfahrungen einzusehen. Denn auch ihre ergänzende Denkkraft ist eben ohne Tiefe, und sie halten stets die zuletzt ersonnene Entwicklungsstufe für die letzte überhaupt und schwärmen dann voreilig dafür, weil sie zugleich zu sehr begeisterte Positivisten sind. Wegen ihrer mangelhaften intellectuellen Ausbildung überwiegt bei ihnen das Conventionelle das Individuelle und das Intellectuelle. Auch die Uebertreibung der sogenannten drei Einheiten in ihren Dramen fließt aus gleicher Quelle; sie können sich nicht, wie Goethe, dazu erheben, daß die Faßlichkeit deren eigentlicher Grund und Grundgedanke sei, so sehr sie sonst für das Faßliche sind. Aber durch ihre Neigung, scharfe Consequenzen zu ziehen, sind sie doch wenigstens im Stande, sich kurz zu fassen, wo der Engländer weitschweifig ist. Ein so kurzes Gesetzbuch, wie der code Napoleon war nur bei Franzosen möglich, und sie besitzen eine elegante Jurisprudenz. Hingegen klebt die englische Rechtswissenschaft in widerlicher Art am Buchstaben; denn der englische Kopf vermag nicht einmal genügend zu generalisiren, geschweige daß er aus der „ratio legis" etwas abzuleiten vermöchte, und jede einfachste englische Rechtsurkunde quillt dadurch zu schwammhafter Breite auf. — Die Deutschen sind vorwiegend Reflexionsmenschen und als solche gewiß im Allgemeinen schlechte Beobachter. Die Reflexionskräfte jedoch findet man nirgends zu dieser ungeheuren Kraft entwickelt wie bei ihnen und zwar bei einzelnen Personen jede Art von Reflexionskräften, wie unsere großen Denker- und Kunst-Heroen beweisen. Doch wiegt bei der Nation im Ganzen offenbar der Kriticismus vor; Deutsche sind als Nation eine solche von Kritikern. Darum erlangt nirgends etwas Vorzügliches so schwer Anerkennung, ist nirgends ein gemeinsames Wirken und Mitwirken so schwer wie bei ihnen: „Niemand soll hereinrennen auch mit den besten Gaben, Sollen die Deutschen anerkennen, wollen sie Zeit haben." Vor lauter (allerdings auch noch durch eine starke Behutsamkeits-Neigung getragenen) sondernden Wenn's und Aber's kommen sie überaus schwer zum Anerkennen. Die Franzosen sehen oft vor Wald die Bäume nicht, die Deutschen hingegen meist vor Bäumen nicht den Wald; aber auch diese sehen sie nur „im Allgemeinen", nur der Engländer sieht

den einzelnen Baum, scharf umrissen, genau und unverschwommen. Französische Generalistrungen sind durch einzelne Gemüthskräfte stark beeinflußt und haben dadurch etwas Gezwungenes, Gekünsteltes und (durch Beifallsliebe herbeigeführtes) Bombastisches; englische Generalisirungen giebt's eigentlich gar nicht, oder nur der flachsten, gelegentlichsten Art; deutsche sind zwar weder zu heiß, wie die der Franzosen, noch zu flach, wie die der Engländer, sondern ruhig-groß und tief. Aber sie haben andere Fehler: schon oben ward über die Deutschen der treffende Goethesche Ausspruch angeführt, daß sie auf jede Weise klagten, reiche man ihnen Stiel oder Spitze des Messers. „Man kann bei uns nicht sagen: Die Suppe ist heiß, ohne darin corrigirt zu werden.“ „Das Buntscheckige unserer Literatur, die Sucht unserer Poeten nach Originalität und daß jeder glaubt, eine neue Bahn machen zu müssen rc. — Alles kommt aus dieser Idee der persönlichen Freiheit.“ „Das Gefühl des Individualismus“ (soll Graf Bismarck zu einem Franzosen gesagt haben) „und das Bedürfniß des Widerspruchs ist bei dem Deutschen in einem unbegreiflichen Grade entwickelt. Zeigt man ihm ein Thor, so würde er, statt hindurch zu gehen, lieber seinen Kopf darauf setzen, daneben ein Loch in die Mauer zu hauen. Daher werde in Preußen“ (auch im übrigen Deutschland) „keine Regierung, sie möge thun was sie will, jemals populär werden.“ Es wird eben durch dieses übermäßige Kritisiren bei ihnen alles Schaffen und Geschaffene alsbald zu dem Swiftschen Messer ohne Klinge und Stiel, an dem auch noch der Griff fehlt. Franzosen und Engländer machen von oft recht unbedeutenden geistigen Erscheinungen ein Rühmens und Aufhebens — wenn auch übertrieben, schließt dies doch eine wohlthuende Anerkennungs-Neigung in sich, die den Deutschen gar zu sehr fehlt. Napoleon I. ging den übrigen Fürsten in Goethes Decoration vorauf, und Napoleon III. hat die Bunsen-Kirchhoff'sche wunderbare Spectral-Analyse wiederum zuerst zu würdigen verstanden. Es ist nicht bekannt, daß Huschke für sein glänzendes Werk „Schädel, Hirn und Seele“ irgendwie eine Anerkennung zu Theil geworden sei. Wie wäre das wohl in Frankreich gepriesen, ja ausposaunt worden. Das häßlichste Beispiel von deutschem Hyperkriticismus wird aber wohl das klanglose Verhallen von H. v. Kleist's Stimme bilden. Eine so gänzliche Gleichgültigkeit gegen etwas wahrhaft Vorzügliches wird sich kaum bei einer anderen Nation finden. Aber nicht nur das kritische, sondern auch das pragmatisirende Element ist in deutschen Reflexionen zu stark vertreten.

Wenn Jemand eine zum Generalisiren geneigte Person fragt: ob er schwimmen lernen könne, so wird diese antworten: Peter, Hinz und Kunz haben es auch gelernt, versuch's nur! Eine kritisirende Persönlichkeit hat bei der nämlichen Frage schon mehr Bedenken: sie sieht das Wasser an, ob es nicht zu flach oder zu tief, ob es gut trägt ꝛc., und die Persönlichkeit des Schwimmenlernenden, ob sie Kraft, Muth ꝛc. ꝛc. hat. Die zum ergänzenden Reflectiren geneigte Persönlichkeit aber ist bei der nämlichen Frage voller Bedenken ohne Ende: um schwimmen zu lernen, muß man Physiologie kennen; um Physiologie zu kennen, muß man Chemie kennen; um Chemie zu kennen, muß man die Gesetze des Weltalls kennen. Fehlt's an dergleichen Requisiten auch nur irgendwie, so spricht der Deutsche sofort jedem Beobachten und Thun wissenschaftliches Fundament und Prinzip ab. Daneben wird das deutsche Reflectiren durch perceptive Kräfte sehr wenig unterstützt, so daß es häufig jeder Frische entbehrt, verschwommen erscheint — gebrochene Farben, halbe Töne. Man hat wider diese Einseitigkeiten mit Recht gesagt, wo wohl alle elektrischen und magnetischen Entdeckungen geblieben wären, wenn man erst vorher den Begriff der Elektricität und des Magnetismus festzustellen gehabt hätte, oder Mozarts, Beethovens ꝛc. Werke, wenn sie sich erst physikalisch und physiologisch zu beantworten gehabt hätten, was ein Ton sei. Wo dagegen, wie z. B. bei Goethe und Lessing, diese Einseitigkeiten vermieden sind, bringt die deutsche Reflexion so Herrliches hervor, wie es nur je die Welt sah.

Auch die verschiedenen Staatsformen scheinen entweder von den verschiedenen Reflexionsweisen abhängig zu sein, oder mindestens von ihnen stark beeinflußt zu werden. In der Aristokratie incl. Erbmonarchie*) ist die Reflexion wesentlich kritischer, unterscheidender Natur, in der stets zum Läugnen von Unterschieden geneigten Demokratie wesentlich vergleichender, Alles für gleich ansehender Art; in der Despotie endlich fehlt sie entweder ganz, oder ist wesentlich auf Ein Prinzip gestellt, d. h. die ergänzende Reflexion nimmt die generalisirende ins Schlepptau und

*) Daß die Erbmonarchie eigentlich nur eine auf eine einzige Familie eingeschränkte Aristokratie sei, dürfte nicht bezweifelt werden können. In dieser geringen Dosis von Aristokratie liegen ihre wohlthätigen Wirkungen. Daß die Montesquieusche Definition der Monarchie, wonach in der Monarchie Gesetze herrschen, in der Despotie nicht, hiermit für schief erklärt ist, liegt auf der Hand. Ich halte sie sogar für ein Grundübel unserer Zeit. Nicht darauf kommt es an, daß Gesetze und seien es die besten, in einem Gemeinwesen vorhanden seien, sondern daß eine kräftige Ausbildung von Gewissen, Wohlwollen und Intelligenz

unterdrückt die kritische ganz. Dies geschieht besonders wo sie als klerikaler oder militärischer Cäsarismus auftritt.

Aus diesen Gesichtspunkten erklärt es sich, warum Seitens der Gegenparteien in monarchischen Zuständen so viel von Freiheit, und Gleichheit, in demokratischen so viel von Autorität, d. h. Anerkennung von Verschiedenheiten, Ungleichheiten, und in despotischen so viel von Umwälzung, Revolution die Rede ist; denn Tendenzen von Institutionen fühlt man bald als Schranken. Die beiden ersteren Staatsformen sind entwicklungsfähig analog dem Verhältniß von ungleichnamigen Electricitäten zu einander, die letztere nur nach dem von gleichnamigen. Die Modernen lieben bekanntlich auch in den Staatsformen die gemischten genres, die genres tranchés und nicht bloß in der Kunst, wie Napoleon gegen Goethe meinte. Es ist das gewiß ein Zeichen höherer Kultur — allseitigerer Entwicklung der Intellectual- und Gemüths-Kräfte.

Unter den verschiedenen Berufen ist der Kaufmann geborener Anbequemer, der Jurist geborener Kritiker, der Theolog neigt dazu, l'idéal ou la mort (sint ut sunt aut non sint, non possumus etc.) zu seinem Feldgeschrei zu machen, der Diplomat muß Anbequemer und Opponent zugleich zu sein verstehen 2c.

Höchst auffallend ist es, daß in dem geschichtlichen Entwicklungsverlaufe der Nationen die drei Reflexionsweisen nach einander aufzutreten pflegen und zwar zuerst die generalisirende Intelligenz, dann die unterscheidende, endlich die ergänzende. Am deutlichsten tritt dies in der Poesie der Indier und Griechen hervor. Hier findet sich zuerst das typisirende Epos, dann folgt die unterscheidende, subjectivistische Lyrik, endlich, mit dem das Ergänzen der unvollständigen Wirklichkeit erstrebenden Leben der Nation, das Drama als das Spiegelbild eines solchen Lebens in der Poesie.

Es ist zu erwarten, daß das Vorwiegen der einen Reflexionsweise vor der andern ganz verschiedene geistige Erscheinungen hervorbringt.

---

mit wichtigeren socialen, insbesondere Familien-Interessen Hand in Hand geht und dies die Gesetzes-Befolgung gewährleistet. Geschieht das nicht, so gerathen die Gemeinwesen in die Hände von verachteten politicians à la Nordamerika. Den Unterschied von Monarchie und Despotie darin zu setzen, daß in ersterer Gesetze existirten, in letzterer Willkür, ist gerade so geistreich, wie wenn man sagte, Mensch und Affe unterschieden sich dadurch, daß ersterer Kleider trage, letzterer nicht, so daß man dem Affen nur die besten Kleider zu geben brauchte, um ihn zum Menschen umzuschaffen.

Läßt eine überwiegend substantialistische Reflexion die unterscheidende neben sich nicht genügend zu ihrem Rechte kommen, so entsteht Symbolisirungssucht, „Hineingeheimnissen“, Stiftung von allerhand Orden, Ritualismus, Ceremoniell- und Etikette-Liebhaberei, ja Glaube an Zauberformeln. Die Nüchternheit des Kriticismus ist hier wohlthätiges Gegengift, damit „nicht Alles identisch zusammenfalle“, indem man „der Analogie zu sehr folgt“, und damit nicht die Dinge eine größere Bedeutung erhalten, als ihnen zukommt. Es ist dann oft nöthig, daß gegen Orden Gegenorden entstehen, z. B. wider Jesuiten Freimaurer.

Läßt die substantialistische Reflexion hingegen zwar die unterscheidende, aber nicht die pragmatisirend-ergänzende neben sich zu ihrem Rechte gelangen, so entsteht Starrheit der Typen, Mangel an Fortschritt, Kastenwesen, ein vorsätzliches Versteinern von Endlichkeiten, etwa wie in der indischen Stadt Mysore sich 486 Kasten für etwas Grundverschiedenes halten. Leibnitz prästabilirte Harmonie ist eine geistige Sanctionirung solches Kastenwesens. Abgestufte Zweckmäßigkeit, ja kritische Zersetzung muß unter dergleichen Umständen kultivirt werden, damit aus festen Bestimmungen wieder Uebergangsformen, Entwicklungsstadien werden.

Kommt die kritisirende Reflexion gegenüber der generalisirenden zu sehr zur Geltung, so entsteht Distinctionssucht, Haarspalterei, Betonung jedes lumpigen Unterschieds als eines wesentlichen, auch wohl, bei mangelnder Entwicklung der höheren Gemüthskräfte Frivolität. Der Hinweis auf die großen, allumfassenden Naturgesetze ist alsdann am Platze, damit nicht „Alles sich ins Unendliche zerstreue.“

Kommt die kritisirende Reflexion gegenüber der ergänzenden zu sehr zur Geltung, so entsteht Systemlosigkeit, Zerfahrenheit, geistiges Zigeunerthum, sogenanntes Geniewesen, Cynismus, Atomismus und dergleichen. Der Pragmatismus mag unter diesen Umständen seine stufenweise Rationalität einschärfen, damit nicht die Entwicklung still stehe und eine Versteinerung von Endlichkeiten als das Höchste angesehen wird.

Macht sich endlich die ergänzende Reflexion gegenüber der generalisirenden zu sehr geltend, so neigt sie ihrer Natur nach damit zur unterscheidenden hin: es entsteht Wesentlichkeits-, Ideal-, Vollkommenheits-Sucht, Uebertreibung des „Fortschrittes“, Neigung **tabula rasa** zu machen, um ein Ideal zu verwirklichen ꝛc. Mindestens wird das „Sein“ über ausspintisirten Dogmen und Doctrinen hintangesetzt, seien diese nun utilitaristisch-rationalistischer Art, oder solche welche in donquixotisch-phantastischer

Weise heilige Grale suchen. Typen der Natur und Kunst werden über Zwecken und Absichten gemeistert, wie es z. B. nach Schleidens Leben der Pflanze mit gewissen Pflanzenkulturen geschehen ist. Unter solchen Umständen ist geltend zu machen, daß der schlimmste Feind des Guten das Bessere ist. Die Emancipation der Frauen ist ein Beispiel von Uebercultur aus einer geistigeren Sphäre, aber aus gleicher Wurzel — Maßregelung des Typischen — entsprungen. Schon Kant hat hierüber in seinen Beobachtungen über das Schöne und Erhabene das treffende Wort gefunden. Die Frau solle nicht einen männlichen Anstand künsteln, um Hochachtung einzuflößen, da sie nicht Hochachtung, sondern nur Liebe zu erlangen habe. Was man wider den Dank der Natur mache, mache man jederzeit sehr schlecht.

Macht sich die pragmatisirend-ergänzende Reflexion gegenüber der kritischen zu sehr geltend, so neigt sie damit zum Substantialismus der vergleichenden hin. Dann entsteht Organisationssucht mit ihren Ausläufern des Scheerens über einen Kamm, Schablonenwesen, Reglementiren, Maßregeleien und Gleichmachereien, Doctrinarismus, Dogmatismus, abstracte Centralisation, kurz Verharren in Lieblings-Doctrinen, indem sie ihre Eigenschaft als Entwicklungsstadien verlieren. Ein solches Verhältniß findet in allen fanatischen Epochen und Nationen statt. In der ersten französischen Revolution z. B. hatte man die sogenannte natürliche Freiheit des Individuums zum Ideal, ein Ideal, welches durch das entgegengesetzte unnatürlicher Verzopfung hervorgerufen sein mochte. In solchen Zuständen lebt es sich offenbar am fürchterlichsten, da alles, was dem Ideal entgegensteht, unbarmherzig zertrümmert, das Prinzip sans phrase proclamirt und durchgeführt wird. Sint ut sunt aut non sint, non possumus u. dergl. sind dann die rechtfertigenden Redensarten. Da denn mag die kritische Reflexion die Berechtigung des verquicktesten Particularen geltend machen, zeigen, daß kein Ideal, z. B. keine Staatsform, ohne „nothwendige Uebelstände" existire ꝛc. Als Resultat aber ergiebt sich aus der antagonistischen Natur der intellektuellen Denkkräfte, daß ausschließlich weder die Substanz der Dinge, noch deren Substanzlosigkeit (Individualität), noch deren Consequenzen urgirt werden dürfen. Selbstverständlich wird übrigens, wie auch hier und da angedeutet worden ist, die antagonistische Natur der intellektuellen Denkkräfte häufig durch Gemüthskräfte unterstützt und verschärft.

Dritter Abschnitt.

Die Erhebung der Intelligenz zum Verstand und die Operationen desselben.

1. Die Elemente des Verstandes und die davon abhängigen Erscheinungen.

Bisher hat sich die Erörterung nur mit den Kräften der Intelligenz an und für sich genommen beschäftigt, ohne besondere Rücksicht darauf, daß die bloße Ausbildung der Intelligenz zum Erkennen nicht ausreicht. Dieses Verhältniß soll nun in Betracht gezogen werden.

Sealsfield schildert uns in seinem Norden und Süden einen Deutschen, von dem er sagt, er habe in allen gemeinen Dingen des Lebens ein schiefes Urtheil und werde zum Gespött des Yankees; dagegen imponire er ihnen durch seine Virtuosität, jede fremde Erscheinung philosophisch zu begreifen und ihr einen Platz im System anzuweisen. Man kann die Eigenthümlichkeit von Personen, bei welchen die Intelligenz überwiegend ausgebildet ist, dagegen die Beobachtungskräfte und die von ihnen abhängige Fähigkeit, „Erfahrungen“ zu machen, verkümmert sind, nicht treffender characterisiren. Auch von Pestalozzi erzählt der Geograph H. Ritter Aehnliches. Jener habe selbst von sich gesagt, daß er keine einzelne Unterrichtsstunde zu geben verstehe, und doch, meint Ritter, hätte Pestalozzi das Ganze beherrscht. Die gemeine Logik erkennt dies Verhältniß in ihrer Weise an, indem sie sagt, daß ein Schluß zwar formal richtig sein und logische Gültigkeit haben könne, während die in ihm enthaltenen Urtheile doch der materialen Wahrheit entbehrten. Darin liegt es denn, daß „collegium logicum“ die Denkkräfte nicht stärkt, sondern „in spanische Stiefeln einschnürt“, während jede verwirklichte Logik, jeder einzelne Fall von „Tiefsinn, Scharfsinn und Weitsinn“ aus der Wirklichkeit, besonders von vernichtendem und dadurch entbürdendem Witz

und Humor, und von dergleichen Ironie und Mystifikation belebend und weckend wirkt. Es sind also zum Auffinden der „Wahrheit“ nicht bloß scharfsinnige Schlüsse, sondern auch tüchtige Erfahrungen nöthig. Nun läßt sich aber beobachten, daß zu Beidem viele Personen nicht gleich sehr beanlagt sind: die einen, die Empiriker, gewöhnlich Realisten, oder vielleicht noch etwas modificirt Sensualisten oder Materialisten*) genannt, sehen nur loseste Gleichzeitigkeit verschiedener oder gleichartiger Dinge, wo die andern, die Intellectualisten, gewöhnlich Idealisten genannt**), immer „Nothwendigkeit“ des oder im Nebeneinander behaupten, etwa à la Plato (bei großer generalisirender Reflexionskraft) nur den den Dingen zu Grunde liegenden Ideen Wirklichkeit beilegen, die Dinge selbst aber für bloße Phänomene, für Scheinwesen ausgeben; oder (bei starker unterscheidender Reflexionskraft) die Unerkennbarkeit (soll heißen: Unsubsumirbarkeit) der Dinge behaupten; oder (bei starker suppletorischer Reflexionskraft) die Dinge für Derivationen aus einem höheren zu Grunde liegenden Princip erklären und nur immer Verkettungen, Wechselwirkungen rc. zwischen ihnen aufsuchen. Die Empiriker (die „trockenen Empiriker“) wollen nur sogenanntes exactes (mit den äußeren Sinnen erfaßbares) Wissen gelten lassen, und versteigen sich in diesem Streben übereifrig wohl dazu, zu behaupten: Nihil est in intellectu, quod non antea fuerit in sensu. Umgekehrt treten ihnen die Intellectualisten mit den bekannten Versen aus dem zweiten Theile des Faust entgegen:

Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern;
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr sei nicht wahr;
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht,
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht!

---

*) Es versteht sich, daß Materialismus in diesem Sinne etwas sehr Unschuldiges ist gegenüber dem was man heutzutage gewöhnlich Materialismus nennt, und sonst Epikuräismus oder ähnlich nannte, welcher letztere auf raffinirte Geltendmachung und Befriedigung verschiedener niederen Gemüthskräfte, namentlich des Erwerbstriebs und raffinirten Kitzel und Ueberreizung der Kenntnißorgane hinausläuft, indem man Augen und Ohren ganz Absonderliches zu schauen und zu hören giebt. Auf diesen Materialismus läßt sich erst im nächsten Abschnitt näher eingehen, da er von Gemüthskräften abhängig ist.

**) Offenbar ganz confus, es müßte wenigstens, wie schon in der Einleitung hervorgehoben ward, Ideellisten heißen; ebenso sollte man auch das Wort Ideellismus gegenüber Idealismus bilden und beides unterscheiden.

und versteigen sich ihrerseits wohl zu dem übertriebenen Ausspruch: Nihil est in sensu quod non antea fuerit in intellectu. Kurz die einen (die Intellectualisten) sehen vor Wald die Bäume nicht, die anderen (die Empiristen) sehen vor Bäumen den Wald nicht. Es beruht deshalb der Gegensatz von Rhetorik und Forschung, Logik der Dialektik und Logik der Thatsachen, logischer Möglichkeit und realer Möglichkeit, ja selbst zum Theil von Subjectivität und Objectivität auf dieser Grundverschiedenheit unserer Geisteskräfte. Goethe z. B. ist hiernach „objectiver" als Schiller. Diese Gegensätze sind der Kern vieles Geredes über Idealismus und Materialismus, das heutzutage in so üppiger Art wuchert. Der einseitige Materialist ist derjenige Empiriker, welcher nur physische Quintessenzen (Hasismus), physische Untheilbarkeiten (Atomismus) und physische Ursachen und Wirkungen (Sensualismus) anerkennt. Es liegt auf der Hand, daß bei einer solchen Persönlichkeit die Beobachtungskräfte für Raum-Erscheinungen die Intellectual-Kräfte bei Weitem überragen. Die gelegentliche Definition von Rosenkranz, Materialismus statuire nur physische Ursachen ist hiernach zwar richtig, aber unvollständig. (Wie Materialismus zum Epikuräismus wird, ist schon oben in der Anmerkung angedeutet).

Die Gegensätze des Empirismus und Intellectualismus werden so lange für außer dem Menschengeiste vorhandene angesehen werden und man wird darüber streiten, welcher von beiden berechtigter sei, so lange man nicht naturwissenschaftlich weiß, daß der Mensch eben mit Beobachtungs- und Intellectual-Kräften gleicherweise ausgestattet ist, keiner dieser beiden entrathen kann, und erst ihr kräftiges gleichzeitiges Vorhandensein das giebt, was man Verstehen nennt. Verstand ist also nichts weiter, als kräftige Entwicklung der Intellectual-Kräfte sich stützend durch starke Beobachtungskräfte: nur derjenige besitzt ihn, der beiderlei Geisteskräfte entweder als gütige Mitgift der Mutter Natur erhalten hat, oder durch rastlosen Fleiß und Uebung Schwächen einzelner zum „Verstand" unentbehrlicher Denkkräfte, seien diese nun noetischer oder dianoetischer Art, zu stärken vermochte, mag auch schließlich hierbei die Seite der Intelligenz bei dem Einen, die der perceptiven Geisteskräfte bei dem Anderen etwas vorwiegend bleiben, der erstere mehr eine „von innen nach außen gehende Natur" sein, der zweite umgekehrt zu denken pflegen. Es giebt eben theils einen intelligenten, theils einen hausbackenen Verstand: „Die Ehe der Vernunft" (soll heißen: der Intelligenz) „und der Erfahrung erzeugt das Kind der Er-

kenntniß" (Baco), und es sind weder die platonischen Ideen, noch die Realitäten das prius und das Bessere; man hat vielmehr mit Goethe zu sagen:

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Wie könnt's der Sonne Licht erblicken?
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Nur das wird man nicht übersehen dürfen, daß die Denkkräfte der Intelligenz immer zum „Allgemeinen" neigen: entweder zum Generalisiren, oder Unterscheiden, oder Ergänzen überhaupt — „sie treiben Potenzrechnung mit Vorstellungen" (Schmidt) —, die perceptiven Denkkräfte hingegen sich auf das Generalisiren, Unterscheiden und Ergänzen je ihres Gebiets beschränken, etwa der Farbensinn nur Farben, der Ortssinn nur Orte gleich oder verschieden oder unvollständig finden kann. Es ist daher für ein gutes, treffendes, naturwahres, nicht phantastisches Generalisiren, Specialisiren und Completiren eine tüchtige Entwicklung der perceptiven Denkkräfte durchaus erforderlich: hätte z. B. Cüvier nicht so viele Formen der paläontologischen Fauna, ja der Fauna überhaupt studirt, er hätte es sollen mit aller seiner Intelligenz wohl bleiben lassen, aus einem einzigen Knochen ein vorweltliches Thier zu ergänzen 2c. Es ist eben der aristotelische Ausspruch eine volle Wahrheit: „Der Weg der Philosophie ist der aller anderen Wissenschaften: man muß zuerst die Thatsachen sammeln und die Dinge kennen lernen, an denen sich die Thatsachen ereignen. . . . Diese Thatsachen werden durch Sinneswahrnehmungen erworben: wenn diese unvollständig sind, so wird es auch die darauf gebaute Erkenntniß sein."

Begegnet man nun in der Wirklichkeit Aeußerungen scharfer Intelligenz ohne hinlängliche „Naturwahrheit", so spricht man von Ideologie und Ideologen als ihren Trägern. Ist bei dergleichen ideologischen Aeußerungen zu merken, daß sogar auch noch die eine oder die andere Seite der Intelligenz (sei es die für Erfassen von Subsumtionen oder von Distinctionen oder für Erfassen des Causal- und Final-Nexus) zu kurz kommt, so spricht man von Abstractionen und Sophismen, oder bloßen Abstractionen und ihren Verschwommenheiten. Die Abstraction steht also noch eine Stufe tiefer als die Ideologie: sie ist, wie sich schon aus dem vorigen Abschnitt abnehmen ließ, einseitige Ideologie. Die gewöhnliche Logik wird in diesen Fällen meinen, es sei entweder das Gesetz

der Identität, oder das des Widerspruchs, oder das des Grundes zu kurz gekommen, nicht gehörig berücksichtigt.

Der Sprachgebrauch unserer wissenschaftlichen Welt ist leider sehr ungenau. So sagt der große Physiologe Helmholtz in seinen populärwissenschaftlichen Vorträgen, Goethe habe die Gabe der Abstraction nicht gehabt, während er doch dessen Verdienst in der Aufstellung eines (gemeinsamen) Typus der Thiere vorher anerkennt, er ihm also eine große Kraft zum Generalisiren beilegt. Was Helmholtz aber sagen will, ist, daß Goethe die Fähigkeit zur Distinction nicht in gleichem Maaße besessen habe, wie die zum Generalisiren (daher zeigen z. B. seine männlichen Charaktere, wie man gesagt hat, eine bedenkliche Familienähnlichkeit). Noch weniger stark ist bei Goethe die Fähigkeit zu completiren und somit stets folgerecht zu denken: wie Eckermann zugesteht, finden sich unter seinen Aussprüchen viele sich widersprechende; dadurch ist man oft in der sehr verzweifelten Lage, für sich selbst die Diagonale zwischen ihnen zu ziehen. Helmholtz hätte also umgekehrt sagen sollen: Goethes reflectives Denken litte in einigen Hinsichten an (zu starker) Abstraction, sei abstract, zu sehr gelegentlich und produzire daher einseitige und zufällige Synthesen, nicht aber, er habe die Fähigkeit zur Abstraction nicht gehabt; er mag eben mit Generalisirungen häufig zu schnell bei der Hand gewesen sein und sie sind dann zu eng ausgefallen, zu „Abstractionen" geworden. Goethes „Abstractionen" leiden somit nur an dem Fehler der Gelegentlichkeit und Beiläufigkeit, mit der sie gemacht wurden. Es ist dies allerdings die Art des künstlerischen Reflectirens, und Helmholtz hat daher im Uebrigen ganz Recht, wenn er meint, der Fehler des Goetheschen Räsonnements liege in Goethe's künstlerischer Natur.

Hier dürfte denn nun auch der Ort sein, den Character der intellectuellen, (der Reflexions-, der Erkenntniß-) Kräfte gegenüber den perceptiven, (den Beobachtungs-, den noetischen, den Kenntniß-) Kräften näher festzustellen. Die Erkenntnißkräfte thuen nichts weiter, als reflectiren, d. h. also, sie haben die entschiedene Neigung, das entschiedene Streben, entweder zu subsumiren, oder zu distinguiren, oder zu completiren. Ob aber z. B. eine Distinction auch in der Wirklichkeit existire, oder nur eine „Sophisterei" sei, darüber geben erst die durch die Beobachtungskräfte erlangten „Erfahrungen" den Ausschlag. Die intellectuellen Kräfte können daher wohl Erfahrungen antecipiren („ahnen"), aber nicht machen; auch müssen sie sich wieder gegenseitig einschränken: das Subsumiren darf dem

Distinguiren gegenüber nicht zu weit getrieben werden &c. — kurz es ist Ideologie und Abstraction gleicherweise zu vermeiden.

Bei allen Verstandes-Operationen wird also stets vorausgesetzt, daß sie sowohl gut entwickelte intellectuelle (oder Erkenntniß-) Kräfte, wie eben dergleichen Beobachtungs- (oder Kenntniß-) Kräfte gleichmäßig befriedigen, sowohl die „Dianoetik", wie die „Noetik" dabei nicht zu kurz kommt, oder wie die gemeine Logik dies ausdrückt, daß sie sowohl formale wie materiale Wahrheit geben. Ja, weil die „materiale Wahrheit" der „formalen" so durchaus mindestens ebenbürtig ist, kann man mit Beobachtungen beginnen, ohne den (Allgemein-) Begriff zu kennen, der ihnen zu Grunde liegt und so zu werthvollem Wissen gelangen; mit Recht bemerkt F. A. Lange, entgegengesetzten Ansichten gegenüber, indem er Beobachtungen in einer Weise anerkennt, wie es sich von ihm nach seinem oben in der Einleitung gerügten Gebahren wider solche von psychologischer Art gar nicht erwarten ließ: „Wo wären die glänzenden Entdeckungen eines Oersted, Faraday, Plücker geblieben, wenn diese erst den Begriff des Magnetismus hätten metaphysisch ergründen und dann ihre naturwissenschaftlichen Forschungen beginnen wollen." Indessen kann bei den Verstandes-Operationen doch immer eine der drei Intellektualkräfte die Führung übernehmen und die beiden anderen nebst den Beobachtungskräften sie bloß unterstützen. Dadurch entstehen dann die verschiedenen Weisen der Verstandesäußerung: wiegt die subsumirende Intelligenz vor, so entstehen synthetische, ist dies mit der kritischen Reflexionskraft der Fall, so entstehen analytische, und findet es endlich bezüglich der Causalerkenntnißkraft statt, so entstehen causal-finalistische (pragmatisirende, gignomenale) Verstandes-Operationen. Von allen dreien würde daher zu handeln sein. Immer aber darf keine der Denkkräfte des Menschen durch dergleichen Operationen sich so zu sagen vor den Kopf gestoßen fühlen, sonst sind letztere fehlerhaft: gleich wie man zu einem Gebäude Baumaterialien zusammenzubringen, es nach einem Plane, einer einheitlichen „Idee" aufzuführen, sodann das Gebäude möglichst zu individualisiren hat, endlich es als Folge von ganz bestimmten voraufgehenden Zuständen und zur Erfüllung eines ganz bestimmten Zweckes dienend zu erkennen sein muß, so gilt dasselbe von jeder guten Verstandes-Operation, mag dieselbe in Aufstellung eines einzelnen Naturgesetzes, oder einer ganzen Theorie, einer bloßen Definition oder einer weit angelegten, einer systematischen Gliederung u. s. w. bestehen. Denn nur so findet der Verstand „Methode" darin.

II. Die einzelnen Verstandes-Operationen.

A. Synthetische Verstandes-Operationen.

Die einfachste der synthetischen Verstandes-Operationen kann man Vorstellung oder Subsumtion überhaupt nennen. Hier werden möglichst viele einzelne „Erfahrungen“ zusammengebracht und zwar solche, die an der den äußeren Sinnen zugänglichen Wirklichkeit gemacht werden. In jenen sucht man dann das den Sinnen erkennbare Gemeinsame trotz ihrer Verschiedenheit in ihrer äußeren Erscheinung und selbst wohl in ihrem Entstehungsgrunde auf, ohne Rücksicht, ob dieses so entstandene Gemeinsame ein „Begriff“, ein „Gesetz“, eine „Theorie“ &c. sei — es entsteht so aus den Wahrnehmungen (Empfindungen, Insichfindungen) eine Subsumtion überhaupt, eine Vorstellung.

Ist ein solches Gemeinsames aufgefunden, so kommt es nun darauf an, es zu constatiren, es zu „verifiziren“, entweder dadurch, daß man die Reihe der dazu gehörigen Erfahrungen möglichst identisch wiederholt, oder mindestens möglichst ähnliche nochmals beobachtet, oder (wie bei geschichtlichen Ereignissen) die „Quellen“ nochmals scharf untersucht. So „begründet“ man die „Vorstellung“. Findet man nun noch eine fernere Existenz in der Wirklichkeit, die den zu der Aufstellung der „Vorstellung“ verwendeten Beobachtungen entspricht, so wird diese Existenz nach allen ihren „Elementen“ geprüft, mit dem Gemeinsamen (der Vorstellung) verglichen und letzteres dadurch entweder weiter bestätigt oder nicht bestätigt. So findet der Astronom etwa verschiedene Sterne mit gleichen Eigenschaften, der Naturforscher verschiedene Thiere, die er vermöge ihrer Lebensart &c. &c. für von gleicher „Art“ ausgiebt. Findet der erstere nun noch einen Stern, der letztere ein Thier von gleichem „Character“, so bestätigt sich ihm nicht bloß „Inhalt“ sondern auch „Umfang“ dieses aufgestellten gemeinsamen „Characters“, und er befestigt sich dadurch in der durch die „Empfindungen“ seiner Sinne erlangten „Vorstellung“ von dem gleichen „Wesen“ der verschiedenen Einzelexistenzen so sehr, daß er bis zur Erringung eines „Typus“ derselben fortschreitet, zu ihrer „Idee“, ihrer „Substanz“, kurz zur Kenntniß ihrer überall gleich bleibenden, ihrer „wesentlichen“ Eigenschaften gelangt; es wird aus ihrer Kenntniß Erkenntniß — der Verstand bekommt Begriffe und begreift, indem er hauptsächlich und in erster Linie das in den Erscheinungen wiederkehrende Gleiche sich einprägt, daneben aber

auch ihre Verschiedenheit von anderen ähnlichen und ihren Entstehungsgrund nicht unbeachtet läßt, obwohl ihm beides bei seinem geschilderten Thun Nebensache ist. So bereichert er sich zunächst mit einfachen oder Art-Begriffen. Wird die nämliche zusammenfassende Operation für die verschiedenen „Arten“ wieder fortgesetzt, so entstehen Gattungen und ebenso weiter Ordnungen ꝛc., bis er endlich zu der „Substanz“ überhaupt gelangt, die deshalb das Abstracteste ist, was die synthetischen Verstandes-Operationen erreichen können, und somit den sogenannten Idealgrund (principium cognoscendi) von allem Vorhandenen ergiebt.

Wird dieser Erkenntnißgrund, diese „Idee“ einer Gemeinsamkeit als eine festbestimmte, unabänderliche genügend erkannt, so hat man daran ein Gesetz für die betreffende Gemeinsamkeit. Ist das Gesetz aber nur erst ein ungewisses, etwa nur aus einigen wenigen Existenzen, beziehungsweise Vorkommnissen vermuthetes, aber durch die Breite und Zahl der Erscheinungen noch nicht festgestellt, so hat man zunächst nur eine bloße Hypothese. Ist endlich das Gesetz zwar für gewisse Fälle festgestellt, findet es doch aber für andere diesen ähnliche keine Anwendung, so ist es bloße Regel. Ist das Gemeinsame verschiedener Gesetze aufgestellt, aus welchem sie als ihrem Erkenntnißgrunde sich sämmtlich ableiten lassen, das sie somit als ihr sie vereinigendes Band umschlingt, so besitzt man daran eine Theorie.

Mit der Aufstellung von Theorien ist das Höchste erreicht, was sich auf dem Wege der synthetischen Verstandes-Operationen überhaupt erzielen läßt. Sie durchlaufen die Bahn von der Vorstellung durch den Typus bis zum Begriff und zur Substanz, von der Hypothese, der Regel und dem Gesetz bis zur Theorie.

Die Philosophen haben seit Aristoteles aus mangelhafter Kenntniß der zur Bildung der Denkeinheiten mitwirkenden Anlagen des Menschengeistes gestrebt, diese Denkeinheiten auf einige wenige sehr abstracte als sogenannte Stammbegriffe (Kategorieen) zu radiziren und so gewissermaßen ein Alphabet des Denkens zu geben. Es kann aber immer nur darauf ankommen, die hauptsächlichsten dieser Verbindungen und zwar nur nach den dabei mitwirkenden Denkkräften zu bestimmen, so z. B. die Kategorie der Quantität hervorgehend aus dem Ueberblick, welchen der Vergleichungssinn über alle auf Beobachtung von Zahl, Maaß

und Gewicht gerichteten Geistesoperationen giebt. Es ist daher nur werthvoll, viele Beobachtungen zu machen und sie zu generalisiren, zu sondern und als sich ergänzend aufzufassen, nicht aber auf das Erspeculiren von „Stammbegriffen“ sich zu verlegen.

Die inhaltreichsten Kategorieen, zu denen es durch eine solche allseitige Mitwirkung der Verstandeskräfte kommt, dürften die Kategorieen des Mechanismus, Chemismus und Organismus sein, als eben so viele Verallgemeinerungen von Beobachtungen über die Grundverschiedenheiten unter den Elementen in der Wirklichkeit. Von ihnen sind die Kategorieen des Chemismus und Organismus erst neueren Datums. Noch Descartes und nach ihm die ganze materialistische Schule der Franzosen, culminirend in dem bekannten système de la nature, kennt nur „Bewegungen“. Der Aufschwung der Chemie hat in neuerer Zeit die Kategorie des Chemismus unter dem Titel „Atomismus“ zu hohem Ansehen gebracht. Ihr gegenüber haben nur erst vereinzelte Persönlichkeiten, wie der Physiolog Schultz-Schultzenstein und der Pädagog Dr. K. Schmidt, die Kategorie des Dynamisch-Organischen schärfer geltend gemacht, obgleich sich nicht läugnen läßt, daß in der neueren Zeit schon länger vom Oaganischen viel mehr als früher gesprochen wird, wenn auch nur als Phrase, wie bereits K. S. Zachariä in seinen 40 Büchern vom Staate bemerkt hat. Uebrigens scheint durch diese Kategorieen eine eigenthümliche Modification in der empiristischen Verstandesweise herbeigeführt zu werden: gewisse Empiristen sind geneigt, entweder vorzugsweise mechanisch-physische, oder vorzugsweise chemisch-physische, oder vorzugsweise organisch-physische Quintessenzen, Atome und Ursachen (Momente) zu statuiren; z. B. sehen diejenigen Empiristen, welche am liebsten Alles auf mechanisch-physische Quintessenzen zurückführen, das Gehirn und den Schädel gleichsam als aus unabhängigen Metallplatten bestehend an, so daß sie etwa meinen, ein starker Wulst in der untersten Schicht der weißen Substanz könne die oberste Schicht der Rinden-Substanz (das eigentliche Geistesorgan) zusammenpressen und eine Schädel-Erhöhung hervorbringen, ohne daß man aus dieser Schädel-Erhöhung schließen dürfte, es sei auch die dort lokalisirte Geisteskraft gut entwickelt. Die zur chemisch-physischen Auffassung neigenden Empiristen wollen Alles auf chemischem Wege feststellen. Die letztere Art von Empiristen ist die heutzutage verbreitetste, während die mechanisch-physische Auffassung seltener ist.

Schultz-Schultzenstein hat in der Kategorie des Dynamisch-Organischen den Unterschied zwischen den Processen der Bildung und Rückbildung, oder der Verjüngung und Mauser aufgestellt, welchen er dann vielleicht nicht mit Unrecht auch auf geistigem Gebiete als vorhanden behauptet.

Selbstverständlich kann der Verstand entsprechend den perceptiven und intellectuellen Grundkräften, deren Verein ihn ausmacht, noch viele weniger reiche, (noch abstractere, noch mehr von der sinnfälligen Wirklichkeit absehende) Kategorieen aufstellen, z. B. Sein, Dasein, Werden, Wesen, Grund 2c. Es wird die Aufgabe künftiger Logiker sein, die dianoetischen und noetischen Geisteselemente von dergl. Kategorieen näher aufzuzeigen. (Noch einige andere Kategorieen werden weiter unten bei den jetzt zu besprechenden analytischen Verstandes-Operationen hervorgehoben werden).

B. Analytische Verstandes-Operationen.

Wie der Verstand beim vorwiegenden Geltendmachen der generalisirenden Intelligenz durch Absehen von „unwesentlichen" Einzelnheiten der wahrgenommenen Dinge unter Hervorhebung ihrer Aehnlichkeiten und Gleichheiten zu einer „Vorstellung" von denselben und schließlich zu einer sie umfassenden All-Einheit gelangen kann, so kann er umgekehrt dergleichen Subsumtionen auch wieder in ihre Elemente auflösen, und zwar erlangt er diese Elemente, wenn er bis zu den den Vorstellungen zu Grunde liegenden „Wahrnehmungen" vordringt, welche, als durch die Beobachtungskräfte gefunden, nur noch einer Zertheilung durch diese Kräfte unterliegen. Er reiht auf diese Weise die einzelnen Bestimmtheiten des durch synthetisches Verfahren entstandenen „Dinges", (des „Begriffes") zu eben so vielen Sätzen, zu „Urtheilen" aneinander, indem er damit aussagt, welche einzelnen „Eigenschaften" (Attribute) dem „Dinge" zukommen. Diese Operation kann selbstverständlich nur derjenige gut vornehmen, welcher neben einer sehr kräftigen unterscheidenden Intelligenz, die zum Aufsuchen von Unterschieden geneigt macht, mehrere Beobachtungskräfte gut entwickelt besitzt; denn die Beobachtungssinne möchten jeder gern bei ihrer Function beharren: der Farbensinn nur Farben, der Größensinn nur die Größe 2c. des synthetischen Gegenstandes betrachten, ihn also nur als empirische Einzelnheit, als für die einzelne bezügliche perceptive Denkkraft existirend auffassen. Dem tritt nun die Unterscheidungskraft im Verein mit den übrigen Beobachtungskräften entgegen und hebt nicht bloß den Unterschied der verschiedenen Farben, Formen 2c. am Begriffs-Gegenstande hervor,

sondern die verschiedenen Eigenschaften des synthetischen Gegenstandes überhaupt, und zwar sowohl anderen dergleichen Gegenständen gegenüber, wie an ihm selbst. Es muß dabei der Gegenstand unter veränderten Gesichtspunkten betrachtet werden, es müssen, nach Bacos Ausdruck, die Umstände dabei verändert werden und zwar in möglichst großer Zahl, um zu ermitteln, ob sich bei diesen Veränderungen verschiedene Eigenschaften ergeben: es müssen Experimente mit dem Gegenstande vorgenommen, er in verschiedenen Lagen betrachtet werden. Dergleichen Experimente waren zwar schon bei der Ermittlung von Vorstellungen (bei synthetischen Gegenständen) nöthig; noch mehr sind sie es aber für die Analyse von durch Subsumtion gefundenen Vorstellungen, zur Auffindung der einzelnen Elemente einer solchen Vorstellung, da bei analytischen Verstandes-Operationen eben auf die Entdeckung solcher Verschiedenheit der Elemente recht eigentlich ausgegangen wird.

Glaubt die unterscheidende Intelligenz alle Attribute eines Begriffsganzen entdeckt und so ihre Analyse vollendet zu haben, so wird sie dadurch in den Stand gesetzt, dasselbe unter Beihülfe der subsumirenden (und vielleicht auch der completirenden Intelligenz) genau zu bestimmen. Sie bezeichnet es zu diesem Zwecke einestheils selbst wieder als Theil eines größeren Ganzen und anderntheils hebt sie die Elemente hervor, welche ihm ganz besonders eigen sind und es von anderen ähnlichen Begriffsganzen „charakteristisch" unterscheiden lassen. Die gemeine Logik nennt dies Thun definiren und verlangt daher von einer guten „Definition", daß sie den „Gattungs"- und den „Art"-Begriff des Definirten genau bezeichne, und wie sich dieser Artbegriff von anderen gleichen oder noch niedrigeren Artbegriffen unterscheide; ferner verlangt sie aus gleichem Grunde, daß eine gute Definition eine Real-Erklärung gebe, sich Definitum und Definiendum decke, das „Urtheil", in welchem die Erklärung ausgedrückt sei, sich auch „rein umkehren lasse" rc.

Nach dem bisher Entwickeltem kann nur ein von der unterscheidenden Intelligenz und den Beobachtungskräften als „wirkliches" Element anerkanntes Ur-Theil eines synthetischen Ganzen einem Begriffsganzen (dem „Subjecte") als „Prädicat" beigelegt werden, nur ein solches Prädicat durch Verbindung mit dem Subject zur Constituirung und Aufstellung eines der Wirklichkeit entsprechenden „Satzes" (von unserer Sprache eben sinnig Urtheil genannt) brauchbar erscheinen.

Die analysirende Erfahrung kann nun unter Voraussetzung von synthetischen Erfahrungen fragen:

1) ob denn die Zutheilung der Elemente an das Begriffsganze wirklich stattfindet, oder ob sie nur möglich, oder blos wahrscheinlich sei,

2) für wie viele Begriffsganze sie stattfindet, ob für einzelne, viele oder alle,

3) ob die Elemente dem Begriffsganzen unter allen Umständen zukommen, oder nicht und event. unter welchen,

4) endlich ob mit der Zutheilung ein Element positiv beigelegt oder nur eines abgesprochen wird.

Hiernach unterscheidet die gemeine Logik zwischen Urtheilen der Modalität, Quantität, Relation und Qualität.

Ferner kann die unterscheidende Intelligenz in Verbindung mit den Beobachtungskräften fragen, ob die einem „Subjecte" beigelegten „Prädicate" überhaupt verschieden, oder (wenn verschieden) ob sie einander ausschließend (oder blos coordinirt), oder, wenn einander ausschließend, ob sie blos conträr oder contradictorisch entgegengesetzt seien, so daß man in letzterem Falle wohl aus der (thatsächlichen) „Wahrheit" des einen auf die (thatsächliche) „Falschheit" des anderen schließen könne, aber nicht so bei blos conträren Prädicaten.

Endlich ist noch hervorzuheben, daß zerlegbare Elemente als nicht weiter zerlegbare angesehen werden können, indem die unterscheidende Intelligenz mit ihren Ansprüchen in den Hintergrund zu treten vermag. So wird es möglich, daß auch das „Prädicat" sich zum „Subject", und das „Subject" zum „Prädicat" machen läßt. Dadurch entsteht dann die Lehre von „Conversion und Contraposition des Urtheils" in der gemeinen Logik.

Auch eine Vergleichung von Urtheilen (in der Bedeutung von ganzen Sätzen) mit einander kann stattfinden, woraus die gemeine Logik ihre Lehren über Coordination und Subordination der Urtheile zieht.

Noch ist aber hervorzuheben, daß erfahrungsmäßig „Begriffe" nicht blos in ihre verschiedenen Elemente zerlegt, sondern auch für verschiedene Begriffe eine „Genesis" beobachtet werden kann, und die einzelnen Stadien dieses Werdens ebenfalls sich als Elemente ansehen lassen. Daraus bildet dann die gemeine Logik die „Wahrheit", es könne der Gedankengang beim Definiren ein zwiefacher sein, einmal analytisch, wo der „Begriff" als

gegeben vorausgesetzt und sodann in seine nothwendigen Bestandtheile aufgelöst werde; und sodann genetisch, wenn das ideelle, ewige Werden eines Dinges nach seinen nothwendigen Bestandtheilen dargestellt werde. Die gemeine Logik begnügt sich zu sagen, daß die analytische Definition mehr den sogenannten discursiven, die genetische mehr den sogenannten intuitiven Wissenschaften eigen sei. Von den Geistes- und speciell Denk-Kräften, die hierzu gehören, weiß sie natürlich nichts.

Die höchste analytische Verstandes-Operation bildet die Eintheilung, indem dadurch die verschiedenen Elemente eines „Begriffs" aufhören eine willkürliche Stelle einzunehmen und einen ganz bestimmt angewiesenen Platz bekommen. Die unterscheidende Intelligenz führt zwar auch bei dieser Operation den Vorsitz, räumt aber den übrigen Denkkräften eine möglichst bedeutende Rolle neben sich ein, indem sie nur von vorn herein das Nichtzusammengehörige als solches bezeichnet; aber den Eintheilungsgrund, wonach die verschiedenen Elemente des Eintheilungsganzen doch wieder zusammengehören, überläßt sie, nächst der Thätigkeit der generalisirenden (subsumirenden) Intelligenz, der Bestimmung durch die Perceptivkräfte und durch die completirende Intelligenz. Hieraus ergeben sich die verschiedenen sogenannten Eintheilungsregeln der gemeinen Logik, alle darauf hinauslaufend, daß keine Denkkraft dabei zu kurz kommen dürfe: die Eintheilung ist um so besser, je mehr neben allen thatsächlichen Differenzen, alle thatsächlichen Gemeinsamkeiten und bei beiden wieder die ganze thatsächliche Entstehung derselben berücksichtigt werden konnte. So streben die Naturwissenschaften, ihre Eintheilungen nach dem natürlichen Systeme zu machen, d. h. nicht dieses oder jenes „Merkmal" willkürlich zum Eintheilungsgrund anzunehmen, sondern den Gesammtcharakter der Organisation, den (charakteristischen) „Typus" zur Norm ihrer Eintheilung zu machen.

Wesentlich als Niederschlag von analytischen Verstandes-Operationen sind alle Wissenschaften anzusehen; denn wenn auch dabei die Thätigkeit der generalisirenden und completirenden Intelligenz mit erforderlich ist, so ist doch vor Allem ein scharfes Sondern dazu unentbehrlich. Daher sind wirkliche Wissenschaften erst in Griechenland zu finden, weil erst dort der menschliche Geist hinlängliche „intellectuelle Sonderungskraft" erlangt hat; und zwar erscheint diese Sonderungskraft in Griechenland mit

Beobachtungskräften sehr glücklich gepaart. Jede Wissenschaft besteht eben wesentlich aus einem Complex von Urtheilen, wie aus dem ersten besten Paragraphen eines beliebigen Lehrbuchs ersehen werden kann.

C. Causal-finale (gignomenale) Verstandes-Operationen. — Die Wissenschafts-Methode und die Methode der heutigen Naturforschung, insbesondere der Antheil der Intelligenz an der letzteren.

Eine der glänzendsten Entdeckungen der Neuzeit bildet bekanntlich die Leverriersche Errechnung des Neptun-Planeten. Wenn wir diese Verstandes-Operation in ihre einzelnen Elemente zerlegen, so finden wir, daß L. verschiedene Störungen in der Uranusbahn durch die anderen „encyklischen" Planeten nicht „erklären" konnte; er fand hiernach die Ergänzung einer Lücke in dem Totale des Phänomens für nöthig. Warum bemerkte gerade er diese Lücke? Hatten andere Astronomen vor ihm nicht genau gerechnet? Doch wohl. Allein sie hatten das sich ergebende „Irrationale" nicht der Beachtung werth gehalten. So viel steht also fest: L. war „genauer". Aber was heißt das?

Ein tüchtiger Criminalist achtet auch auf die geringsten Umstände bei einem begangenen Verbrechen; ein einziges Haar, ein einziger Kleidungsfetzen, die nicht dem Gemordeten angehören können, sagen ihm: hier ist eine Lücke in meiner Kenntniß der Erscheinung, die einer Ergänzung bedarf. Warum achtet nicht jeder Criminalist auf solche winzigen Umstände, selbst wenn er sie gesehen hat? Und warum findet er sie nicht, gleich jenem tüchtigeren seiner Genossen „ergänzungsbedürftig"? Er sah diese Dinge doch? Ist das blos Mangel an „Sorglichkeit"?

Es wird wohl eben weder bei den meist so genialen Genossen Leverriers ein Ungeschick im Beobachten und „Rechnen" stattgefunden, noch bei jenen scheinbar minder achtsamen Genossen eines tüchtigen Criminalisten ein Geschick im Beobachten, sowie im Zergliedern, beziehendlich im Verbinden des Beobachteten zu einem „Begriffsganzen" gefehlt haben. Aber daß sie sich nichts „dabei" denken konnten, daß sie nicht fragten, warum? woher? wodurch? daß mit Einem Worte die ergänzende Denkkraft bei ihnen nicht kräftig genug entwickelt war, sie keine „Leidenschaft des Completirens" besaßen, das wird Leverrier und dem tüchtigeren Criminalisten den Vorsprung vor ihren Genossen verschafft haben.

Diese ergänzende Denkkraft ist aber nur im Stande, die Erscheinungen als fragmentarisch anzusehen. Damit das Fragment wieder

wirklich ergänzt werde, keine blos phantastische, ideologische, sophistische Ergänzung erfolge, bedarf jene Denkkraft, wie bereits oben angedeutet ward, der Beihülfe der übrigen Denkkräfte. Sie muß also zu Hülfe nehmen:

a., die Beobachtungskräfte: war bei Leverrier der Rechnungsansatz falsch, so konnte er auch nur ein irrthümlicherweise für lückenhaft gehaltenes Ergebniß ermitteln. Er wird daher vor Allem aber- und abermals zu prüfen, d. h. zu rechnen und das Facit mit Beobachtungen zu vergleichen gehabt haben, ob er nicht einen Beobachtungs- oder Rechnungs-Fehler gemacht habe, so daß von einer „Bahnstörung" des Uranus eigentlich überall nicht die Rede hätte sein können.

b., mußte sich die Lücke als unter ein größeres schon anderweit bekanntes Ganze subsumirbar erweisen: bei Leverrier unter den Begriff, die Vorstellung, die Synthese, oder wie man wohl unpassend zu sagen pflegt, die „Idee" einer „Bahnstörung".

c., mußte die Distinction zu Hülfe genommen werden: Leverrier mußte wissen, daß die betreffende Bahnstörung des Uranus nicht von den übrigen encyklischen Planeten herrühren konnte, weil er die ganz eigenthümliche Art gerade solcher Störungen kannte.

Es sollte im Vorstehenden zunächst nur die einfachste gignomenale Operation, die Ergänzung beschrieben werden. Beinahe wäre schon darüber hinausgegangen. Die Beschreibung dürfte aber in den Stand setzen, noch anzugeben, wie eine Ergänzung vollendet wird. Nämlich: es muß die Ursache einer Lücke ermittelt werden. Die Lücke selbst ist an und für sich ein Factum wie jedes andere, und dadurch entstanden, daß eben die menschliche Intelligenz die Eigenschaft besitzt, jedes Factum als Theil eines größeren Ganzen anzusehen, wie sie die Eigenschaft besitzt, „das ursprünglich Getheilte zu verknüpfen", oder diejenige, „das ursprünglich Verknüpfte zu theilen". Nur Personen ohne genügende Entwicklung dieser intellectuellen Kraft bleiben beim bloßen Einzelnen, beim bloßen Wahrnehmen stehen und documentiren sich dadurch als niedrigere Naturen. . . . Leverrier findet die Wirklichkeit nicht mit seinem Rechnungs-Ergebniß übereinstimmend. Woher die Differenz? Der tüchtige Criminalist findet einen Kleidungsfetzen, der nicht zu den Kleidern des Gemordeten paßt. Woher rührt er? Ein großer Dichter führt uns in einer seiner vorzüglichsten Dichtungen eine Scene vor, die uns minder fähigen Menschen nicht hinein zu passen scheint. Warum thut er das?

Die Ursachen-Findung ist also das zunächst Nöthige bei causal-finalistischen Verstandes-Operationen. Wiederum müssen der ergänzenden Intelligenz die übrigen Denkkräfte hierbei unterstützen und diese „Ursache" „erklären" helfen. Sie sagen etwa für den zuletzt gedachten Fall: Es ist die Einschiebung einer solchen Scene eine Eigenheit der griechischen Tragiker, welche man also nicht blos bei Sophokles trifft, sondern die etwas Gemeinsames für die griechische „Tragik" bildet und sie so wesentlich von der indischen, spanischen, englischen ꝛc. unterscheidet, die somit nicht etwa auf einer Textfälschung beruht, woran überhaupt nach der Uebereinstimmung sämmtlicher Handschriften ꝛc., kurz nach dem ganzen thatsächlichen Material, worauf die Scene ruht, nicht zu denken ist.

Mit der bloßen Aufzeigung der wirklichen Ursache (sei sie nun Ursache im eigentlichen Sinne, oder bloßer Anreiz, bloßes „Motiv") für eine auffallende Erscheinung, ist aber die ergänzende Intelligenz meist noch nicht befriedigt. Sie fragt nicht blos: Woher? sondern auch: Wohin? Sie ist nicht blos zurückgehend, „motivirend", sondern auch „teleologisch": sie verlangt auch die Erscheinung als wirkend zu wissen. So erst ist die ganze „Genesis" des Fragments dargelegt, die „Ergänzung" vollendet. . . .

So können wir denn bei der Ergänzung zwei Stücke genau scheiden:

1) Es muß überhaupt die ergänzende Intelligenz so viel Kraft haben, daß sie sich dazu erhebt, jede Erscheinung als ein Fragment eines größeren Stücks Welt anzusehen.

2) Sie muß ferner, besonders bei organischen Erscheinungen, den Begriff des Werdens erfaßt haben, d. h. sie muß sowohl für jedes „Weltfragment" eine Ursache, wie eine in ihm liegende weiter entfaltende Kraft, eine ihm zukommende Wirkung unterschieden haben.

In der Wirklichkeit kann es nun geschehen, daß man weder Ursache noch Wirkung einer Erscheinung kennt, sondern beides nach gewissen Analogieen nur erst vermuthet, wie z. B. Faraday vermuthete, es müsse sich durch Magnetismus auch Electricität herstellen lassen, nachdem durch Oerstedt mittelst eines electrischen Stroms Magnetismus hergestellt war, so daß also der „Magnet" erst von Faraday als Electricität Bewirkendes zu constatiren und sodann auch das Bewirkte als wirkliche Magnet-Electricität nachzuweisen war — wie gesagt also hier sowohl Ursache wie Wirkung zu ergänzen blieb. Meist wird freilich nur darauf ausgegangen, Ursachen von Erscheinungen zu finden; aber z. B. ein Philolog, der von einer Inschrift

nur einen unvollendeten Satz übrig hat, muß aus diesem Rest als Ursache, das Fehlende als Wirkung („Bewirktes“) „abzuleiten“ versuchen. Daß auch hierbei Kenntnisse und Vergleichungs- und Unterscheidungskraft mitzuhelfen haben, versteht sich. Der Philolog wird dabei meist zunächst erst „Hypothesen“, „Conjecturen“ über die „Ergänzung“ aufstellen und diese dann wieder aus „äußeren Gründen“ (etwa Herauslesen seiner vermutheten Worte aus den durch die Vermuthung lesbarer gewordenen undeutlichen Zügen eines Palimpsests ꝛc.) oder aus inneren Gründen (Analogie eines ähnlichen Gedankengangs in einer anderen Inschrift unter Nachweis des für die vorliegende Stelle stattfindenden Unterschieds) näher zu rechtfertigen haben. Aehnlich wie der Philolog seine Hypothese über Ergänzung seiner Lücke durch äußere Gründe zu „bewahrheiten“ hat, hat dies der Naturforscher durch Experimente, wirkliche, sinnfällige Wirkungen für Ursachen zu thun.

Längst hat nun die gemeine Logik Regeln über derartige Operationen zu geben versucht in ihren Lehren über Schluß und Beweis. Namentlich gehören hierher die Lehren vom Zuwenig- und Zuviel-Beweisen, wo also entweder eine aufgestellte „Allgemeinheit“ nach den erfahrungsmäßigen Erscheinungen blos zu eng gefaßt erscheint, oder umgekehrt diese Allgemeinheit wirklich zu eng ist, als daß alle dergl. Erscheinungen daraus abgeleitet werden dürften, indem letztere vielmehr „Besonderheiten“ für sich bilden ꝛc. ꝛc. Allein wie diese Lehren von den Grundkräften des menschlichen Geistes losgelöst vorgetragen werden, machen sie in ihrem circa 2000 jährigen Alter einen unheimlichen, mumienhaften Eindruck. Die gemeine Logik sagt uns: ein Schluß ist die Ableitung eines Urtheils aus einem anderen mittelst eines dritten vermittelnden. Sie sagt also: die Größe A. ist gleich der Größe B., die Größe B. ist gleich der Größe C. Daher ist auch A. so groß wie C. Offenbar muß aber die Intelligenz hierbei vor Allem überhaupt erst das Bedürfniß haben, A., B. und C. als Producte eines (allgemeineren) Maaßes aufzufassen: ist ein Mensch so dumpf, daß er dieses Bedürfniß noch nicht hat, nicht sieht, daß in dieser Hinsicht eine Lücke in seinem Wissen stattfindet, so wird er sich vielleicht damit begnügen, A., B. und C. auszumessen, wenn ihm an Ermittlung der Größe jeder dieser drei Existenzen liegt. — Ferner aber wird er sich zu der Höhe der Generalisirung erhoben haben müssen, daß er den „Begriff“ der „Identität“ und den des „Widerspruchs“, auch wohl die Constituirung des Satzes vom ausgeschlossenen Dritten durch das Zusammenwirken

jener beiden Begriffe als ein nicht blos im einzelnen Falle Richtiges, sondern als ein allgemein Gültiges erkannt hat, wenn auch damit noch nicht gesagt ist, daß er diese Begriffe in ihrer abstracten Form sich zum Bewußtsein gebracht haben müsse. Auf dieser psychologischen Grundlage beruht die Lehre vom sogenannten kategorischen Schlusse, und auf einer ähnlichen ebenso diejenige vom hypothetischen Schlusse als der Ableitung einer Folge (eines Bedingten) aus einem „Grunde“ (einer Bedingung). Mit letzterem will man also ausdrücken, es sei eine regelmäßige Erscheinung, daß eine Wirkung (Folge) B. nach der Beobachtung immer eine Ursache A. habe, oder auch umgekehrt, eine Ursache A. regelmäßig eine Folge B. Damit spricht man dann wieder aus, daß die Person, die solche Reflexionen macht, überhaupt der Genesis vieler Erscheinungen nachgegangen und geneigt geworden sein muß, eine neue vorkommende B. als Fragment zu behandeln, entstanden aus einer Ursache A., oder B. (falls letzteres selbst wieder als Ursache aufgefaßt wird) mit der regelmäßig beobachteten ferneren „Wirkung“ C. Es beruht hierauf die Regel der gemeinen Logik, daß man aus einem „Grunde“ nichts weiter ableiten dürfe, als seine „Folge“, nicht aber ein Mehreres, aus einer „Folge“ auf nichts weiter zurückschließen dürfe, als auf ihren „Grund“, nicht aber auf ein Mehreres, so daß man wohl aus der Wahrheit des Vordersatzes (des Grundes) auf die Wahrheit des Nachsatzes (der Folge), oder aus der Falschheit des Nachsatzes (der Folge) auf die Falschheit des Vordersatzes (des Grundes) schließen dürfe, aber nicht umgekehrt; denn die gemeine Logik stellt sich vor, die Verbindung zwischen Grund und Folge sei durch bloßes Räsonnement erkennbar und es lasse sich auf diesem Wege entscheiden, ob der Grund auch noch andere Folgen, die Folge auch noch andere Gründe haben könne. Sie weiß eben nicht, daß nicht blos der hypothetische, sondern jeder Schluß, auch der kategorische und disjunctive, seine letzte Basis in der „Erfahrung“ hat, materiale Wahrheit durch das (formale) Schließen nicht erreichbar ist, sondern erst durch Verbindung von Intelligenz und Empirie. Die Intelligenz giebt nur muthmaßlichen Zusammenhang, die Empirie nur thatsächliche Existenz: der wirkliche Beweis muß daher auf der Verbindung beider beruhen, um Verstandes-Wahrheit zu sein: die Hypothesen der Schlüsse müssen stets durch zahlreiche fix und fertige Einzelthatsachen, oder Thatsachen mit dem Charakter des Werdens als Probe auf das hypothetische Facit begründet und gestützt — „bewahrheitet“ — werden. Daß dabei die Experimente unter veränderten Umständen vor-

genommen werden können, um sowohl „direct“ wie „indirect“ (durch die nicht zutreffenden Ergebnisse bei solchen veränderten Umständen) oder wie sonst die Probe zu machen, ändert in der Sache nichts Wesentliches.

Ist nun ein Gegenstand rückwärts mittelst hypothetischer Schlüsse und Controlirung derselben durch Experimente, oder, wo das letztere nicht angeht, durch Beobachtungen „identischer Instanzen“, oder, wo auch das ganz unmöglich oder nur wenig möglich, wie bei geschichtlichen Thatsachen, durch möglichst vollständige Beglaubigung mittelst urkundlichen Materials, durch den ganzen Kreis seines Werdeprocesses von nächster Ursache zu nächster Ursache zurück („inductiv“), und umgekehrt von dort durch alle Stufen der Wirkung dieser einzelnen Ursachen bis zur Vollendung des Werdeprocesses nach vorwärts („deductiv“, ableitend) verfolgt, so vermag man das Ding (die Thatsache) zu erklären. Eine vollständige Erklärung giebt also nicht die bloße Definition der Merkmale, sondern vor Allem die Genesis der Dinge; sie setzt eine gewisse Lebendigkeit in ihnen selbst voraus, eine Kraft (nicht eine bloße äußerliche Bewegung), durch welche jedes Stadium derselben, als Ursache, aus sich oder höchstens mit Hinzutritt nur noch einer ganz bestimmten Anregung (wie bei chemischen Vorgängen, etwa der Quecksilberdämpfe zum unsichtbaren Jodbilde Daguerres, wodurch dieses unsichtbare Bild sichtbar gemacht wird) eine Wirkung, und diese Wirkung, (sie wieder als Ursache gesetzt) ebenso eine weitere Wirkung hervorbringt. Dadurch unterscheidet sich die Erklärung wesentlich sowohl von der Erlangung der bloßen Vorstellung, der Aufstellung des bloßen Typus, wie von der bloßen Definition (Begriffsumgrenzung) eines Dinges: diese alle betrachten das Ding, wenn auch nur formell, als caput mortuum und setzen es (synthetisch) zusammen, beziehendlich zerschneiden es (analytisch) in seine einzelnen Merkmale und Eigenschaften. Ein neuerer Logiker (Friedrich in seinen Beiträgen zur Förderung der Logik, Noetik und Wissenschaftslehre, Leipzig, Brockhaus) betont deshalb ganz vortrefflich den so außerordentlich wichtigen Unterschied der Noumene von den Gignomenen unter den Dingen. Die Aufstellung von Typen und Definitionen, genauer ausgedrückt: die synthetische Typal- und die analytische Umgrenzungs-Bestimmung, geben nur Noumene. Gignomene (Werdeprocesse) werden nur auf dem Wege der Ursachenfindung und Wirkungsableitung gegeben und erlangt. Eine solche Herstellung der „Genesis“ der Dinge hat namentlich für Gemüther mit Vorliebe für sinnliche Anschauung, verbunden

mit starker generalisirender Intelligenz, welche somit sehr zur Aufstellung von Typen neigen, etwas so Anziehendes, daß sie auch die zur Herstellung von bloßen Typen führenden synthetischen Operationen glauben „genetisch" geben zu können. So hat es bekanntlich Goethe von seiner Abstraction der „Urpflanze" vermeint. Offenbar wird aber hierbei nur die Form der Genesis festgehalten, nicht deren Wirklichkeit; der causal-finale Verstand muß in dergleichen Fällen beim synthetischen Handlangerdienste thun, anstatt das Commando zu führen. Hierauf beruht die sogenannte genetische Methode in den Naturwissenschaften. Sie „erklärt" auf diese Weise manche unvollständigen Bildungen, indem sie dieselben mit vollständigeren vergleicht. Sie erkennt so z. B. die hohlen Stellen an den menschlichen Stirnhökern als Reste der thierischen Schädelbildung am Menschen. Hiernach beruhen die sogenannten vergleichenden Naturwissenschaften auf gignomenal-synthetischen Verstandes-Operationen. Allein weil alle solche Operationen von der Genesis der Wirklichkeit nur die Form haben, so konnte Schiller Goethe auf dessen sogenanntes „Entstehenlassen der Urpflanze" mit Recht erwiedern: „Das ist nur eine Idee." Kein Wunder, daß, wenn ein Geist wie Goethe solche „Ideen", ein solches blos charakterisirendes Abstractions-Verfahren, für Wirklichkeiten hielt, und dies als genetische Methode bezeichnete, vermeinend, er könne dadurch eine Pflanze „entstehen lassen", die untergeordneteren Geister der gleichzeitigen Naturphilosophen Aehnliches erst recht thun zu dürfen glaubten und so die „Empirie" ganz vernachlässigten. Dagegen mußte sich dann die Reaction der Empirie geltend machen, welche freilich wieder wie gewöhnlich das Kind mit dem Bade verschüttete. Wir leiden noch heutzutage an diesem Uebelstande. Man hat deshalb witzig gesagt, daß ein Deutscher, um ein Kameel zu beschreiben, sich Haut, Knochen &c. davon kaufe, und es nun „entstehen lasse". Man kann die unpassende Verachtung der Empirie, die Uebertreibung des bloßen suppletorisch-generalisirenden Reflectirens nicht treffender ironisiren. Die genetische Methode hat nur das vor dem Verfahren der vorkantischen Zeit voraus, daß man bei Naturprodukten nach keinem Zweck und Nutzen ihrer Bildungen mehr fragt. Erst in ganz neuester Zeit macht sich eine Reaction wider das im Gegensatze zur genetischen Methode eingetretene Ueberwuchern der Empirie wieder geltend, vor Allem durch Liebig's Verdienst. Er hat darauf aufmerksam gemacht, daß zur naturforschenden „Induction" wesentlich „Phantasie" erforderlich sei. (cf. z. B. dessen Rede über Induction und Deduction

München 1865.) Er meint damit offenbar Dasjenige, was im ersten Abschnitt dieser Schrift als generalisirende, vergleichende, subsumirende Intelligenz charakterisirt ward, die überall Gleichheiten oder Aehnlichkeiten zu erblicken geneigt ist. Personen, welche sie stark besitzen, haben Reichthum an „Ideen“, (richtiger an Synthesen), was man gewöhnlich Phantasie-Reichthum nennt. Dieser „Ideen-Reichthum“, von dem auch das sogenannte Komponir-Talent in der Kunst wesentlich abhängt, wirkt nur bei mangelhaft entwickelten Beobachtungskräften ideologisch und naturverachtend; wenn hingegen zugleich auch diese letzteren gut entwickelt sind, schadet er nicht nur nicht, sondern fördert, und insofern hat Liebig ganz Recht, seinen Werth anzuerkennen.

In den Lehrbüchern der Logik, besonders in denen älteren Stils, pflegt ein besonderer Abschnitt unter dem Titel Methodenlehre vorzukommen. Die wahre Methode des Erkennens ist aber vom Standpunkte einer echtnaturwissenschaftlichen Psychologie nur diejenige, bei welcher jede der verschiedenen Geisteskräfte zu Denkergebnissen ihre Zustimmung nur um so mehr geben kann, je besser diese Geisteskräfte entwickelt sind. Besonders gilt dies von den beiden großen Gruppen der Denkkräfte, den Reflexions- und den Beobachtungs-Kräften. Da die Methode der heutigen Naturforscher von diesem Standpunkte aus vor der sogenannten deductiven Methode der Philosophen den Vorzug der Anerkennung der Beobachtungskräfte voraus hat, ohne genöthigt zu sein, die Reflexionskräfte zu benachtheiligen, so steht sie um deswillen höher, als diese rein intellectuelle Methode der letzteren.

Es ist über die Methode der heutigen Naturforscher in neuerer Zeit viel geschrieben worden. Ein Essayist der Preußischen Jahrbücher (Siegwart) sagt davon, daß wenn wir heute die Naturforscher fragten, worin denn diese ihre wegen ihrer Genauigkeit und Zuverlässigkeit vielgerühmte Methode bestände, so würden nicht zwei derselben völlig einig sein. Das ist sehr natürlich: denn unsere Vorstellungen sind abhängig von unseren Kenntnissen und diese wieder von unseren Beobachtungen, und so lange es uns daher an (naturwissenschaftlichen) Beobachtungen über unsere einzelnen Perzeptions- und Reflexionskräfte fehlt, wird man auch nicht wissen, welche derselben bei der (heutigen) naturforschenden Methode wirksam zu sein haben, welche derselben also der (heutige) Naturforscher besonders kräftig und geübt besitzen muß, damit er mit ihnen etwas erreiche. Bei der Wichtigkeit der Sache ist es geboten, darauf noch weiter einzugehen, obwohl die bei der Methode der heutigen Naturforschung in Betracht

kommenden Geisteskräfte und ihr Auftreten und Wirken bei derselben schon oben in allen wesentlichen Punkten characterisirt sind.

Man kann das Wesen des Verfahrens der heutigen Naturforschung in folgende Sätze zusammenfassen:

Es wird vor Allem durch dieses Verfahren die perceptive ursächliche Genesis einer trotz ihrer scheinbaren Unvereinbarkeit Ein Ganzes bildenden, zu Einem Ganzen zusammengefaßten Naturerscheinung zu erkennen begehrt, die Zusammenfassung zum Ganzen mag nun bereits nach den Elementen desselben mittelst Empirie und Intelligenz wahrgenommen (gewußt) oder nur vermuthet sein: Leverrier fand bei seiner Beobachtung des Uranus, daß derselbe sich nicht an der von ihm aus bekannten Elementen berechneten Stelle befinde. Er erkennt dieses Phänomen als aus den nämlichen Elementen bestehend wie eine „Bahnstörung“ durch einen encyklischen Planeten bewirkt, d. h. er fand in ihm die nämlichen Elemente, welche er schon anderweit kannte und zu der „Vorstellung“, zu dem Begriffsganzen „Bahnstörung“ (durch einen anderen Planeten) zusammengefaßt in seiner Kenntniß besaß; die Gleichheit mit diesen bekannten Elementen ließ ihn auf das nämliche Begriffsganze in jenem Vorkommniß schließen, wenngleich diese Identität noch eine andere Ursache zuließ, oder mit anderen Worten ihm die ursächliche Genesis dieses Phänomens nach ihren perceptiven Elementen noch unbekannt war, er dasselbe nur als Noumen, nicht aber schon als Gignomen besaß.

Es kann nun aber auch Fälle geben (und diese sind die regelmäßigen), wo das Begriffsganze noch nicht einmal, wie im Leverrier'schen Falle, als Noumen feststeht, sondern nur erst vermuthet wird. Ein solcher Fall ist der der Entdeckung des Ozon durch Schönbein. Er fand, daß die atmosphärische Luft, durch welche ein electrischer Funke schlägt, ebenso rieche, wie diejenige, in welcher Phosphor langsam verbrennt. Er hatte ermittelt, daß das Riechende in der electrisirten Luft bestimmte starke Wirkungen besitze. Er vermuthete nun, daß das Riechende in der von langsam verbranntem Phosphor erfüllten Luft die nämlichen Wirkungen besitzen werde, wie das ihm verwandt Riechende in der electrisirten Luft, was sich ihm durch Hervorrufen dieser nämlichen Wirkungen mittelst angestellter Experimente auch wirklich bestätigte.

Vergleicht man hiermit das Verfahren der früheren Naturforschung, so wird sich der Unterschied desselben von obiger Methode am besten an dem bekannten Beispiel verfolgen lassen, an welchem Baco seine damals

noch allgemein und allein herrschende Methode der Findung von Noumenen aufzeigt: um den „Begriff" Wärme zu ermitteln, habe man, wie er sich ausdrückt, damit anzufangen: a., alle Fälle aufzuzählen, wo wir Wärme empfinden, also Sonnenlicht, Schwefelsäure, frische Pferdeäpfel zc., b., wo sie fehle, z. B. Mondlicht, c., wo ein Mehr oder Weniger von Wärme stattfinde. Hiernach operirt er nun. „Hinterher fällt es ihm aber doch ein, daß diese Regeln eigentlich nur dann gälten, wenn es sich darum handle, unter welchen der schon bekannten Begriffe der der Wärme zu subsumiren sei, nicht aber wenn es gelte, einen unbekannten „Begriff" zu entdecken." Man sieht im Vergleich mit obigen Beispielen des heutigen Naturforscher-Verfahrens, es sei an Baco nicht zu tadeln, daß er ein in sich identisches Begriffsganzes „Wärme" in verschiedenen Erscheinungen supponirte — das thuen die heutigen Naturforscher auch; sondern nur daß er dieses Begriffsganze nicht aufwärts aus nächsten Ursachen ableitend hervorbrachte, und sein Product nicht abwärts durch Verwendung der jedesmaligen nächsten Ursachen als Wirkungen constatirte, mit anderen Worten: daß er seinen Begriff Wärme nur als Noumen, und nicht als Gignomen zu ermitteln suchte — auf dem halben Wege, bei der Subsumtion und Analyse (beim „Abstractions-Verfahren") stehen blieb, in seinen Intelligenz-Operationen es nicht einmal bis zur „Induction" im obigen Sinne brachte, geschweige daß er diese Induction auch noch „deducirend" erhärtet. Mit anderen Worten: er hat nur die psychologische Kraft für Aufsuchung treffender Gleichnisse und Tropen, für leichte Auffindung von Gleichheiten, nicht die Neigung zur Causalergründung für wesentlich gehalten und in Thätigkeit gesetzt.

Die heutigen Naturforscher aber werden zu diesem ihrem causalistischen, gignomenalen Verfahren eben bestimmt, weil sie in den Naturursachen lebendig wirkende Kräfte erkennen, nicht bloße Bewegungen. Ihnen liegt es im Blute:

An Drähten die von oben langen
Kann keine Welt des Lebens hangen.

Zu Bacos Zeit begnügte man sich noch ziemlich allgemein, die Erscheinungen als bloße Bewegungen aufzufassen. Man war zwar schon über den echt antiken, bereits seit Aristoteles überwundenen Standpunkt hinaus, die Erscheinungen rein phänomenal zu erfassen, bewegte sich aber noch ganz in dem auf Aristoteles basirenden mittelalterlich-scholastischen Ge-

denkenkreise, daß die Gattungen die eigentlichen Dinge in den Dingen seien, es also nur auf ihren „Begriff“ ankomme. Damit hing dann zusammen, daß man bloß nach äußerlichen „Zwecken“ für die Dinge forschte. Nur erst diesen negativen Schritt der Verwerfung der Zweckursachen that Baco, nicht aber drang er schon vor bis zur Annahme der Eigenlebendigkeit, der Selbstwirksamkeit der Dinge, so daß man (wie Liebig treffend hervorhebt) dieselben nur einander zu nähern braucht, um sie zu Wirkungen auf einander zu veranlassen. Baco veränderte zwar auch die „Umstände“, allein, wie im obigen Aufsuchungs-Beispiel des Wärmebegriffs, nur noumenal, nicht gignomenal. Wenn es nunmehr aber blos auf gignomenal verschiedene Umstände ankommt, so ist es möglich, daß ein einziges solches gignomenales, nur unendlich oft wiederholtes Experiment hinreicht, die Bedingungen kennen zu lernen, unter denen eine bestimmte Wirkung eintritt, und es kann somit gar nicht mehr darauf ankommen, etwa alle möglichen Fälle aufzusuchen, wo Wärme bemerkt wird, sondern nur die Fälle, in denen sich unter gleichen Bedingungen Wärme entwickelt. Hiernach ist der Liebigsche Ausspruch ganz treffend: Der Fortschritt der Wissenschaft ist abhängig von der Vermehrung der Thatsachen, er steht aber nicht im Verhältniß zu ihrer Anzahl, sondern zur Summe des von den Thatsachen abgeleiteten Denkstoffs *) oder Gedankenmaterials. Tausend Thatsachen für sich ändern den Standpunkt der Wissenschaft nicht, aber eine davon, welche begrifflich (präciser: supplirend-, causalistisch-intellectuell) geworden ist, wiegt, in der Zeit, den Werth aller andern auf.

Die gegebene Darstellung wird genügen, um zu erkennen, daß bei causal-finalen, bei gignomenalen Verstandes-Operationen es auf Ursachen-Erforschung (Aufsuchung der Bedingungen einer Erscheinung) und auf Wirkungs-Erforschung (Ableitung der einzelnen Erscheinung aus diesen Bedingungen) ankomme, kurz also hier zwar die suppletorische Reflexionskraft die Führung besitze, daß aber die übrigen Kräfte der Intelligenz und die Talente zur Beobachtung sinnlicher Thatsachen dabei eben so wenig entbehrlich seien, indem namentlich das Bemerken der noumenalen, der sogenannten idealen Die-

*) Statt Denkstoff möchte im Hinblick auf die bisherigen Erörterungen präciser zu sagen sein: intellectueller, oder noch präciser: causalistisch-intellectueller Verstandesstoff.

selbigkeit von und in verschiedenen Erscheinungen auch zum Auffinden von Bedingungen einer Erscheinung und der Wirkungen dieser Bedingungen führen kann, die zugleich ihre gignomenale Dieselbigkeit darthun, — wie bei der Ozon-Entdeckung Schönbeins. Oft aber ist es schon von Wichtigkeit zu wissen, daß eine Wirkung unter noch anderen minder günstigen Bedingungen, als dafür bisher bekannt waren, doch eintrete. Einen solchen Fall bildet die Erfindung der Photographie durch Talbot. Dieser vermuthete, es werde das Licht auch auf seinem mit Jodsilber in Daguerrescher Weise präparirten Papier die nämlichen Wirkungen geübt haben, wie für die Daguerreschen mit Jodsilber überzogenen Platten, nämlich die stärker vom Licht berührten Theile desselben auch stärker zu schwärzen, obgleich eine derartige Wirkung auf solchem Papier noch nicht sichtbar war; wäre er also nicht von der Voraussetzung ausgegangen, daß die nämlichen Ursachen (Bedingungen) die nämlichen Wirkungen auch unter minder günstigen Umständen herbeiführten, er hätte nicht nach einem Stoffe gesucht, welcher diese vom Licht auf dem Papier nur unvollständig geübten Wirkungen zu vervollständigen, sie sichtbar zu machen geeignet sein könnte. Er „wußte" aber, daß warme Gallussäure ebenfalls wie das Licht, Silbersalze zu schwärzen vermag, also eine Gleichheit, freilich keine noumenale, wohl aber eine gignomenale zwischen beiden stattfinde und wählte deshalb gerade den Stoff unter tausenden ihm empirisch bekannten, damit derselbe, der das „Princip" des Schwärzens von Silber gleich dem Licht in sich trägt, dies Princip auch dort bewähre, beziehendlich vervollständige, wo die Bedingungen dazu vielleicht nur ungenügend vorhanden waren. Dies gelang ihm und er erfand so die Photographie. Die blos vermutheten „Wirkungen" Einer „Ursache" führten also in diesem Falle zur Aufsuchung einer mit ihr gleich, aber verstärkend wirkenden zweiten Ursache. — In Talbots Kopfe war mit anderen Worten das Vergleichungsvermögen nahezu ebenso stark entwickelt wie das Causalvermögen.

Aber nicht blos das Vergleichungsvermögen kann dem Causalvermögen bei causal-finalistischen Verstandes-Operationen oft zur Hülfe kommen: das nämliche gilt auch vom Unterscheidungsvermögen, wie Faradays berühmte Entdeckung von der Hervorbringung electrischer Wirkungen durch den Magnet beweist. Hier wußte Faraday nur, daß die Electricität Magnetismus erzeugen könne. Warum sollte nicht auch das Umgekehrte möglich sein? Er experimentirte nach dieser Richtung „in-

ductiv" und „deductiv" und reüssirte. Dies beweist, daß der „kritische Sinn" in Faradays Kopfe seinem causalistischen Sinne stark zur Unterstützung diente.

Aus dem Bisherigen erhellt, daß man die naturforschende „Induction" passender eine causale Synthese und die naturforschende Deduction ebenso passender eine causale Analyse nennen kann, kurz: was die Synthese (die synthetischen Verstandes-Operationen) und Analyse (die analytischen Verstandes-Operationen) für das Gebiet der Noumene leisten, leisten Ursachenauffindung (s. g. naturforschende Induction) und Wirkungsherstellung (s. g. naturforschende Deduction) für das Gebiet der Gignomene. Es möchte hiernach einleuchten, daß es ganz unmöglich ist, über die naturwissenschaftliche Methode und über die vielgebrauchten Begriffe der Induction und Deduction ins Klare zu kommen, so lange man nicht Noumene und Gignomene unterscheidet. Insbesondere aber muß man mit der Auffassung von Deduction brechen, welche darunter eine bloße von aller Erfahrung absehende ideologische Consequenzmacherei versteht. Eine solche ist eben, genau besehen, stets eine Phantasterei: Antäus muß wenigstens mit den Füßen sich gegen die Erde stemmen können, wenn er auch erst seine ganze Kraft erlangt, sobald sein ganzer Körper mit ihr in Berührung kommt.

So viel aber steht nach Allem fest, daß sowohl zum synthetischen wie analytischen wie causalen Erkennen vor Allem Erkenner nöthig sind; denn unsere Vorstellungen (noetische sowohl wie dianoetische) sind von unseren Denkkräften abhängig: nur wer sie sämmtlich, besonders aber diejenigen perceptiver Art, entweder durch Anlage oder durch Ausbildung stark und geübt besitzt, wird „inductiv und deductiv" gut operiren. Im Grunde genommen besteht also die heutige naturwissenschaftliche Methode in weiter nichts als guten Anlagen zur Naturforschung und guter Entwicklung dieser Anlagen durch Uebung.

Das Kapitel der gignomenalen Verstandes-Operationen ist indeß mit der Darstellung der eigentlichen oder einfachen Genesis, wie ich sie hauptsächlich an Liebig's (allerdings von ihm für meine Zwecke eigentlich nicht eingehend genug vorgetragenen) Beispielen aus der angeführten Schrift zu erläutern versuchte, noch nicht zu Ende geführt. Es giebt eben noch verwickeltere:

1) Wie, wenn nun mittelst ganz verschiedener „Begriffsganzen“ das nämliche Resultat erzielt wird, z. B. durch Licht nicht nur, sondern auch durch Gallussäure Silberverbindungen geschwärzt werden? Läßt sich in solchen Fällen ein gignomenal Gemeinsames aufstellen, so spricht man von einem Princip z. B. im gedachten Falle von dem „Princip des Schwärzens.“ Natürlich kann das auch in ethischen Dingen zur Anwendung kommen, wie man denn bekanntlich nicht sagt: „Es ist bei mir „Gesetz“, sondern: „Es ist bei mir Princip oder Grundsatz“ (principium agendi) dies oder jenes zu thun (oder zu unterlassen).

2) Ist endlich (oder wäre) ein principium principiorum zu ermitteln, so würde sich ein absolut gültiges System der Naturwissenschaft geben lassen. Das liegt jedoch wahrscheinlich jenseits des menschlichen Verstandes, da es eine Synthese der Begriffe Mechanismus, Chemismus und Organismus voraussetzen würde. Immerhin aber ist wissenschaftlich der Unterschied zwischen einer Theorie und einem Systeme festzuhalten: erstere ist wesentlich etwas Noumenales, letzteres ebenso etwas Gignomenales. Gewöhnlich freilich wird System und Theorie identificirt, obwohl ihr Unterschied nach Vorstehendem sich leicht entwickeln lassen wird.

Wirft man jetzt zunächst auf die causal-finalistischen Verstandes-Operationen einen Blick zurück, so ergiebt sich, daß bei jeder Schlußformel eigentlich die Hauptsache verschwiegen und (stillschweigends) subintelligirt wird, nämlich, daß der Gegenstand, von dem etwas ermittelt werden soll, ein incompletes Ding ist und sich für ihn eine Completirung wünschen und geben lasse, sei es nun nach der Richtung seiner Weiterentwicklung, sei es nach der Richtung seines Ursprungs: Cajus ist ein Mensch — alle Menschen sind sterblich — folglich ist Cajus sterblich, — setzt voraus, daß man das Bedürfniß habe, zu wissen, was **aus Cajus wird**; also steht im Gedanken vorher: Cajus ist unvollendet und entwicklungsfähig. Die Vollendung wird nun gesucht, indem zuvörderst der Vergleichungssinn zu Hülfe gerufen wird, welcher das Allgemeine, die „Art“, unter die Cajus gehört, angiebt: Cajus ist Mensch. Sodann wird der Unterscheidungssinn in Anspruch genommen, welcher ein Stück Grenze um den Menschenbegriff zieht, das Sterblichsein, im Verhältniß zu anderen Wesen, die diese Eigenschaft nicht haben. Es läßt sich daher sagen: Nur erst wo und wann gignomenale Dinge

bemerkt werden und Interesse an dieser Bedeutung und der Ergänzung so incompleter Erscheinungen lebhaft erwacht, entsteht das Bedürfniß von Schlüssen.

Wirft man ferner auf die ganze bisherige Entwicklung der Verstandes-Operationen einen Blick zurück, so wird man leicht zu dem Ergebniß gelangen, daß das von ihnen geförderte Material an „Allgemeinheiten" seinem äußeren Umfange nach (oder hauptsächlich) bei den synthetischen Verstandes-Operationen in der Schöpfung von Begriffen und Naturgesetzen, bei den analytischen in der Aufstellung von Definitionen und Eintheilungen, bei den causal-finalistischen endlich in der Aufstellung von Schlüssen und Argumentationen bestehe und zwar daß dieses letztere beides hauptsächlich behufs Ergründung (Erklärung) von (Werde-) Processen geschehe; ferner daß die Methode aller dieser Operationen zunächst und im eigentlichsten Sinne nur für sinnliche Dinge Anwendung findet, dann aber auch auf sogenannte Gedankendinge, für welche durch die Sinne kein realer Anhalt gegeben wird, analogisch angewendet werden kann, woraus weiter die Einbildung hervorgegangen ist, als könne aus der bloßen Intelligenz heraus, durch sogenannte bloße Deduction eine Wesenslehre der Welt gegeben werden. Auf dieser Einbildung beruht die sogenannte Metaphysik der bisherigen Philosophen, indem sie vermeinen, der Philosoph könne aus seinem Geiste durch bloßes Nachdenken Wahrheiten herausspinnen, wie eine Spinne den Faden ihres Netzes, als ob nicht erst Nahrung aus der Wirklichkeit gesogen sein müßte, um hierzu im Stande zu sein. Daß aber eine solche dürre philosophische Speculation, welche von der Beobachtung des Menschengeistes, und die bei einer solchen Beobachtung erkannten allgemeinen Anlagen der Menschennatur ganz absehen zu können glaubt, mit einer wirklichen Erkenntniß nichts gemein habe, würde Allen einleuchtend sein, wenn eben Alle genügende Beobachtungsfähigkeiten besäßen. Da dies nicht der Fall, ziehen es die so mangelhaft organisirten und durch eine verkehrte philosophische Anleitung noch mehr verwirrten Köpfe vor, sich in vagsten Allgemeinheiten und noch dazu blos noumenalen zu ergehen, indem sie von gignomenalen kaum eine Ahnung haben — geschweige daß sie der Empirie ihr Recht gäben. Daher der Eindruck der meisten philosophischen Schriften, als ob man einer von Nebeln verschleierten Gegend gegenüber stehe. Sie fangen eben immer mit dem an, womit höchstens geendigt werden darf. Wie schön ist damit zusammengehalten folgender Liebigsche Ausspruch: „Vergleichen wir aristo-

telische Erklärungen der Naturerscheinungen, so wie die der ganzen aufeinanderfolgenden Reihe von Naturforschern bis zu uns, so wird man finden, daß man zu allen Zeiten der Meinung war, daß die Begriffe davon sich in Uebereinstimmung befänden mit den Thatsachen, und in der That entsprechen die Erklärungen stets den logischen Gesetzen, aber die späteren sind immer im Widerspruch mit den früheren; was man für richtig hielt, wird später für falsch erkannt, und so heben die nachfolgenden die vorangegangenen Erklärungen immer wieder auf, und dies geht Jahrhunderte lang so fort. Es ist hieraus klar, daß die Wahrheit der Erklärungen von den Grundsätzen der Logik allein nicht abhängt."

Es ist bisher geflissentlich möglichst vermieden worden, von einer Methode der Induction und Deduction zu sprechen. In welchem Verhältniß nun steht zu diesen verschiedenen, durch die verschiedenen Reflexionskräfte gegebenen Verstandes-Operationen diese heutzutage so viel genannte Methode? Versteht man unter Induction das Verfahren, aus einzelnen Thatsachen das ihnen zu Grunde liegende „Gemeinsame", („Regeln" und „Gesetze") abzuleiten, verschiedene Regeln und Gesetze hingegen wieder auf einen höheren ihnen gemeinsamen Grundsatz zurückzuführen u. s. w., um so aus Individuen die Arten, aus Arten die Gattung, aus Gattungen wieder etwas Höheres abzuleiten ꝛc., so hätte man dies offenbar als synthetische Verstandesoperationen zu bezeichnen; denn die generalisirende Reflexionskraft spielt dabei die Hauptrolle. Würde man umgekehrt von der höchsten derartig gefundenen Einheit wieder zurückgehen, um so die Ordnungen in ihre Gattungen, die Gattungen in ihre Arten, die Arten in ihre Individuen wieder aufzulösen und nöthigenfalls für neu aufgefundene Individuen nach ihren beobachteten Eigenthümlichkeiten die Rubrik aufzusuchen (oder auch neu zu bilden), unter welche sie gehören (z. B. einen bisher noch nicht beobachteten Stern als Planeten unseres Sonnensystems zu erkennen), so hätte man dieses von Manchen als deductiv bezeichnete Verfahren als analytische Verstandes-Operation zu bezeichnen; denn die sondernde Reflexionskraft führt dabei den Reigen. Nun aber giebt es eben ganze Reihen von Thatsachen, wo es ganz vorzugsweise darauf ankommt, einen einzelnen Vorgang als Theil eines größeren Ganzen, namentlich also in seinem Werden kennen zu lernen und daher

nur ihn ganz allein zu dem Zwecke wiederholt hervorzurufen, um zu befinden, daß dabei immer der nämliche Hergang (Werdeproceß) stattfindet, z. B. daß der Fall von Körpern, das Gefrieren von Wasser nach den bekannten Gesetzen erfolgt. Das ist nun etwas ganz Verschiedenes von den obigen synthetischen Verstandes-Operationen, wo man aus Individuen die Art, aus Arten die Gattung ꝛc. herausdestillirt, und ebenso auch von den analytischen Operationen, wo man Gattungen in ihre Arten, Arten in ihre Individuen wieder auflöst. Hierbei begehrt vielmehr die Reflexionskraft, welche jedes Weltstück als Fragment und zu jedem Fragment die Ergänzung sucht, die Führung: es ist eine gignomenale, eine causal-finalistische Verstandes-Operation. Schon hiernach erscheint es besser, die Ausdrücke Induction und Deduction für causal-finalistische Verstandes-Operationen lieber zu vermeiden und blos von synthetischen, analytischen und gignomenalen oder causal-finalistischen Verstandes-Operatianen zu reden, den Ausdruck: „inductives Verfahren“ aber entweder ganz zu vermeiden, oder nur auf synthetische Verstandes-Operationen zu beziehen. Versteht man aber, wie die Engländer es thun, z. B. Lewes in seinem Werke über Aristoteles, unter Deduction das oben gerügte Verfahren der Philosophen, gewisse allgemeine Sätze a priori anzunehmen und ebenso aus ihnen auf dem Wege des bloßen Räsonnements andere dergleichen Sätze abzuleiten, so sollte man dies offenbar lieber abstractes Räsonnement, abstracten Intellectualismus oder Ideologie nennen*). Dann wäre es aber noch mehr geboten, die Ausdrücke Induction und Deduction für gignomenale (causal-finalistische) Verstandes-Operationen ganz zu vermeiden, oder wenigstens die ihnen zu Grunde liegende Unbestimmtheit aufzuzeigen**).

*) cf. z. B. Lewes über Aristoteles S. 81; ebenso Buckle in der Geschichte der Civilisation. Der Vorwurf, den der letztere seinen Landsleuten macht, daß sie sich in kleinliches Detail verloren hätten, liegt wohl nicht, wie Frauenstädt in einer Kritik desselben meint, in dem Vorherrschen der sogen. inductiven über die sogen. deductive Methode im Lewesschen Sinne, sondern theils in der Dürftigkeit ihrer Synthesen, (gegenüber denen von Newton und Harvey) und daß sie in Folge dessen Detail und neue Thatsachen überschätzen, theils darin, daß sie von dem Unterschiede der synthetischen Verstandes-Operationen von analytischen und gignomenalen keine Ahnung haben und daher in einem sehr einseitigen Experimentiren stecken bleiben, hauptsächlich aber daß sie von der anthropologischen Natur ethischer Wissenschaften und ethischen Handelns nicht einmal eine dunkle Vorstellung besitzen.

**) Schmidt (Anthropologie II. S. 287 ff.) scheint mir gleichfalls diese Ausdrücke zu sehr unbesehens als berechtigt anerkannt zu haben.

Es dürfte dies um so mehr geboten sein, als es eben die Hauptursache sein möchte, daß man über das Wesen der vielgerühmten Methode der heutigen Naturforschung nicht ins Reine kommen kann. Gewiß besteht das Wesen der heutigen Naturforschung nicht darin, daß sie sich vor lauter Exactismus auf gar keine Hypothesen einlassen dürfe. Im Gegentheil: auch die heutigen Naturwissenschaften dürfen nicht nur Hypothesen von synthetischer, analytischer und causal-finalistischer Art aufstellen, sondern es ist dies, wie oben nach Liebig gezeigt ward, sogar sehr wünschenswerth; nur muß jederzeit die Möglichkeit gegeben sein, sie durch die Probe von Thatsachen zu „verificiren." Und ebenso darf umgekehrt aus einer Wiederholung von zwar sinnfälligen, aber nur „ideel", nur in ihren Resultaten als gleich, oder als verschieden, oder als completirend anzusehenden Thatsachen und Handlungen, ein als „constatirt" anzunehmendes Gesetz ꝛc. abgeleitet werden, wenn auch die Thatsachen und Handlungen nicht auf Grund von Messungen und Wägungen mittelst greifbarer sinnlichen Maßstäbe, sondern nur nach bloßer Schätzung als gleich ꝛc. anzusehen sind; z. B. ein Krankheitsbild aus sichtbaren, wenn auch nicht gerade meßbaren Symptomen, ebenso eine Eigenschaft der thierischen oder menschlichen Psyche, etwa Vorsorglichkeit als Eigenschaft des Hamsters aus dessen Einsammlung von Wintervorräthen. Man darf mit den Begriffen Geiz, Vorsorglichkeit ꝛc. ꝛc. ohne sie erst vorher „exact" festzustellen, so gut operiren, wie die Naturforscher dies mit den Begriffen von Electricität und Magnetismus gethan haben und noch thun. Selbstverständlich gehört zu dergl. Verifikationen, mögen sie reelle oder ideelle Wiederholungen sein, vor Allem ein sowohl mit perceptiven wie mit intellectuellen Elementen des Verstandes gut ausgestatteter Kopf; sonst werden, je nachdem, entweder sonnenklarste Beobachtungen geleugnet, oder es wird nie über Notizenkram und Thatsächlichkeit zu reflectiven Denkeinheiten fortgegangen (vgl. Combe System of phrenology preface to the fifth edition pg. VII ff.)

Daran schließt sich aber noch weiter Folgendes an: die Eintheilung der Geistesanlagen in Kenntniß-, Erkenntniß- und Gemüths-Kräfte bedingt eine Eintheilung der Wissenschaften nach den dazu überhaupt erforderlichen Geisteskräften in noetische, dianoetische und ethische. Wenn nun die Psychologie als solche unter die noetischen Wissenschaften gehört, hauptsächlich auf „Erfahrungen", auf durch Beobachtungen über die thatsächlich verschiedenen Geisteskräfte gewonnenen „Synthesen" zu beruhen hat, so dürfte es auch aus diesem Grunde nicht angemessen sein, plötzlich

den synthetischen Theil derselben abzubrechen und nun in ihr einen analytischen Theil folgen zu lassen, in welchem Empfindung, Gedächtniß, Urtheilskraft, Begehrungsvermögen, Kategorieen, Begriffe, Urtheile, Schlüsse, Ideen und die auf letzteren beruhenden Wissenschaften, kurz so ziemlich jenes ganze Material behandelt wird, welches die gewöhnliche Psychologie, Logik und Metaphysik in sich schließt, wie es Schmidt in seiner Anthropologie II. S. 275 ff. gethan hat. Vielmehr dürfte durchaus im begonnenen sogenannten synthetischen Theile der Psychologie fortzufahren sein: wie auf den durch Beobachtung ermittelten Denkkräften alles Wissen und alle Wissenschaft zu beruhen habe; und zwar zunächst auf den perceptiven Denkkräften das eigentliche empiristische Naturwissen, das Wissen von den Dingen, die im Raum vorhanden sind, beziehungsweise in der Zeit vor sich gehen. Ferner wie dieses Wissen (mittelst der Verbindung der perceptiven Denkkräfte mit den intellectuellen als Verstand) sich zur Wissenschaft erhebt und so seinen elementaren, chronikenartigen, rein „exacten" Character abstreife, so daß nun die höheren Natur-Wissenschaften, die Verstandes-Wissenschaften der Chemie, Physik, Mathematik, Arithmetik, Geographie, Biologie, Sprach-Wissenschaft 2c. 2c. entstehen und zuhöchst die der Psychologie selbst als Basis der Philosophie; endlich wie der Verstand die auf den Gemüthskräften ruhenden Verhältnisse von Macht und Kraft, Erwerb und Besitz, Familie, Kunst, Staat, Recht, Erziehung und Religion zu durchleuchten habe, wonach dann die verschiedenen (Vernunft-) Wissenschaften über ethische Verhältnisse: Moral, incl. der sogenannten socialen Wissenschaften (National-Oeconomie 2c.), Aesthetik, Staatsverfassungs- und Staatsvertheidigungs-Lehre, Theologie, Geschichts-Wissenschaft und Pädagogik sich ergeben. Erst so wird synthetisch bis zu Ende des Systems fortgefahren und jeder Schein vermieden, als wolle man die Wissenschaften rein räsonnirend aufbauen, ohne daß damit geläugnet zu werden brauchte, wie wesentlich eine gute Entwicklung der Gemüthskräfte für eine triftige und Sophistik vermeidende Erkenntniß in allen Wissenschaften, besonders aber in denjenigen sei, welche ethische Verhältnisse behandeln.

Es sind nun etwa 100 Jahre, daß Kant betonte, der Stoff aller unserer Erkenntniß stamme zwar aus der Erfahrung, aber um das Mannigfaltige zur Einheit zu verbinden, brauchten wir zur Erfahrung

Begriffe, die durch Erfahrung nicht gegeben, sondern a priori in unserem Verstande enthalten seien. Nun entstanden ihm natürlich die Fragen (und ihre Lösung versuchte er auf dem unmöglichen Wege des bloßen Räsonnements), wie die „Synthesis" der Wahrnehmungen zu einem Ganzen der Erfahrung hervorgebracht werde, was die Dinge an sich seien, abgesehen von dem Rahmen der Begriffe, in welchen sie gespannt würden und dem Medium der Erfahrungen, Raum und Zeit, welches die Dinge ebenfalls trübe? ꝛc. Daß wir, um Begriffe zu fassen, so gut wie zu Anschauungen gewisser Geisteskräfte bedürfen, und daß diese Geisteskräfte die eigentlichen nächsten Ursachen unserer Begriffe seien, darauf kam er nicht. Mit dieser Einsicht werden aber seine Fragen sämmtlich das Interesse verlieren. Hoffentlich wird am Ende des 19. Jahrhunderts diese Einsicht eine allgemeine sein und die Erforschung der Geisteskräfte zur Hauptsache werden, anstatt des Grübelns über die Existenz eines apriorischen Wissens und was darum und daran hängt.

———

Vierter Abschnitt.

Die Steigerung der Intelligenz zu Vernunft und Gesittung.

A. Der Begriff der Vernunft, sein Verhältniß zu dem der Gesittung und die von beiden abhängigen Erscheinungen.

Es sind bisher Verstandes-Operationen, Verbindungen der intellectuellen Kräfte mit den Wahrnehmungs-Kräften zu gemeinsamer Thätigkeit erörtert. Es ist nun der Frage näher zu treten, was entsteht, wenn die Verstandes-Kräfte auch noch mit den Gemüths-Kräften in Verbindung treten, auch noch diese eine gemeinsame Thätigkeit mit ihnen entfalten?*)

Von dem Dichter Gutzkow hat man geistreich gesagt, er experimentire bloß; denn der Verstand und seine „Berechnungen" überwögen bei ihm, und es fehle somit seinen Schöpfungen der Character tiefinnerster, warmer Ueberzeugung; letztere werde erst durch das Gemüth und sein „Pathos" (die oft bis zu Leidenschaften gesteigerten Erregungen der Gemüthskräfte und die durch Hemmungen oder Anregungen der Außenwelt herbeigeführten Erleidnisse [Affecte] derselben) hervorgebracht. Es gilt daher von Gutzkow in gewissem Sinne das Goethe'sche Jugend-

*) Gemüth wird immer in dem Sinne gebraucht, wie Goethe die Prinzeß Leonore im Tasso sagen läßt: „Da erfaßt ihn mein Gemüth und wird ihn ewig halten" — als Gesammtheit aller im menschlichen Geiste vorhandenen Kräfte außer denen die den Verstand ausmachen, also sowohl die, meist nicht angemessen, Gefühle genannten höheren Gemüthskräfte, welche zur Selbstverleugnung befähigen, z. B. die Gemüthskräfte der zuversichtlichen Erwartung (Hoffnung), der Anerkennung und Bewunderung (Gläubigkeit), der Verehrung, der Nacheiferung, des Wohlwollens u. s. w., wie die der selbstischen niederen Gemüthskräfte, z. B. die Gemüthskräfte der Festigkeit, des Ehrgeizes, des Stolzes 2c., welche zur Selbstbestimmung befähigen, wie endlich die der eigentlichen Triebe (Geschlechts-, Nahrungs-, Erwerbs- 2c. -Trieb). Jede

wort: „Armer Mensch, bei dem der Kopf Alles ist!“ Mag immerhin das Gemüth kein Wissen, keine Erkenntniß geben, so ist es doch ein wesentlicher Factor zur Unterstützung beider, und es bedarf bei gut entwickelten Gemüthskräften nur wenigen Verstandes, um das Richtige „taktvoll“ zu treffen. Die Bassesgrundgewalt des Gemüths verleiht eben nur Gesinnung — gute, wenn die edleren Gemüthskräfte überwiegen, niedrigere, gemeine, wenn die selbstischen Gemüthskräfte, oder gar die Triebe vorherrschen. Aber doch, gleich der Wurzel einer Pflanze, die deren Verwelken und Absterben verhütet, treiben aus kräftiger Gesinnung bei nur einigermaßen „Licht“ (des Verstandes) immer neue Keime. Verstand ohne Gemüth gleicht den Gallertthieren des Meeres, denen der Knochenbau fehlt. Das Gemüth bildet das feste, stabilirende Knochengerüst für den Körper der Erkenntniß, der Verstand nur sein Fleisch und Blut; das Gemüth verleiht der Kraftbrühe des Verstandes erst die Würze: das Salz der anarchischen Triebe, den feurigen Alkohol der Selbstbestimmungs- und die Zuckersüße der Selbstverläugnungs-Kräfte. Der Verstand sieht die Nothwendigkeit von Allem ein, das Gemüth giebt die Kraft zum Thun des Nothwendigen. Man hat es angestaunt, daß sich im Orient so viele Religionen gebildet haben und noch bilden. Aber in Nordamerika geschieht es nicht minder: es geschieht überall da, wo sich die dazu erforderlichen Gemüthskräfte regen, ohne daß der Verstand mit ihnen im Gleichgewicht stände. Wo er aber sogar überwiegt, liegt solchen Personen wenig daran, ob sie mit Anderen, oder Andere mit ihnen bis zum Punkte auf dem J das völlig Gleiche glauben, während rohere Naturen auf die völlige Gleichheit des inneren Bekenntnisses nicht nur, sondern selbst der äußerlichen Ceremonieen das größte Gewicht legen. Daher kann bei hoher Bildung die einzelne Kirchengemeinschaft an Interesse verlieren und doch die

---

dieser Gemüthskräfte kann Schmerz, Verdruß, Zorn, Grauen &c. &c., kurz den vom Temperament mehr und minder beeinflußten uneigentlich Gefühle genannten Erregungen von Lust und Unlust, den Affecten, unterliegen, die man eben deshalb deutsch (mit Ad. Stahr) vielleicht Erleidnisse, oder passive Erregungen, Anregungen zu nennen haben würde, im Unterschiede von Neigungen und Leidenschaften, als den activen (jeder Gemüthskraft eigenthümlichen) Erregungen, wonach z. B. nur die Anlage zum Wohlwollen Mitleid hervorbringt, aber nicht die Anlage zur Beifallsliebe, diese letztere nur Ruhmsucht, aber nicht Mitleid &c. In meiner Brochüre über die Elemente des Schönen habe ich die Gemüthskräfte mit K. Schmidt noch Gefühle genannt, eine Ausdrucksweise, die ich jetzt verwerflich finde.

Religion als Religiosität, als religiöse Gesinnung erstarken. Bei ungebildeten Völkern, wo alle Gesichter egal aussehen, kann auch in geistigeren Dingen eine größere Uebereinstimmung der Einzelnen stattfinden, die dann natürlich, wie alle Gleichheit, eine gleiche geistige Armuth zu sein pflegt. Mit wachsender Bildung differenziren sich die Menschen immer mehr in Verstand und Gemüth, und unter Anderem in religiöser Hinsicht hält sich dann nur noch diejenige Kirche, die am wenigsten auf Ceremonieen und Dogmen besteht. Sie wird dann mehr und minder sich in der Richtung bewegen, welche der bekannte der sogenannten freien französisch-reformirten Kirche angehörige Geistliche Colani folgendermaßen ausgedrückt hat: „Wenn ihr eure Freiheit zu verlieren fürchtet, indem ihr Verpflichtungen gegen eine religiöse Gesellschaft eingeht, wenn ihr so eifersüchtig auf eure Unabhängigkeit seid, daß die Formen des Kultus als obligatorisch euch widerstehen, so zögre ich nicht, euch im Namen Jesu zu sagen: Seid Christen, ohne Mitglieder der Kirche zu sein! Oder wenn die Wunder, welche die Evangelien von Jesus erzählen, euch erschrecken, wenn ihr es unmöglich findet, sie für wahr zu halten: im Namen Jesu räume ich eure Bedenken hinweg und sage euch: Seid Christen ohne die Wunder! Endlich sind es die Dogmen, welche euch zurückhalten, ist euer Denken von Zweifeln angefochten, wenn ihr die Spitzfindigkeiten und zahlreichen Lehrsätze hört, welche den Theologen zufolge das evangelische System bilden, so weiß ich, daß ich der Dolmetsch des Gedankens meines göttlichen Meisters bin, wenn ich euch sage: Seid Christen ohne die Dogmen!" Es ist eine derartige Auffassung insofern berechtigt, als ein recht lebendiges Ethos jedesmal höher steht, als dessen Formulirung zu Dogmen. Der Verstand giebt unter solchen Umständen zu, daß es ihm zwar unmöglich ist, wahre und allgemein gültige Dogmen auf ewig zu formuliren, aber er kann dessenungeachtet einräumen, daß deshalb doch noch nicht das ihnen zu Grunde liegende Ethos eine „Unwahrheit" sei. Es ist darum offenbar falsch, anzunehmen, daß das Gemüth (Religion rc.) durch den Verstand (die Wissenschaft) e r s e t z t werden könne. Das ist eine ganz verworrene Auffassung, wie man sie in rationalistischen Kreisen noch immer findet. Ebenso falsch ist freilich die entgegengesetzte Auffassung, daß die Wissenschaft „umzukehren" habe. Vielmehr bleibt es ihre Aufgabe, den Tempel des Gemüths zu reinigen und rein zu erhalten, ihm frische Luft und Licht zuzuführen. Bei dieser Auffassungsweise läßt sich dem Ausspruch zustimmen, daß ohne Leidenschaft noch nie etwas Großes

vollbracht sei; ebenso beruhen darauf die Redensarten: Zuversicht ist der halbe Sieg (einerlei, ob Zuversicht zu sich oder zu Anderen, Vertrauen auf sich oder auf Andere), was kein Verstand des Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth, pectus facit disertum, pectus facit poëtam etc. Der „Takt", den man dem weiblichen Geschlecht mit Recht nachrühmt, beruht vor Allem auf der starken Entwicklung der Gemüthskräfte beim weiblichen Normalkopfe. Bei gut entwickeltem Gewissen z. B. gelingt es fast stets, das „Rechte" zu thun, wenn auch der „Verstand" weniger entwickelt ist — bekanntlich ein unerschöpfliches Thema für die Idylle aller Zeiten und Orte. Die tieferen Dichternaturen hingegen lieben die Kehrseite der Medaille, Mangel an Verstand bei tiefem Gemüth, darzustellen: so Sophokles den König Oedip, die Antigone und Deijanira mit Mangel an Sophrosyne, Shakespeare die Cordelia, die blos liebt und schweigt und ihr Herz nicht auf die Zunge heben kann, d. h. nicht Verstand genug besitzt, das rechte Wort zu finden, Lessing die Emilie, welche ein ähnliches Schicksal hat, Goethe die Ottilie, die ebenfalls kaum von dem scharfsinnigen Gehülfen als bedeutend und zwar nur als intelligent (nicht auch als scharf wahrnehmend) erkannt wird, und ebenso Gretchen im Faust, für die es nicht ausreicht, daß sie ein „ahnungsvoller Engel" ist 2c.

Andererseits aber pflegt man wohl von einer Person, bei der eben „der Kopf nicht Alles ist" auszurufen: Ist das ein leidenschaftlicher, unklarer, verworrener Kopf! Hier hat der Mensch also wohl Gesinnung, „Herz" (gutes oder schlechtes); aber letzteres überstürzt sich oft, es ist „unerleuchtet"; der Mensch sinkt dabei, ehe er es sich versieht, in Aberglauben und Wahn. Wenn dann namentlich die egoistischen Gemüthskräfte des Selbstgefühls, der Festigkeit 2c. vorwiegen, so entsteht Hartherzigkeiit und wenn gar gleichzeitig die Triebe sich stark mit geltend machen, so treten Gräuel aller Art ein. Neger besitzen sehr viel Sinn für Verehrung; aber unerleuchtet durch den Verstand beten sie zu einem Fetisch. Gemüthskräfte geben eben bloß „Pathos" und dieses allein wahrt nicht vor Aberglauben und Gräueln. Ohne Besinnung ist die Gesinnung, und sei es die beste, nur von sehr zweifelhaftem Werth. Es gilt gleich sehr auch dasjenige Goethesche Wort, welches dem obigen entgegengesetzt lautet: „Um das Gute recht zu thun, genügt nicht ein gutes Herz; denn wir handeln eigentlich nur gut insofern wir mit uns selbst bekannt sind. Dunkelheit über uns selbst läßt es nicht leicht zu, das

Gute recht zu thun, und so wäre es denn eben so viel, als wenn das Gute nicht gut wäre." Deshalb muß man denn ebenso die Richtigkeit der Ansicht derjenigen durchaus anerkennen, welche meinen, die wahrhaft ethischen Naturen seien die logischen; denn man kann leider bemerken, daß erfahrungsmäßig bei den meisten Menschen die schlagendsten Argumentationen einflußlos sind, sobald diese Argumentationen mit gewissen Gemüthskräften collidiren, und es ist deshalb in den meisten Fällen vergeblich, daß man die Menschen durch noch so klare und folgerechte Denkoperationen von corrupten Ansichten abzuwenden und von der Sandbank ihrer Vorurtheile flott zu machen unternimmt — eine Wahrheit, die Denjenigen nicht überraschen kann, welcher weiß, der wievielte Theil vom Geistesorgan auf die Gemüthskräfte und der wievielte auf die Denkkräfte kommt.

Besitzt demnach der blos verständige Mensch nicht das Element der Nachhaltigkeit, Dauerhaftigkeit, Wärme, oder wie man dies sonst spezialisirt benennen mag, so sinkt dagegen selbst ein mit allen Gemüthskräften ausgestatteter Mensch ohne deren Zügelung durch die Denkkräfte leicht in das Läppische, Kindische, Tändelnde, ja wohl gar in das Rohe und Gemeine*). Mephisto kennt seinen Vortheil, wenn er höhnend ausruft:

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft!

welchen Ausruf bekanntlich Hegel durch den Nachsatz ergänzt hat:

So hast dem Teufel dich ergeben und mußt zu Grunde gehen.

So weist denn alle Erfahrung darauf hin, daß **ein hohes Gleichmaaß von Verstand und Gemüth das Wünschenswertheste sei**: das Licht des Verstandes gleicht nur dem Mondlicht, erleuchtend, aber nicht erwärmend, das Licht des Gemüths hingegen erwärmt zwar, aber versengt eben so oft und verletzt tödtlich durch Sonnenstich. Die Gemüthskräfte geben nur das ethische **Daß**, die Modelung desselben zum ethischen **Wie** hingegen erfolgt durch den „Verstand": Daß der Mensch Eigenthum, Ehe, Familie, Staat, Recht, Religion, Kunst besitzt, bewirken

*) Interessant ist es, hiermit die Charakteristik der Menschenracen durch den großen Naturforscher Linné zu vergleichen. Dem homo europaeus schreibt er Einrichtungen, dem h. asiaticus nur Meinungen, dem h. americanus nur (hartnäckige) Gewohnheiten, dem h. afer gar nur Laune zu. Linné wollte ausdrücken, daß der h. eur. durch Ueberlegung (die Denkkräfte), der h. asl. durch höhere Gemüthskräfte, der h. am. blos durch Selbstbestimmungskräfte und der h. af. gar nur durch Triebe geleitet wird.

seine ethischen Kräfte; wie aber diese Producte gestaltet werden, hängt vom Verstande ab; die ersteren sind das „belebende“, der letztere ist das „formgebende Princip“. Daher, wie schon gesagt, je dürftiger der Verstand bei Einzelnen und Nationen entwickelt ist, um so verkommener ist dort die Form jener Producte der ethischen Vermögen. Die perceptiven Geisteskräfte verschaffen nur ein Kennen und Können &c., die intellectuellen nur Ueberblick den einzelnen Erscheinungen gegenüber, die Gemüthskräfte nur ein maßloses theils hingebend-aufopferndes, theils selbstsüchtiges, theils tollkühnes Handeln. (Man sollte eigentlich von einem solchen Handeln das vom Denken durchleuchtete „Thun“ streng unterscheiden: eine That ist wohl ohne eine Gemüths-Erregung denkbar, aber nicht eine Handlung, wie jeder Dramatiker weiß, oder wenigstens wissen sollte.) In diesen Verhältnissen liegt es, daß man z. B. ein wissenschaftlich gebildeter Jurist und Theolog sein und doch widerrechtlich, beziehungsweise irreligiös handeln kann; Jurisprudenz und gerecht, Theologie und religiös handeln sind eben zweierlei. Wie bei Verkümmerung des „Verstandes“ und der auf ihm ruhenden Wissenschaft die in den Gemüthskräften ihre Wurzel besitzenden Institutionen durch Formlosigkeit mit verkümmern, so zersplittert dagegen, wo das Gemüth nicht mehr harmonisch mit entwickelt ist, wie bei Hypercultur-Zuständen, Alles atomistisch durch den Mangel am „Daß“. Wo deshalb die ethischen Mächte der Religion und Kunst, der Treue, Ehre und Rechtlichkeit, ja selbst des Reichthums und der Familie und Geburt nichts mehr gelten, bleibt bei noch so ausgebildetem Verstande nichts übrig als die Herrschaft des Bekämpfungs- und Zerstörungstriebs als der einzigen dann noch respectirten Gemüthskräfte, d. h. „Cäsarismus“, Prätorianer-Herrschaft; es ist dann selbst das sonst unbedingte Gehorchen des Militärs in dessen Belieben gestellt und die Entscheidung von der bloßen Waffentechnik lediglich abhängig gemacht.

Die Natur hat die beiden Geschlechter in Bezug auf Gemüth und Verstand entgegengesetzt bevorzugt: das Weib hat vorzugsweise Gemüths-, der Mann vorzugsweise Verstandes-Anlagen. Ebenso wiegt im Jünglingsalter (der sogenannten Zeit der Ideale) das Gemüth, im reiferen Mannesalter der Verstand vor. Aber es ist Aufgabe der Cultur, Verstand und Gemüth in diesen Fällen nicht zur unharmonischen Einseitigkeit ausarten zu lassen. Das erst giebt Vernunft, Gesittung. Vernunft (Besonnenheit, Sophrosyne) wird somit hervorgebracht, wenn die Verstandeskräfte die Gemüthskräfte zur Hülfe heranziehen und dadurch „Ste-

tigkeit“ in ihren Operationen erlangen, indem so die Ergebnisse des verständigen Denkens zum gesicherten geistigen Besitz werden; Vernunft hat daher immer vorwiegend eine theoretische Richtung. Gesittung hingegen ist die Zügelung der Gemüthskräfte durch die Verstandeskräfte und die dadurch erreichte „Erleuchtung“ der ersteren. Gesittung hat daher stets eine praktische Richtung. Gemüthskräfte und die dadurch bedingte Gesinnung können den Verstand nur erwärmen und ihn so zur Vernunft erheben; Verstand hingegen erleuchtet nur das durch die Gemüthskräfte bedingte, als Sitte erscheinende Handeln und erhebt die Sitte dadurch zur Gesittung. Die Gesittung ist also etwas Höheres, als die (bloße) Sitte; Sitte kann dumpf und dumm sein, Gesittung hingegen ist verständige Sitte. In diesem Sinne kann man das bereits in der Einleitung angeführte treffliche Huschke'sche Wort gelten lassen: die Gemüthskräfte reifen erst unter dem erhellenden Lichte des Verstandes zur göttlichen Frucht der Vernunft.*)

In der Wirklichkeit wird stets ein Bruch zu bemerken sein zwischen Vernunft und Gesittung: fast bei keinem Menschen ist eine völlig harmonische Ausgleichung zwischen seinen Verstandes- und seinen Gemüthskräften zu bemerken, es ist immer jeder entweder mehr Verstandes- oder mehr Gemüths-Mensch; doch erträgt man eben die zu starke Entwicklung der ersteren eher beim männlichen Geschlecht und im Alter, die zu starke der zweiten eher beim weiblichen Geschlecht und in der Jugend als naturgemäß. Die Grenzlinie, wie weit ein Angriff auf das Bestehende zulässig sei, wird sich hiernach leicht ziehen lassen: je mehr eine Theorie ein leidenschaftslos-gedankliches Gewand anlegt, desto kühner darf sie auftreten; je mehr sie dagegen an die Gemüthskräfte satyrisch oder pathetisch appellirt, um so mehr hat das Bestehende ihr gegenüber Recht.

Wenn nun auch eine nähere Erörterung sowohl der Vernunft-, als der Gesittungs-Erscheinungen das Wünschenswerthe ist, so muß sich doch die gegenwärtige Arbeit ihrer Anlage nach wesentlich auf diejenige

*) Unsere Klassiker sind im Gebrauche des Wortes Vernunft nicht präcis genug, selbst Goethe nicht. Er gebraucht das Wort Vernunft in obiger Faust-stelle wohl gleichbedeutend mit dem was in gegenwärtiger Schrift als Verstand charakterisirt worden ist. Oft hat es bei ihm aber auch den Sinn von bloßer Intelligenz in dem im ersten Abschnitt dieser Schrift ausführlich entwickelten Sinne. Den Unterschied von Vernunft und Gesittung im obigen Sinne finde ich nirgends gemacht, obgleich er so nahe liegt und so unentbehrlich scheint. Möglich indeß, daß ich dies früher selbst nicht beachtet habe.

der ersteren beschränken; sie hat also nur darzustellen, was entsteht, wenn die Gemüthskräfte den Verstandeskräften blos zu Hülfe kommen. Die nachstehende Darstellung hält daher an der Intelligenz und nächstdem am Verstande als Centrum fest, beziehungsweise geht sie hiervon aus. Die einzelnen Gemüthskräfte selbst und die auf den Gemüthskräften als Basis beruhenden ethischen Institutionen der Ehe, des Rechts rc. rc. und deren „Erleuchtung" durch den Verstand liegen eigentlich außerhalb ihres Kreises und kann darauf nur nebensächlich gerücksichtigt werden; es bildet dies den hier nicht in Betracht kommenden Inhalt der Ethik. Weil die nachstehende Entwicklung an diesem Gesichtspunkte festhält, kann sie auch auf die Kräfte des Gemüths nur nebenbei eingehen. Sie hat eben zunächst nur die „Erkenntniß" im Auge; sie ist nur „metaphysisch", nicht ethisch. Würde hingegen das Gemüth als Centrum angenommen, nur durchleuchtet vom Verstande, so liefe sogleich Alles auf Normen für das Handeln, auf praktische Resultate und Institutionen hinaus. Für den Praktiker darf daher gesagt werden, daß er fernliegende Resultate außer Acht zu lassen habe, für den Theoretiker nicht; bei ersterem ist letzteres sogar oft ein Fehler und umgekehrt; der Theoretiker muß suchen auf den Verstand zu wirken, der Praktiker hingegen hat zunächst auf die Lenkung der „Leidenschaften" auszugehen. Vernunft wird eben deshalb, wie Goethe sagt, nie populär werden, dazu seien Leidenschaften und Gefühle da; denn der „Populäre" hat nur das Handeln im Auge. Nur dem Theoretiker ist es erlaubt, nie zu vergessen, daß ein völlig fertiger Abschluß von Wissen und Wissenschaft unmöglich ist und er darf Probleme behandeln, ohne die mindeste Rücksicht auf die praktische Verwendbarkeit seiner Untersuchungen; erlaubt sich dies hingegen der Praktiker zu sehr zu betonen, so entsteht eine in immer neuen Ideen, Theorieen und Projekten schwelgende Natur, die nichts zur Anwendung fertig macht. Leidet gar ein so mit Verstandeskräften reich begabter Kopf an zu starker Entwicklung der Gemüthskraft der Sorglichkeit (Bedenklichkeit, Behutsamkeit, Mißtrauen rc.) so entsteht, besonders wenn noch lebhaftes Rechtsgefühl dazu tritt, eine Hamletsnatur voller Einwände wider jedes Handeln, ja unfähig zu Plänen dazu, uneingedenk des Wortes, daß der schlimmste Feind des Guten das Bessere sei. Umgekehrt darf der Praktiker nie ganz vergessen, daß die seinem Handeln zu Grunde liegenden Principien stets vervollkommnungsbedürftig bleiben; sonst sinkt er zum Routinier und Manieristen herab rc. Zwischen einem Haltruf im Idealisiren und

einem Aufruf dazu bewegt sich ebenso alles vernünftige wie alles gesittete menschliche Thun.

Wie zwischen dem Theoretiker und Praktiker, so sollte man auch zwischen Genius und Genie unterscheiden, indem auch hierbei das Verhältniß des Gemüths zum Verstande maßgebend ist. Napoleon I. z. B. war wohl ein sehr großes Genie, aber doch noch kein Genius: er besaß eine außerordentliche Entwicklung der Verstandeskräfte; aber da in seinem Gemüthe die selbstischen Gefühle der persönlichen Würde, der Festigkeit, des Ehrgeizes ꝛc. die Selbstverläugnungsgefühle so sehr überwogen, so hat er nicht allseitig zum Heile der Menschheit gewirkt — er war eben kein Genius, sondern nur ein Genie*).

Uebrigens giebt es vorzugsweise Eine intellectuelle Kraft, welche beinahe des Gemüths entbehren kann, nämlich die auf Aufsuchung des in allen Dingen Wesentlichen und Gleichen gerichtete Kraft, der oben als generalisirende Intelligenz charakterisirte sogenannte Vergleichungssinn, weshalb die damit begabten Personen stets so Ausgezeichnetes leisten, wenn die übrigen Geisteskräfte diese Reflexionskraft nur einigermaßen stützen. Und ebenso giebt es Eine Gemüthskraft, welche beinahe des Verstandes entrathen kann, nämlich das Wohlwollen, die „Liebe" (mit Milde, Geduld ꝛc. als Modificationen). Dies letztere bedarf längst keiner Auseinandersetzung mehr, da man es bei Matthäus 5, 43 und 44 und bei Paulus im ersten Korintherbrief (13, 1 ff.) über alle Maaßen schön ausgesprochen besitzt. Die generalisirende Intelligenz hat, weil sie eben Alles „begreift", d. h. begrifflich macht, und in das Allgemeine erhebt, das schöne Wort der Frau von Staël hervorgerufen: Alles begreifen heißt Alles verzeihen. In solchen Naturen, wo diese intellectuelle Kraft stark entwickelt ist, wie bei vielen Orientalen, bei Spinoza, Goethe, dem Pädagogen K. Schmidt, bringt sie daher eine gleichsam magische Gelassenheit und Geltenlassen von Allem hervor bei allem Feuer und aller Begeisterung, die dessenungeachtet dergleichen Personen besitzen können. Es beruht auf dieser Kraft, daß Schleiermacher den Spinoza einen theissimum nennen konnte, im Gegensatze zu der bornirten Auffassung, die denselben bis dahin als atheissimum darstellte.

*) Interessant ist es, zu dieser Auffassung den Profilkopf Napoleons I. zu betrachten, welchen eine zu seiner Verherrlichung nach dem ersten italienischen Feldzuge geprägte Medaille nicht gerade zum Ergötzen an harmonischer Bildung darbietet, obwohl eine solche Organisation gerade damals für einen französischen Herrscher nöthig gewesen sein mag.

B. Die Differenzirung der Vernunft und Gesittung in sich hervorgerufen durch die verschiedene Entwicklung der einzelnen Verstandes- und Gemüthskräfte (die verschiedenen Weltanschauungen und Ideen mit den davon abhängigen ethischen Wissenschaften einerseits, und die verschiedenen Berufe [ethischen Thätigkeiten] und Gesittungs-Institutionen andererseits).

Wenn auch die beiden mächtigen Gewalten: Theorie und Praxis das vernünftige und gesittete Leben um so mehr zusammenhalten, je vollkräftiger und reiner sie sich geltend machen, so schließt das doch nicht aus, ja fordert sogar, daß dasselbe sich auf das Reichste in vielstimmigen Fugen individualisirt verwirklicht. Theoretisch geschieht dies durch die verschiedenen Weltanschauungen und Ideen, in denen je eine oder mehrere Denk- und nebenbei Gemüthskräfte den Reigen führen, während die übrigen nur begleitend mittönen oder auch wohl ganz verstummen, wodurch dann die Weltanschauung oder die Idee ihre einseitige Verwirklichung der Vernunft an den Tag legt. Praktisch geschieht es durch die einzelnen Berufe und die verschiedenen Institutionen (der Ehe, der Familie, des Rechts 2c.), welche sämmtlich zwar die Gesittung verwirklichen, aber jeder und jede blos auf einseitige Weise.

Man hat von den Franzosen gesagt, es sei ihnen so langweilig in ihrer Meinung, wie in ihrem Zimmer isolirt zu sein. Ce qu'en dira-t-on? sei stets bei ihnen die große Frage, und sie zögen es bei Abstimmungen oft vor, lieber gegen ihre Ueberzeugung zu stimmen, um nur sich unter den für die „Mehrheit“ Stimmenden zu befinden. Andererseits hat man gesagt, es sei besser mit einem so beifallslüsternen und dadurch traitablen Franzosen, als mit einem stolzen und dadurch intraitablen Engländer zu thun zu haben, während Napoleon I. mit seinem eminenten Verstande herausfand, daß eben wegen dieser Organisation nur in England sogenannte constitutionelle Verfassung möglich sei; denn es gehöre dazu, daß man fier und soumis (pietätsvoll) zugleich sei, den Franzosen aber fehle jedenfalls die erstere Eigenschaft (Opinions de N. etc. Paris F. Didot 1833). Constitutionelle Institutionen dürften eben nur dort gedeihen, wo den Menschen, wie Thiersch von den Engländern sagt, Neuerungen ein Greuel sind. — Uns Deutschen endlich hat man ein Kapitel darüber gelesen, daß wir nicht nach Vorzügen trachteten, die mehr in äußerlichen Manieren beständen, und uns „auf rechtschaffene Gesinnung

beschränkten," während wiederum von den Franzosen gesagt ist, sie hätten eine Art des Entgegenkommens, daß man mehr dahinter suche, als dahinter stecke und sich dadurch oft bitter getäuscht finde. Ja Goethe sagt von ihnen sogar, wohl etwas zu hart, sie hätten zwar Verstand und Geist, aber kein Fundament und keine Pietät; was ihnen im Augenblicke diene, was ihrer Partei zu Gute kommen könne, sei ihnen das Rechte; sie lobten uns daher auch nie aus Anerkennung unserer Verdienste, sondern nur wenn sie durch unsere Ansichten ihre Partei verstärken könnten, ja es sei in Frankreich alles durch Bestechungen zu erreichen. Das würde denn beweisen, daß die Franzosen vorzugsweise gewisse selbstische Gemüthskräfte (eigentlich nur die der Beifallsliebe), die Engländer vorzugsweise gewisse andere selbstische Gemüthskräfte (eigentlich nur die des einseitig entwickelt so leicht zu Stolz und Anmaßung führenden Selbstgefühls) besäßen, die Deutschen hingegen zwar Gemüthskräfte aller Art, dieselben aber sich nicht recht bei ihnen äußerten, latent blieben aus Mangel an feurigem Temperament, so wie an der erforderlichen Stärke der Perceptivkräfte und der dadurch bewirkten Gleichgültigkeit gegen das unmittelbar Sinnfällige und Wirkliche. Daraus entstehe dann bei ihnen eine häßliche „Dumpfheit", so daß es im Resultate darauf hinauslaufe, als ob sie die erforderlichen Gemüthskräfte überhaupt nicht besäßen. Dazu kommt aber bei den Deutschen noch Folgendes: bereits im zweiten Abschnitt der Schrift ward hervorgehoben, wie sehr das deutsche reflective Denken zum Hyperkriticismus neige; ja es wird nach der voraufgehenden Entwicklung verständlich sein und sich dem Beobachter leicht ergeben, daß das deutsche reflective Denken häufig auch an Hypercausalismus und Hyperfinalismus leidet. Läßt sich nun aber außerdem beobachten, daß sich ein solches reflectives Denken mit der schon in der Einleitung dieser Schrift charakterisirten Gemüths-Eigenschaft der Idealität, der Neigung für das Auserlesenste und Vorzüglichste, verbindet, (welche Eigenschaft die den Ausländern an Deutschen häufig auffällig gewesene Gemüths-Neigung zur künstlerischen Thätigkeit giebt) und daß diese vereinten Eigenschaften der deutschen Reflexion und des deutschen Gemüths sich zu einem sehr geringen Interesse für das Reale gesellen, so giebt dies die bei Deutschen, namentlich Süddeutschen, häufig zu beobachtende Richtung, daß ihnen das Beste noch immer nicht gut genug ist und sie für das Mögliche und Erreichbare wie blind sind, trotz alledem aber sie sich mit der jämmerlichsten Wirklichkeit zufrieden geben, indem sie lieber zu Gunsten der in ihrer phantastischen

Einbildung möglichen Wirklichkeit auf das den realen Verhältnissen nach erreichbare Gute verzichten.*) Deutschland ist daher das Land der abstracten Consequenzmacherei, der Blindheit für das Bessere um des Besten willen und der verfehlten Gelegenheiten. „Die Deutschen sind größer in der Absicht, aber der Verwirklichung geht das rechte Fleisch und Blut ab. .. Sie tragen das Ideal in die Natur hinein, statt es aus der Natur herauszuholen“ — nicht blos in der Kunst, sondern überall. „Sie sind in Gefahr an Decentralisation unterzugehen und fürchten sich vor Centralisation, dem Verbrennenden gleich, der vor dem Ertrinken warnt“ — echte têtes carrées, voller Wenns und Abers, Mäkelei und Distinctions-Klauberei, indem sie Mißstände nicht aus constatirten Thatsachen, sondern aus allgemeinen Begriffen und Consequenzmacherei herleiten. Nur bei einzelnen deutschen Stämmen kommt solcher Verschwommenheit gegenüber der klare Verstand zum Durchbruch, was dann aber allemal Seitens der übrigen eine Renitenz hervorruft gleich derjenigen saloppcr Schüler gegen streng auf Ordnung haltende Lehrer. So erschiene denn auch von diesen das Gemüth mit in Betracht ziehenden Gesichtspunkten aus eine allseitige Entwicklung der Gemüthskräfte, wie eine allseitige Entwicklung der Verstandeskräfte als das Wünschenswerthere. Selbst untergeordnete Gemüthskräfte, wie z. B. Thätigkeits-, Bekämpfungs- und Erwerb-Trieb, dürften unentbehrlich sein. Denn was ist ein Mensch selbst nur ohne Energie, ohne Widerstandskraft, was ferner ohne Erwerbsfähigkeit und Besitz, dieses Gepäck der Tugend nach dem glücklichen Ausdruck Bacos, und was erst ohne Selbstgefühl, Festigkeit ꝛc. Aber andererseits was ist er, wenn er die Wirklichkeit überhaupt nicht der Beachtung werth hält, sondern es vorzieht, in der Region vager Allgemeinheiten zu beharren! Eine solche dumpfe, duselige Perceptionslosigkeit hat somit leicht die näm-

*) Beiläufig sei hier bemerkt, daß es unrichtig ist, wenn man Idealismus und Realismus als reine Gegensätze auffaßt, wie es fast durchgängig geschieht. Der reine Gegensatz des Realen ist vielmehr das Phantastische und der reine Gegensatz des Idealen das Gemeine. Es kann aber sehr wohl ein reales Ideale, d. h. ein Erhabenes, und ein ideales Reale, d. h. ein Erhebendes, ein Edles geben. Das Gemeine ist aber wieder ein zweifaches: ein sittlich Gemeines, das Rohe, Wüste, beruhend auf unharmonischer Ausbildung der Gemüthskräfte, und ein Häßliches, das Zerrbild, beruhend auf einer Beleidigung fein entwickelter Wahrnehmungskräfte, eines „feinen Ohres und Auges“. Das Phantastische ist ebenfalls ein zwiefaches: entweder ein Unreales, z. B. ein Centaur, eine Najade, oder ein Ueberschwängliches, z. B. die muhamedanischen Siebenhimmel.

lichen Folgen, wie die schlechte Entwicklung der höheren Gemüthskräfte des Gewissens, Wohlwollens 2c. Gilt von dem Vorwiegen egoistischer Gemüthskräfte und der bloßen Triebe, gleichgültig ob verbunden oder nicht mit scharfem Verstande, das Goethesche Wort: „Wenn die Menschen recht schlecht werden, so haben sie keinen Antheil als die Schadenfreude" und von der kalten Neutralität eines scharfen Verstandes bei schlecht entwickelten edleren Gefühlen jenes andere: „Man sieht daß er an nichts keinen Antheil nimmt, Es steht ihm an der Stirn geschrieben, daß er nicht mag eine Seele lieben", so gilt endlich von jener dumpfen Perceptionslosigkeit, jener mangelnden Freude am Sinnfälligen und jener ideologischen Dumpfheit der Wirklichkeit gegenüber ein drittes schon früher citirtes Goethesches Wort: „Lust, Freude, Theilnahme am Sinnlichen ist das einzig Reelle und was wieder Leben schafft". Der Most des Verstandes muß eben nicht blos zuckerreich sein, sondern auch den Gährungsprozeß des Gemüths durchgemacht haben, ehe es einen gehaltreichen, klaren dauerbaren Wein giebt.

Wie wichtig eine allseitige Entwicklung der Gemüthskräfte für die Zuverlässigkeit der Erkenntniß sei, kann man am besten an intelligenten aber unmäßig ehrgeizigen und gewissenlosen, oder an gänzlich selbstlosen Personen beobachten. Erstere pflegen immer dasjenige zu deduciren, wovon sie glauben, daß es für sie „passen" werde, um sich in allen Situationen „möglich" zu erhalten, und es wäre oft fast komisch, wie sie sich dabei zu drehen und zu krümmen verstehen, wenn es nicht zugleich sehr traurig wäre; es giebt eben für sie gar keine Ueberzeugung und Wahrheit, sondern nur so zu sagen Meinungs-Berechnung, und sie haben alle möglichen Tendenzen, nur nicht die, sich für etwas zu erwärmen und ein wirkliches Sachverhältniß anzuerkennen, oder nur ihrem Nächsten dasselbe Recht einzuräumen, wie sich selbst. Intelligente aber selbstlose Personen hingegen gerathen durch eine solche Gemüthsbeschaffenheit in die Gewalt untergeordneter Köpfe, z. B. ihrer Bedienten, welche dann das nöthige Selbstgefühl und Energie für sie mit besitzen.

Das Nämliche gilt in ähnlicher Weise von den übrigen Gemüthskräften: man kann ein noch so vollständiges Wissen haben von dem was Schönheit, Pietät, Vertrauen, Erwerb 2c. sei und volle Einsicht in deren Nothwendigkeit besitzen; man wird dessenungeachtet doch für keines dieser Dinge ein lebendiges, warmes Interesse haben, wenn die dazu mit erforderlichen Gemüthskräfte mangelhaft ausgebildet sind.

Es begreift sich hiernach, wie die Mangelhaftigkeit der Gemüths-kräfte diejenige Trübung der Erkenntniß zu bewirken vermag, welche als Sophistik bekannt ist. Der Verstand hält sich dabei für fähig, alles Mögliche zu beweisen. Einer der merkwürdigsten Belege hierfür wird immer die zweite Ausgabe von Kants Kritik der reinen Vernunft bleiben. Hier hatte er bedeutende Veränderungen vorgenommen, wie Schopenhauer sich ausdrückt, lediglich aus Menschenfurcht, welche nicht nur den Kopf angreife, sondern auch dem Herzen bisweilen die Festigkeit nehme, die zur Verachtung der Meinung von Zeitgenossen nöthig sei.

Wie aber nun, wenn zwar die Gemüthskräfte überall nicht mangelhaft, jedoch mit schwachen, ihnen das Gleichgewicht nicht haltenden Verstandeskräften verbunden und dabei trotz dieser Mangelhaftigkeit unter den Verstandeskräften etwa ganz überwiegend die perceptiven oder ganz überwiegend die intellectuellen Elemente entwickelt sind?

Treten sämmtliche Verstandeskräfte hinter den Gemüthskräften gar zu sehr zurück, so erhält das Wissen dadurch zwar den Character großer Gewißheit, zugleich aber den des Doctrinarismus — die schärfste Sonderung und letzte Begründung desselben wird als auf dem Standpunkte des Lehrenden erreicht angesehen und jede weitere abgelehnt. Sind beim Doctrinarismus die Selbstbestimmungs-Kräfte überwiegend, so wird er ein freiheitlicher (Rechts- oder Pflicht-) Doctrinarismus; sind hingegen die Selbstverleugnungs-Kräfte dabei dominirend, so wird er ein conservativer Doctrinarismus und speciell ein religiöser, wenn die Doctrin die letzte schöpferische und erhaltende Ursache der Welt und das Verhältniß des Menschen zu ihr betrifft.

Alle diese Arten von Doctrinarismus nehmen dabei einen mystischen Character an, wenn zwar die intellectuellen Denkkräfte den Gemüthskräften einigermaßen obwohl nicht völlig ebenbürtig, dagegen die perceptiven Denkkräfte gänzlich schwach sind; denn alsdann bleibt die Gesammtheit der Wirklichkeit wegen dieser Schwäche der perceptiven Kräfte des Denkenden unberücksichtigt, und das Individuum baut die Welt rein innerlich, ganz aus sich nach Maßgabe seines Gemüths auf. Deshalb hat z. B. der Glaube an allgemeine Menschenrechte eben so gut einen mystischen Anstrich, wie der Glaube an religiöse Dogmen. Denn daß Personen, welche dergleichen freiheitliche (gewöhnlich ideal genannte) oder umgekehrt ebenso religiöse Mystik aufstellen, dabei eine sehr scharfe Intelligenz, einen gewissen großartigen Tiefsinn &c. besitzen können, wird sich

schwerlich leugnen lassen, — sie gehören gewiß nicht zu den „am todten Buchstaben Klebenden". Andererseits ist es aber auch gerade in entgegengesetzter Weise möglich, daß Doctrinäre zwar mit genügenden Perceptivkräften, aber daneben mit sehr wenig Intelligenz begabt sein können, daß sie somit „am Buchstaben kleben". Dann werden die Doctrinäre zu sogenannten Positivisten, wovon die sogenannten Scholastiker eine historische Modifikation bilden. Aller Positivismus hat deshalb etwas Bornirtes; bei Hinzutritt von starkem Selbstgefühl etwas Gespreiztes (rechthaberischer, philiströser Positivismus), bei Hinzutritt starker Selbstverleugnungs-Gefühle etwas Serviles (politischer und religiöser Positivismus jeder Art).

Endlich kann es nun aber auch geschehen, daß der Verstand dem Gemüth seine Rechte verkümmert. Dann entstehen rationalistische Erscheinungen; es wird „Aufklärung", „gesunder Menschen-Verstand" u. dergl. übermäßig betont, wie dies zur Zeit der sogenannten Aufklärungs-Periode bekanntlich in ganz außerordentlicher Weise geschehen ist. Man fand damals z. B. das Lied: „Nun ruhen alle Wälder" sinnlos, weil doch auf der Erde nicht überall Nacht sei. Ebenso fand der Berliner Arzt Herz das Goethesche Wort aus dem „Fischer": „kühl bis an's Herz hinan" unsinnig. In gleicher Weise müßte der Verstand das von Goethe gerühmte Rembrandtsche Bild, in welches von zwei Seiten Licht einfällt, als ganz verfehlt und widernatürlich bezeichnen ꝛc. — Da der Verstand nun aber ein zwiefaches Element in sich vereinigt, ein empiristisches (sogenanntes realistisches) und ein intellectuelles (sogenanntes idealistisches), so giebt es auch rationalistische Erscheinungen doppelter Art: rationalistischen Empirismus, der am besten Exactismus zu nennen sein möchte, und rationalistischen Intellectualismus, der Alles durch Argumentationen und Deductionen zu beweisen sucht und seine Meinungen stets der Wirklichkeit für entsprechend hält ohne Sinn für Thatsächlichkeit.

Rationalistischer Empirismus und doctrinärer Positivismus haben hiernach zwar Aehnlichkeit miteinander; allein dennoch leuchtet ihr Unterschied ein: rationalistischer Empirismus ist ein ungläubiger Thomas, doctrinärer Positivismus hingegen das gerade Gegentheil davon. Ersterer glaubt kaum, wenn er „den Glauben in die Hand bekommt", „mit der Nase darauf gedrückt wird"; der Positivismus hingegen überstürzt sich im Anerkennen und Geltenlassen bis zur Bewunderung und Be-

geisterung für das Sinnloseste. Dem Exactismus fehlt es an Gemüth, dem Positivismus am Sinn für Empirisches, beiden aber an Intelligenz. Am härtesten wird ihre Erscheinung, wenn der Exacte nur Raum-Erscheinungen anerkennt, der Positivist unter den Selbstverleugnungskräften nur Bewunderung und Vertrauen, aber nicht Pietät und Wohlwollen, unter den Selbstbestimmungskräften nur Stolz und Ehrgeiz, aber nicht Gewissen walten läßt; letzteren Falls treten die echt fanatischen, dünkelhaft-glaubenstollen Zustände ein wie sie z. B. Vamberys Reisen in Mittelasien und die Reisen Burtons und Maltzans nach Arabien schildern.

Auf dem Verhältniß von Verstand und Gemüth zu einander, namentlich demjenigen der edleren Gemüthskräfte zum Verstande, beruhen nun die verschiedenen eigentlich sogenannten Weltanschauungen. Vorwiegender Verstand bei nicht zu schwachen, wenn auch dem Verstande nicht das Gleichgewicht haltenden höheren Gemüthskräften bringt die bedeutenderen philosophischen, die „Immanenz" betonenden, vorwiegende höhere Gemüthskräfte bei zwar nicht schwach, aber doch nicht im Verhältniß zu ihnen entwickeltem Verstande die theosophischen, die „Transcendenz" der Dinge betonenden Weltanschauungen hervor. Und zwar schafft gemüthlich-scharfsinniger Verstand die humoristischen, gemüthlich-generalisirender Verstand die quietistischen, gemüthlich-causal-finaler Verstand die kosmischen Weltanschauungen; umgekehrt scharfsinnig-verständiges Gemüth die poly- und atheistischen, generalisirend-verständiges Gemüth die pantheistischen, endlich causalistisch-verständiges Gemüth die theistischen Weltanschauungen. Der Paralelismus der philosophischen und theosophischen Weltanschauungen, insbesondere der kosmischen und theistischen, welche, wenn sie nicht zu einseitig gehalten werden, den höchsten Rang unter ihnen einzunehmen haben möchten, liegt nahe: sie gleichen Bahnlinien einer Parabel, die sich zum Wiederzusammenschluß stetig nähern, ohne ihn je zu erreichen *). Alle sechs Weltanschauungen können einen ästhetischen Anstrich erhalten, wenn die dazu

*) Die Definition der Religion, welche Napoleon I. nach einer der Schriften über ihn aus St. Helena gegeben haben soll, daß sie le besoin du vague sei, hat mir immer auf einem Hör- oder Schreibfehler zu beruhen geschienen. Religion sucht vielmehr Trost und Hülfe, Ordnung und Gerechtigkeit ꝛc. auch dort zu finden und zu geben, wo sie dem Verstande nicht einleuchten, so daß Napoleon vielleicht gesagt hat, Religion sei le besoin du (certain dans le) vague. Jedenfalls möchte in diesem immer bestehenden Bedürfniß des menschlichen Geistes die Nothwendigkeit der Religion ihren Grund haben.

erforderlichen perceptiven und Gemüths-Kräfte gehörig entwickelt sind. Selbstverständlich können diese Weltanschauungen noch durch die einzelnen Gemüthskräfte weiter nüancirt erscheinen. Man kann auch weniger detaillirend blos zwischen speculativer, empirischer und Gemüths-Weltanschauung unterscheiden: erstere reich an Ueberblick, die zweite reich an Anschauung und Detail, die dritte reich an Wärme und Ueberschwänglichkeit, während die sonstige Armuth jeder derselben sich hiernach ergiebt 2c.

Auf dem Verhältniß des Verstandes zum Gemüth beruhen recht eigentlich die verschiedenen Grade subjectiver und objectiver Auffassung der Welt: Gemüthsmenschen sind Subjectivisten, Verstandesmenschen sind Objectivisten; man findet nur dort eine „objective", vorurtheilsfreie, und (bei kräftigem Gewissen) auch unparteiische Auffassung der Dinge, wo, wie so oft bei uns Deutschen, die Denkkräfte aller Art denen des Gemüths gegenüber genügend stark entwickelt sind.

Durch das Verhältniß der verschiedenen Gemüthskräfte zu einander werden verschiedene, besonders im Leben der heutigen Kulturvölker viel ventilirte Fragen entschieden, z. B. die Frage des Verhältnisses der Kirche zum Staate: Personen mit großen Selbstbestimmungskräften sind für Unterordnung der Kirche unter den Staat, Personen mit großen Selbstverläugnungskräften denken umgekehrt. Das Wünschenswerthe ist eine harmonische Entwicklung beider Arten von Gemüthskräften und ein damit gesetztes Hand in Hand gehen von Staat und Kirche.

Bereits im vorigen Abschnitt wurden gewisse sehr abstracte, vom Verstande hervorgebrachte Denkeinheiten als Kategorieen bezeichnet. Aehnlich wie dort auf Wahrnehmungen beruhende Vorstellungen mittelst der Intelligenz zu solchen Kategorieen sublimirt wurden, lassen sich nun auch Gemüths-Bestrebungen durch den Verstand zu „Begriffen" formiren, die vom Verstande eben nur die Form erhalten, ihrem Inhalte nach aber gemüthlicher Natur sind. Dies sind die Gemüthsbegriffe, die Ideen. Das Gemüth für sich allein kann wie gesagt wohl fühlen, was gewissenhaft, schön, verehrungswerth 2c. sei; aber es fehlt ihm dabei die „Besonnenheit" und so wird das Gemüth durch andere in ihm liegende Elemente als die, welche das Interesse für Schönheit, Gewissen 2c. bedingen, zu allerhand Verkehrtheiten hingerissen. Erst der Verstand kann Maaß, Ziel, Richtung, kurz Klarheit über das was schön, gut, wahr ist geben. Der

Verstand, die Neigung zum Wählen über sich selbst aufklärend, zeigt den Weg zum Schönen; ebenso das Gewissen über sich aufklärend zum Rechten rc. rc. Durch diese Durchleuchtung des Gemüths entstehen die Ideen. Dahin gehört also die „Idee" der Vollkommenheit oder Schönheit, bewirkt durch die Gemüthskraft der Idealität (Neigung für das Vorzügliche) unter Mitwirkung der Verstandes-Kräfte: nur derjenige, welcher diese Gemüths-Anlage hinlänglich stark entwickelt besitzt, strebt nicht nur eifrig danach, Vollkommenes, Auserlesenes zu erblicken und zu erschaffen oder mindestens Vollkommeneres von minder Vollkommenerem zu unterscheiden, sondern hat auch Aussicht darin zu reüssiren. Natürlich fällt dies Streben verschieden aus, je nachdem die Schöpfer des Schönen hinsichtlich ihrer einzelnen Verstandeskräfte verschieden beanlagt und sonst durch Ort und Zeit dabei beeinflußt sind. Eine fernere Idee ist die der Pietät: an ihr hat nur derjenige Interesse, welcher überall seine Abhängigkeit fühlt von größeren, höher als er selbst stehenden und deshalb zu verehrenden Totalitäten. Je entwickelter zugleich sein Verstand ist, um so würdigere Totalitäten werden als Gegenstände der Verehrung anerkannt. Dies ist der Grund, weshalb die Gottesidee des gebildeten Europäers höher steht, als die des Fetisch-anbetenden Negers. Noch eine weitere Idee ist die der Wahrheit (der Gewißheit) beruhend auf der Gemüthskraft für Anerkennung (Gläubigkeit), welche oft bis zur Bewunderung gehen kann, in Verbindung mit den Verstandes-Kräften. Der Verstand für sich vermag es nie zur Gewißheit in einer Sache zu bringen und dadurch die volle Hingebung dafür herbeizuführen. Er ist geborner Neutraler, besonders wenn noch durch gewisse Gemüthskräfte, namentlich die „Sorglichkeit", diese Neutralität gefördert wird. (Andererseits ist natürlich nicht zu vergessen, daß ein zu schwacher Verstand, verbunden mit starker Anerkennungskraft, gern geneigt ist, alles Mögliche zu glauben, und daß ein solcher mit seiner Anerkennung „abergläubisch" von einem Gegenstand zum andern schwanken wird.) Noch weitere Ideen sind die der Gleichheit und des Rechts (Gewissen, als der Neigung, Jedermann so viele „Rechte" einzuräumen, wie ich selbst beanspruche, mit Verstand verknüpft), der Freiheit (Selbstgefühl [persönliche Würde] und Festigkeit mit Verstand verbunden), der Treue (Anhänglichkeit und Verstand), der Barmherzigkeit (Wohlwollen und Verstand), der Nacheiferung (Nachahmungssinn und Verstand), letztere besonders für Künstler unerläßlich, der Vorsicht (Sorglichkeit und Verstand), der Sparsamkeit

(Erwerbtrieb und Verstand), des Epikuräismus (niedere Triebe und Verstand), der Macht (Thätigkeitssinn und Verstand), des Optimismus (Verstand mit großer Hoffnungskraft), des Pessimismus (Verstand mit großer Sorglichkeit) des Stoicismus (Verstand mit Festigkeit) u. s. w. Hierzu kommen nun noch die zusammengesetzteren Ideen, entstehend durch Verbindung mehrerer Gemüthskräfte mit Verstand, z. B. die der Civilisation als Einheit der Religions- und Rechts-Idee. Es giebt also unendlich viele Ideen und mindestens so viele einfache wie einzelne Gemüthskräfte existiren. Die Sprache hat natürlich oft für eine und dieselbe verschiedene und meist ungenaue Benennungen.

Der Sprachgebrauch ist hierbei überhaupt leider oft recht ungenau. So z. B. spricht Liebig von einer Idee des Kohlenstoffs, Phosphors, Jods und demgemäß von einer Entwicklung der Ideen in der Naturwissenschaft. Er meint damit nur das, was oben als Vorstellung und Synthese, oder als „Begriff" bezeichnet ward: die aus mehreren Wiederholungen einer Sinneswahrnehmung mittelst Beihülfe der Intelligenz erlangte Ueberzeugung von der Allgemeinheit und permanenten Wiederkehr einer Wahrnehmung in der Natur. Da dergleichen „Begriffe" mit dem Gemüthe nichts zu schaffen haben, so sollte man hiefür auch einen besonderen Namen wählen, den Namen Idee aber für die durch die verbundene Thätigkeit des Verstandes und der Gemüthskräfte hervorgebrachten Denk-Einheiten reserviren, wenigstens zwischen Verstandes-Begriffen und den auf Gemüthstendenzen beruhenden „Gemüths-Begriffen" unterscheiden.

An den Verbindungen der niederen Gemüthskräfte, der Triebe, mit dem Verstande zeigt sich deutlich, daß dergleichen Ideen der Zügelung durch die höheren Gemüthskräfte bedürfen: die Machtidee z. B. wird ohne Wohlwollen egoistische Grausamkeit ꝛc. Aber auch bei allen sonstigen Ideen wird eine solche Zügelung durch die übrigen Gemüthskräfte und also die kräftige Entwicklung der sämmtlichen Gemüthskräfte für erforderlich gehalten werden müssen. Wenn wir z. B. den Kopf der Giftmischerin Gesche Gottfried mit seiner starken Entwicklung der Wirbel-Gegend (Stolz) so wie der Activitätskraft, hingegen seiner gänzlichen Verkümmerung der oberen Stirngegend und der daran stoßenden, die edelsten Gemüthsorgane enthaltenden Scheitelgegend sehen, so besaß diese Person offenbar eine sehr starke Entwicklung der Selbstbestimmungs- (der Freiheits-), leider aber nicht zugleich der intellectuellen und edleren Gemüths-Kräfte. Darum blieb ihre „Freiheits-Idee" eine ganz verkümmerte; ähnlich ergeht es vielen

sogenannten Freiheitshelden, die nicht den mindesten Widerspruch ertragen können; O. Goldsmith läßt daher seinen Vicar von ihnen mit Recht sagen, sie seien sämmtlich in ihrem Hause und Herzen die ärgsten Tyrannen. Es beweist dies, daß zu allen Ideen die Gesammtheit der Gemüthsanlagen kräftig entwickelt sein muß, um sie nicht „schädlich“ werden zu lassen. Es enthalten eben alle Ideen nur einseitige, unzulängliche Ausgleichungen zwischen Verstand und Gemüth, und ihre einseitig stärkere Entwicklung ist nur insofern berechtigt, als eine einseitige Geltendmachung derselben unter gewissen Umständen und für gewisse Berufe und Institutionen nöthig erscheint. Der Verstand allein vermag die jeder einzelnen Gemüthsneigung erforderliche Zügelung nicht zu bewirken, er beweist nur zu leicht, wie die Erfahrung lehrt, so gut die Richtigkeit des Epikuräismus wie die der so hohen Selbstverläugnungs-Idee; andererseits ist die einzelne Gemüths-Neigung für sich allein immer trübe, nur ein „Ansich“, eine bloße Dynamis.

Diese Einseitigkeit der einzelnen Weltanschauungen und Ideen wird gewöhnlich übersehen. Schwärmer für Recht sehen z. B. nicht, daß summum jus summa injuria ist, Schwärmer für Verehrung fallen meist in Servilismus, Schwärmer für Wohlwollen werden energielos, Schwärmer für Freiheit sind nur zu häufig nicht einen Schritt von Anarchie entfernt ꝛc. ꝛc. Kurz, es darf nie vergessen werden, daß Ideen nur kompromissarisch verwirklicht werden können. Es ist deshalb z. B. baarer Unsinn von Verwirklichung der Freiheit, des Rechts ꝛc. zu reden.

In der Wirklichkeit ist, wie schon oben hervorgehoben ward, eine vollkommene Ausgleichung zwischen Verstand und Gemüth eigentlich niemals zu erreichen — immer werden einzelne Weltanschauungen, einzelne Ideen sich vorzugsweise geltend machen. Des Menschen Thun und Trachten ist böse von Jugend auf hat man deshalb generalisirend gesagt. Nichtsdestoweniger wird diese Ausgleichung von Jedermann zu erstreben sein. Verwerflich sind deshalb von diesem idealen Standpunkte aus solche Religions- und Staats-Formen, welche die Ausgleichung überhaupt nicht als Ziel aufstellen, entweder nur das Gemüth, oder nur den Verstand, oder nur einzelne Gemüthskräfte verbunden mit Verstand als berechtigt anerkennen, oder wohl gar jene Ausgleichung als irgendwo oder irgendwie vollständig ausgeführt annehmen; am verwerflichsten aber sind natürlich solche Religions- und Staatsformen, welche nur die niederen Gemüthskräfte, die Triebe, als berechtigt ansehen, wie etwa in orienta-

lischen Despotieen (Baalskultus 2c.) und unter Negern geschah und noch geschieht. Selbst die höchste Idee macht immer noch nur erst eine unvollkommene Auffassung der Wirklichkeit möglich. Sie entsteht durch Mitwirkung der edelsten und gut entwickelten Gemüths-Neigungen bei vorzüglich entwickeltem Verstande. Insofern begreift dieselbe fast die vollkommenste Ausgleichung zwischen Gemüth und Verstand in sich. Diese höchste Idee ist nun die der Duldung. Sie ist die höchste, weil sie erst durch stärkstes Gewissen und Wohlwollen (somit die edelsten Gemüthskräfte) in Verbindung mit stärkstem Verstande zu Stande kommt. Sie erst vermag jede Individualität anzuerkennen, weil sie erst eine genügende Einsicht über deren Elemente besitzt. Es hat langer Jahrtausende bedurft, die Idee der Duldung nur zu denken, es wird vielleicht noch eben so vieler bedürfen, sie einigermaßen genügend zur Anerkennung in der Wirklichkeit zu bringen. Menschliche Gemeinwesen, seien es religiöse oder politische, welche sich bis zu ihr erhoben haben, sind daher berechtigt, sich mit aller Kraft wider ein Zurücksinken auf einen niedrigeren Standpunkt zu wehren. Ein solcher niedrigerer Standpunkt liegt aber in jeder Anerkennung von unduldsamen, nur einzelne Gemüths-, einzelne Verstandeskräfte anerkennenden Lehren sowohl, wie eben dergleichen unduldsamen Institutionen, die daher zurückzuweisen ein Recht und zwar das höchste Recht besteht. Die Idee der Duldung wäre ganz vollkommen, machte sie die Einsicht möglich, daß gegen Intoleranz nur wieder intolerant vorgegangen werden könnte, oder daß Intoleranz, wie Goethe sagt, immer handelnd und wirkend aufträte, wogegen sich eben nur wieder intolerant verfahren ließe. Der zu Gutmüthige geräth stets in die Gewalt des Zudringlichen; ja er wird dadurch oft hart gegen Andere, z. B. wenn ein gutmüthiger Vater einem seiner Kinder das ganze Vermögen in die Hände giebt, und so die übrigen darben läßt 2c.

Es ist nun höchst interessant zu beobachten, wie weit bei gewissen Erscheinungen die Anerkennung der Duldung möglich ist. Eine Unduldsamkeit zieht z. B. nur zu leicht jeder Positivismus nach sich. Ebenso liegt in der Anerkennung der Polygamie eine Unduldsamkeit: sie setzt den Mann nicht als gleichberechtigt mit dem Weibe, sondern als höher berechtigt als das letztere. Im Christenthum nimmt die Duldung von Anfang an eine hervorragende Stellung ein, und der Protestantismus wiederum steht nach seinen Dogmen zu dieser Idee ganz anders und besser als der Katholicismus. Das Nähere hierüber, so wichtig es ist, muß unerörtert bleiben,

da es außerhalb der Grenzen dieser Schrift liegt. Nur das sei erwähnt, daß die Ursache dieser ungünstigen Stellung des Katholicismus zur Duldungs-Idee hauptsächlich in der Nichtanerkennung der Gleichberechtigung der Reflexionskräfte mit den übrigen Geisteskräften und in einer zu geringschätzigen Behandlung der Gemüthskräfte für Selbstentscheidung bei Ueberschätzung derjenigen für Anerkennung liegen möchte. Der Katholicismus kann in Folge dessen keine andere Philosophie anerkennen, als eine scholastische und wird zu pelagianischen Consequenzen, z. B. über den Schatz der guten Werke, den die Kirche besitze 2c., so wie zu einer Ueberschätzung ritueller Vorschriften und äußerlicher Einrichtungen (eines unfehlbaren Papstes 2c.) getrieben. Es liegt nahe, daß er consequent durchgeführt dadurch zu den höchsten Kultur- und Humanitäts-Aufgaben untauglich macht, wie er denn thatsächlich auch nur dort ganz rein gedeiht, wo ein Zurückbleiben oder Zurücksinken darin stattfindet. Umgekehrt ist der Protestantismus theils durch seine idealistische Auffassung der Lehre von der Erbsünde, besonders wenn er sie aus einer ethischen in eine speculative verwandelt, theils durch seine tiefsinnig-erhabene, das Kriterium des ächten Protestantismus bildende und von einem solchen nie genug zu betonende Lehre von der unsichtbaren Kirche vor einer unangemessenen Identifizirung der Religion mit irgend einer sichtbaren Kirche gesichert und steht dadurch stets nach seinem System (wenn auch nicht immer in den Personen seiner Bekenner) in einem freundlichen Verhältniß zur Duldungs-Idee, so wie der mit dieser Idee verwandten freien Forschung. Näheres hierüber kann man sich an der Hand echt-naturwissenschaftlicher Psychologie aus den Schriften von Baur „Gegensatz des Katholicismus und Protestantismus“ (Tübingen 1838) und Hase „Protestantische Polemik“ entwickeln. (Letzteres Werk ist zwar lesbarer, als ersteres, aber oft nicht tief genug.)

Erfahrungsmäßig bewegen die Mehrzahl der Menschen in ihrem Privatleben die Ideen der Geschlechtsliebe und des Erwerbs, in ihrem öffentlichen Leben hingegen diejenigen der Macht, der Selbstbestimmung und der Selbstverleugnung am stärksten. In letzterer Hinsicht ergeben sich hierdurch die bei allen ethischen Verhältnissen unter ihnen, sowohl bei socialen, wie politischen und religiösen, ja selbst bei künstlerischen, hervortretenden Unterschiede von Radikalen, Liberalen und Conservativen. Der Radikale hat zum Motto das rücksichtslose, gewaltsame: Durch! Der Liberale meint: Majorität, nicht Autorität! Der Conservative hält das Umgekehrte für richtig. Der letztere neigt auf diese Weise

leicht zur Verkennung von Recht und Billigkeit: er besitzt meist im Verhältniß zu seiner Vorliebe für Unterordnung ein zu wenig kräftiges Gewissen. Der Liberalismus hingegen gravitirt stets zu anarchischen Zuständen, weil er meist des genügenden Sinns für Unterordnung entbehrt. Die Treitschke'sche Schilderung des Radikalen: „Der Radikale haßt jeden Staat, der die Selbstsucht, den Eigenwillen des Einzelnen einer festen Regel unterwirft; willkommen ist ihm nur der Kleinstaat, der, gleich einer Eierschale, den Einzelnen nicht drückt, aber auch nicht schützt", unterscheidet das Wesen desselben nicht von der Nüance des demokratischen Liberalismus (s. weiter unten); es besteht vielmehr in völliger Rücksichtslosigkeit und zwar meist im nackt egoistischen, aber auch eben so oft im autoritativen Interesse. Selbstverständlich hat keiner dieser Standpunkte eine unbedingte Berechtigung, sondern es kommt eben auf die Umstände, besonders den Volkscharakter an, was hierin zu cultiviren sei. Ein in der Entwicklung der Denk- und besonders der edleren Gemüthskräfte sich auszeichnendes Volk kann der „Selbstbestimmung", dem „Luxus in liberalen Institutionen" einen weiteren Spielraum einräumen, als ein Volk mit geringerer Entwicklung der höheren Gemüths- und der Intelligenz-Kräfte. Ein tadelsüchtiges, anerkennungsloses Volk darf dies weniger thun, als ein Volk, das zur Verknöcherung in „custom" und „fashion" neigt, und ein ganz launisches und wetterwendisches ohne alle Pietät, das jede seiner Launen durch Revolutionen zur Geltung zu bringen geneigt ist, ist für liberale Einrichtungen ganz unfähig. Wo schon durch Intelligenz in Verbindung mit kräftigem Wohlwollen, Pietät und Anerkennungs-Neigung eine große Selbstzügelung vorhanden ist, bedarf es keiner Zügelung von außen; in „anarchischen Zeiten" ist mehr „Selbstverläugnung" am Platze, als in minder anarchischen, und in ganz zerfahrenen Zuständen kann selbst der Radikalismus eine Berechtigung besitzen, um den Knoten zu zerhauen, der sich nicht lösen läßt, und zwar entweder im liberalen oder im autoritativen Interesse; denn offenbar sind liberale und conservative Radikale möglich (sogenannte Revolutionäre und sogenannte Contrerevolutionäre). Ist nur noch im Militär eine Selbstzügelung vorhanden, das ganze Gemeinwesen sonst aber voll von egoistischen, atomistischen Einzelwesen mit verkümmerten Reflexions- und schlecht entwickelten edleren Gemüths-Kräften fehlt es somit an gemeinsamen patriotischen und religiösen, ja wohl gar an gemeinsamen wirthschaftlichen Interessen, so ist „Cäsarismus" seine einzig mögliche Form ꝛc. Eben so unterliegt es keinem

Zweifel, daß eine Nation, bei welcher die Geisteskräfte für Selbstverläugnung im Verhältniß zu den übrigen zu sehr entwickelt sind, zum Servilismus und ruere in servitium neigt, wie umgekehrt eine solche, welche die Selbstbestimmungskräfte des Gemüths zu hoch stellt, in Anarchie versinkt. Dawider helfen bloße Staatseinrichtungen nur sehr wenig, am wenigsten aber bloße Verfassungs-Paragraphen auf dem Papier. Ebenso sinnlos ist es, den Parteien der Liberalen, Conservativen und Radikalen durch bloße Argumentationen beikommen zu wollen, da sie eben nicht im Denken, sondern im Gemüthe wurzeln, und das Gros der Menschen nicht durch das Denken, sondern durch Gemüths-Impulse bestimmt wird, obwohl diese Impulse durch Denken oft sehr geschickt maskirt werden, wie man an Parteiführern täglich erleben kann. Wird in einem Gemeinwesen der Herrschaftswechsel der conservativen und liberalen Partei, je nachdem sie in vertretenden Körpern die Mehrheit erlangen, mit äußerster Maaßlosigkeit zum Staatsprincip erhoben und selbst für das Staatsoberhaupt dahin durchgeführt, daß dasselbe einer Wahl unterliegt, so muß man auch davon unzertrennliche Folgen, z. B. parteiische Rechtspflege, Neigung der gerade herrschenden Partei sich möglichst lange im Besitz der Executive zu erhalten, kurzsichtige, knausernde, oder maßlos verschwenderische Politik, Voranstellung der Partei-Gesinnungen und -Leidenschaften gegen gewissenhafte, leidenschaftslose Erwägungen, mit in den Kauf nehmen. Es hat eben jede „Staatsform" ihre Schatten- und Lichtseiten.*) Uebrigens ist jede nicht sowohl Zweck, als Mittel, Mittel für die höchste Cultur und es kommt darum auf ihre „Form" nicht soweit an, daß sie alles Interesse in Anspruch zu nehmen hätte. Das Wünschens- und Erstrebenswertheste wird aber immer bleiben, daß alle Parteien compromissarisch neben einander bestehen und sich ertragen, da eben jede von ihnen auf menschlichen Gemüthskräften beruht und es daher stets ein Zeichen unharmonischer Entwicklung dieser Gemüthskräfte bildet, wenn die Parteien sich nicht ertragen. Ja man kann umgekehrt sogar annehmen, es werde ein Zustand gegenseitiger Verträglichkeit von selbst eintreten, sobald nur eine harmonische Entwicklung der Gemüthskräfte in einem Gemeinwesen erreicht ist. So wird von den Nordamerikanern gesagt, daß Personen der verschiedensten politischen Parteien im Privatleben doch eng befreundet

*) cf. hierzu Goethe, Noten zum westöstlichen Divan im Abschnitte „fortleitende Bemerkung".

sein können, während die eingewanderten Deutschen sich zu dieser Höhe noch nicht erhoben hätten.

Die verschiedenen Parteien zerfallen wieder in je zwei Nüancen. Die Radikalen in die offenen Empörer und die intriguanten Verschwörer; die Liberalen einerseits in die heutzutage sogenannten Demokraten mit vorzugsweiser Betonung des Selbstgefühls, der „Freiheit"; (ihr Ideal ist der republikanische Kleinstaat, das Katönli, da sie dort dem Einzelnen den größten Umfang in der Selbstbestimmung gewähren zu können meinen); andererseits in die heutzutage Altliberale geheißene Nüance, welche sich durch vorwiegende Gewissenhaftigkeit (neben Selbstgefühl) characterisirt; diese Nüance betont deshalb mehr die „Gleichheit", als die „Freiheit" und spricht daher so viel von gleichem Recht Aller und Gesetz und Gesetzlichkeit. Ebenso zerfallen die Conservativen einerseits in Betoner des Vertrauens (mit Hoffnung, Anerkennung [Bewunderung] und Nacheiferung als Centrum neben minder starker Gehorsams-Neigung); und andererseits in Betoner der Unterwerfung (mit Ehrfurcht als Centrum neben minder starker Anlage zum Vertrauen und Anerkennen). Die letzteren sprechen mit Goethe: legitim ist wer sich behaupten kann; nihil rerum mortalium tam instabile ac fluxum quam potentia non sua vi nixa, und neigen dazu, sich vor „faits accomplis" zu beugen. Sie sind die Stillen im Lande. Die erstere Nüance dagegen spricht: Legitim ist legitim, non possumus etc. Wegen ihrer Neigung zur Bewunderung und Begeisterung liebt diese Nüance es vorzugsweise, ihren Meinungen eine andere Stütze zu geben, als die bloßen Denkkräfte zu bieten vermögen. Sie betont deshalb am liebsten den übernatürlichen Ursprung ihrer Meinungen, und da ein solcher Ursprung sich natürlich der Discussion entzieht, so verdient sie am meisten den Namen Absolutisten. Sie wird bei Anlagen zur Energie und Ausdauer zu Fanatikern im conservativen Interesse führen, und ihre Anhänger gehören zu den unbelehrbarsten Menschen, da sie in fortwährender Exaltation leben und sich zugleich im vollen Besitze der Wahrheit wähnen.

Heutzutage ist besonders die naturwidrige Ansicht verbreitet, als ob nu die Partei der Selbstbestimmung berechtigt wäre. Am Unerträglichsten wid diese Richtung, wenn sie irgend ein ganz abstractes Rechts-Idal ausklügelt und dann dasselbe vermöge eines angeblich erhaltenen Madats, als ob es sich um einen bloßen Civilprozeß handelte, zu verwirkchen trachtet, um so große politische Fragen zu entscheiden. Wie

überall das Aufstellen von Idealen mit dem Streben zu ihrer Verwirklichung naturwidrig ist, so auch hier. Nicht in abstracto auszuklügeln, was das Recht sei, sondern aus Einzelthatsachen nachzuweisen, daß ein Mißstand vorhanden und daß dieser nach dem Kulturgrade des betr. Volks abstellbar sei, ist das echt-naturwissenschaftliche Verfahren. Durch diese Ueberschätzung von Gesetz und Recht zeigt man nur, daß man noch nicht weiß, es sei beides besten Falls nur ein Surrogat für das den Parteien fehlende Gewissen und Wohlwollen, und wie schlimm es somit um das Heil von Personen und Nationen stehe, wo man Produkte von Geisteskräften höher stellt, als die Pflege der letzteren selbst. Man verkennt so: Werden wir nur besser, so wirds besser. Man wird hierbei nur zu sehr an das Goethesche Wort erinnert:

Die Deutschen sind ein gut Geschlecht,
Ein Jeder sagt: Will nur was Recht!
Recht aber soll vornämlich heißen,
Was ich und meine Gevattern preisen.
Das Uebrige ist ein weitläufig Ding,
Das schätz' ich lieber gleich gering.

Daraus, daß das Vorhandensein vorzüglich entwickelter Gemüths- und Denkkräfte wesentlicher ist, als die Formulirung von ethischen Gesetzen und Theorieen aller Art, läßt es sich erklären, daß vorzügliche ethische Erscheinungen schon dort anzutreffen sind, wo Denk- und Gemüths-Kräfte durch eine constante Praxis gezeitigt werden. So gab es in Griechenland vorzügliche Kunstwerke ohne formulirte Kunsttheorie, in Rom eine vorzügliche Privatrechts-Handhabung ohne formulirte Privatrechts-Systematik 2c. Die vorzügliche Entwicklung der dazu nöthigen Gemüths- und Denkkräfte ersetzt hier wie in allen ethischen Verhältnissen formulirte Theorieen. Ja man kann sagen, daß die letzteren stets tauben Ohren predigen, wo die ersteren fehlen.

Der Niederschlag aus den Weltanschauungen und Ideen bildet den jedesmaligen Inhalt der ethischen oder Vernunft-Wissenschaften, die daher schließen lassen, welche Gemüths- und Denk-Kräfte bei ihren Pflegern vorwiegend entwickelt sind. Die einzelnen ethischen Wissenschaften werden durch die einzelnen Geisteskräfte constituirt, die ihr Centrum bilden. Sie sind bereits in der Einleitung für die Zwecke dieser Schrift ausreichend skizzirt, weshalb hier darauf zurückverwiesen wird.

Da die Principien der einzelnen Vernunft-Wissenschaften durch die Gemüthskräfte bedingt sind, welche ihr Centrum ausmachen im Verein mit den übrigen, mit denen dies Centrum in Harmonie zu setzen ist,

so richtet sich danach auch ihre Verwendung: je besser das Centrum darin aufgehellt und die Harmonie desselben mit den übrigen Geisteskräften hergestellt ist, und je mehr dabei die Erfahrungen der bisherigen Geschichte benutzt sind, um so vollkommener ist die Wissenschaft dargestellt und um so besser die Anleitung, welche man durch sie für Bethätigung der ihr zu Grunde liegenden Geisteskräfte erhält. In Beziehung auf die nähere Entwicklung der einzelnen Vernunft-Wissenschaften verweise ich auf Dasjenige, was darüber in Schmidts Anthropologie enthalten ist. Bezüglich der Aesthetik habe ich selbst es in der schon angeführten Schrift über die Elemente des Schönen etwas eingehender zu geben versucht. Nur hätte die Gemüths-Grundlage der Aesthetik, die Neigung für das Auserlesene, darin besser hervorgehoben werden sollen. Die Erwerbs-, die sogenannte Social-Wissenschaft, ist in Schmidts Anthropologie nicht berücksichtigt. Indessen ist es nicht schwer, deren Basis, die Neigung zum Erwerben und Arbeiten, mit den übrigen Geisteskräften in Harmonie zu setzen und dadurch eine angemessene Pflege jener Neigung und die relative Berechtigung zur Befriedigung derselben für den Einzelnen und für Nationen sich klar zu machen*). Auf dem verschiedenen Erwerb und Besitz beruht die sogenannte Gesellschaft, d. h. die Unterschiede der Menschen nach Erwerb und Besitz und die davon abhängige Eintheilung in die verschiedenen Gesellschafts-Klassen**).

Die sogenannte Social-Wissenschaft ist, wie schon früher betont ward, als Theil der Moral anzusehen, und zwar insofern, als sie einen der Triebe, den Erwerbtrieb, als ethisches Centrum besitzt. Die ganze Moral hat die Berechtigung der niederen Triebe zu erörtern und wie dieselben mit den edleren Gemüthskräften zu harmonisiren sind. Sie läßt sich insofern

*) Die psychologische Begründung der sogenannten Socialwissenschaften ist meines Wissens nur erst wenig kultivirt. Wenigstens im Ansatz richtig ist die kleine in Hamburg (bei Hoffmann und Campe) anonym erschienene Volkswirthschaftslehre, indem sie von der Wirthschaft des Einzelmenschen und dem Werthe schaffenden Menschen ausgeht. Soweit dieser Ansatz ausreicht, ist sie wirklich trefflich. Darüber hinaus freilich, z. B. hinsichtlich der Arbeitstheilung, die, ohne die einzelnen Geisteskräfte zu kennen, sich nicht genügend darstellen läßt, bleibt viel zu wünschen übrig. Gute Bemerkungen giebt noch Danckwardt in seinen nationalökonomischen Studien (Leipzig, Winter).

**) Treffliche Winke kann man hierüber aus Brauns Aufsatz „zur Physiologie des Eigenthums", (Bd. II. der Faucherschen Zeitschrift für Volkswirthschaft für 1865) entnehmen.

als subjective Ethik bezeichnen. Ich wünschte hiernach diese ganze Wissenschaft etwas anders behandelt zu sehen, als dies von Schmidt geschehen ist. Ihr Centrum sind eben meines Dafürhaltens die an sich keineswegs unberechtigten sogenannten Triebe und egoistischen Gemüthskräfte; es kommt nur darauf an, dieselben mit den übrigen Geisteskräften in die gehörige Harmonie zu setzen und sie so zu „versittlichen". Hiernach würde man also zu sagen haben: es können in der Moral nicht die an sich berechtigten Triebe, blos geregelt durch den Verstand, als Princip aufgestellt werden; das gäbe das Gemeinste, Epicuräismus; mit Klugheit und Schlauheit Sclave der Triebe zu sein, würde danach als das Höchste gelten. Ebensowenig die egoistischen Gemüthskräfte des Selbstgefühls, der Beifallsliebe ꝛc., das gäbe eben Egoismus. Ebenso genügt nicht eine Dominirung der niederen Triebe durch Riten und Ceremonieen (Rosenkranzbeten ꝛc.), oder durch den Erwerbtrieb (Ablaßkram). Auch eine Einschränkung der durch die Triebe und selbstischen Gemüthskräfte bewirkten Genüsse blos durch Idealität (wählerische Neigung, Neigung für das Auserlesene) bringt nur Raffinement darin, aber nichts weiter hervor. An solchem Raffinement ging die griechische und römische Cultur zu Grunde: sie blieb darin stecken, nicht in jedem Individuum eine Gottebenbildlichkeit für möglich zu halten, sondern nur im schönen. Eher schon wird eine autoritative Bändigung der niederen Triebe ausreichen, wenn die Autorität, auf die man fest vertraut und die man bewundert und eifrig befolgt, oder die man pietätsvoll verehrt, selbst etwas werth ist. Das ist sie aber schon, sobald sie von Gewissen und Wohlwollen geleitet wird. Ja oft wird es schon etwas werth sein, daß überhaupt nur die Bändigung der niederen Triebe irgendwie ein wenig erfolgt, wie dies z. B. der Islam bei den Negern Afrikas bewirkt. Besser ist es freilich, wenn Gewissen und Wohlwollen von Verstand durchleuchtet, ein verständiges Gewissen und verständiges Wohlwollen bei den die Autorität Ausübenden zu Wege bringt. Dieses verständige Wohlwollen und Gewissen erkennt z. B. auch einen bedingten Werth des blos äußerlichen „Anstandes" und so das rituelle Element in dem gehörigen Umfange an und ebenso alle anderen Elemente ꝛc. *)

*) Einen umgekehrten Gang dürfte jede rückschreitende Kultur nehmen: zuerst schweigt die philosophische Speculation, es ist gleichsam der Giebel des Geisteshauses von der Wetterseite eingeschlagen; nun werden die Gemüthskräfte aus kleinlichen untergeordneten Gesichtspunkten geübt; bald gewinnt Fanatismus

Stets wird man aber eingedenk bleiben müssen, daß die Verstandeskräfte für sich allein zur Pflege des ethischen Wissens und Handelns ebenso unzulänglich sind, wie die Gemüthskräfte für sich allein durchaus keine ethische Erkenntniß und ethische Wissenschaft geben können. Dagegen besteht allerdings zwischen den bloßen Verstandes-Wissenschaften (den sogenannten exacten Natur-Wissenschaften) und den Vernunft-, den ethischen Wissenschaften, der Unterschied, daß für die ersteren sinnfällige Resultate (das Princip der Verification) unmittelbar zur Verwendung gebracht werden können, um „Natur-Gesetze" zu constatiren, für die ethischen Wissenschaften aber die sinnfälligen Resultate zunächst als Ausflüsse bestimmter psychologischer Anlagen zu constatiren und erst dann auf diese Geistes-Anlagen (ihr Vorhandensein ꝛc.) die betreffenden ethischen Naturgesetze basirt werden können: ob z. B. eine Handlung als „Raub" oder als „Diebstahl" anzusehen sei, kann nicht von ihrer unmittelbar sinnfälligen Erscheinung abhängig gemacht werden, sondern von dem „Charakter", dem „Hang", den constant gezeigten Geistesanlagen, welche sich im ersteren und von denjenigen, welche sich im zweiten Falle durch die betreffenden sinnfälligen Erscheinungen zu erkennen geben. Ein „Gesetz" der Statistik, etwa für periodisch gleiche Anzahl von Heirathen, Selbstmorde ꝛc., das z. B. aus Beobachtungen in Belgien abgeleitet worden ist, ist für Negervölker erst dann „wahr", wenn ich weiß, daß hier die nämlichen Geisteskräfte wirksam sind. Da diese Reduction sinnfälliger Thatsachen auf Geisteskräfte nicht immer möglich ist, so ergiebt sich hieraus, daß besonders die Praxis der ethischen Wissenschaften immer etwas Schwankendes und Unzuverlässiges an sich tragen muß: es entscheidet nicht blos über den Werth des einzelnen Kunstwerks der Geschmack des Künstlers, d. h. die bei ihm vorhandene Ausbildung der zur Schöpfung von Kunstwerken erforderlichen Geisteskräfte, sondern das Nämliche gilt auch von anderen ethischen Wissenschaften; z. B. kann der Sicilianer, der überhaupt die Arbeit als etwas Verächtliches ansieht, kein National-Oekonom sein, ebenso wird der Richter, der ganz gewissenlos ist, in Aufsuchung des Rechts regelmäßig nur Verfehltes leisten, der Künstler, der sich bei jeder ersten besten Existenz beruhigt, nicht leicht ein ausgezeichnetes Kunstwerk hervorbringen ꝛc. Ganz besonders wird daher eine gute Ausbildung derjenigen Gemüthskraft erforderlich sein, welche das

über Wohlwollen die Ueberhand; auch er wird durch Habsucht aus seiner Stelle gedrängt und diese wieder durch Genußsucht, so daß die Menschen dann endlich wieder bei der Herrschaft der niedrigsten Triebe anlangen.

Centrum der betreffenden ethischen Kunst und Wissenschaft bildet, um darin Ausgezeichnetes zu leisten.

Uebrigens wird dadurch, daß die bloßen Verstandes-Wissenschaften sinnfällige Thatsachen unmittelbar zur Formulirung ihrer Naturgesetze verwenden können, ohne erst, wie die Vernunft-Wissenschaften, nöthig zu haben, diese Thatsachen als Ergebnisse und Ausflüsse psychologischer Vermögen zu erkennen und sie auf dergleichen Vermögen so zu sagen zu reduziren, doch keineswegs bewirkt, daß ihre Naturgesetze nun um so viel leichter und glatter sich formuliren oder auch nur begreifen ließen, als diejenigen der Vernunftwissenschaften. „Ich muß immer", sagt Pettenkofer, „wenn ich einer großen Thatsache gegenüber so leicht zu findende Zweifel mit gewichtiger Miene vorbringen höre, denken: ob nicht vielleicht auch zur Zeit als das Gesetz der Schwere und die Anziehungskraft der Erde noch neue Ideen waren, ein durch die Luft fliegender Vogel oder ein senkrecht emporgeschossener Pfeil als Beweise dagegen angesehen worden sind? Ja, noch heutzutage giebt es viele Leute, welche das Steigen eines Luftballons nicht mit der Annahme einer Anziehungskraft der Erde vereinbar finden würden, wenn der Lehrsatz erst noch bewiesen werden müßte, und nicht bereits etwas Herkömmliches geworden wäre." Mit anderen Worten: die Naturgesetze der Verstandes-Wissenschaften unterliegen der Unterdrückung, Uebertäubung und Ueberwucherung durch die Gemüthskräfte durchaus genau so gut wie diejenigen der Vernunft-Wissenschaften. Bekanntlich ist die Zahl der großen Entdeckungen, die mit Nichtanerkennung zu kämpfen hatten, selbst aus dem Gebiete der direkten Sinnfälligkeit Legion. Auch die Macht naturwissenschaftlicher Wahrheiten ist eben nur eine sehr geringe und durchaus prekäre.

Nach dem Voraufgehenden ist es demnach z. B. absurd, von einem sehr beifallslüsternen und sehr eiteln, aber sehr gewissensschwachen Volke zu erwarten, daß sich bei ihm eine Staatsverfassung einführen und aufrecht erhalten lassen werde, welche einen großen Einfluß eines streng gewissenhaften Richterstandes zur Voraussetzung hat. Da vielmehr in einem solchen Volke Ruhmsucht und Dünkel alle Verhältnisse beherrschen, so wird von „Gesetzlichkeit" dort auch im Richterstande nicht viel zu spüren sein; es halten sich dann dort nur solche Einrichtungen, bei welchen es am leichtesten ist, daß der gewissenlose Ehrgeizige und Eitle sich möglichst auffallend hervorthut und präsentirt. Immerhin kann diese Präsentation mit viel Verstand ausgeführt werden, und diese Verstandeskultur allein

wird somit nicht hinreichen, über einen solchen Standpunkt zu erheben, und Ehrgeiz und Eitelkeit auf ihr gehöriges Maß zurückzuführen. Natürlich können sämmtliche Gemüthskräfte unharmonisch geltend gemacht werden, selbst die edelsten, z. B. wenn dem Gewissen so viel Raum gewährt wird, daß sein Beruf, in Privatverhältnissen zu entscheiden, „in abgeschlossenen Kreisen das in der Mittelhöhe des Lebens wiederkehrend Schwebende gesetzlich streng zu lenken“, auf Verhältnisse angewandt wird, für welche Gerichtshöfe unmöglich sind und selbst wenn dergleichen hergestellt werden, doch dem Parteitreiben verfallen; es ist daher z. B. ein sogenanntes Ministerverantwortlichkeitsgesetz und seine Handhabung die Quadratur des politischen Zirkels. Hieraus läßt sich abnehmen, warum für alles ethische Wissen und Handeln Mäßigung das oberste Prinzip bilden muß, wie es bekanntlich schon Aristoteles ausgesprochen hat. Die ethische Praxis als Compromiß und Einschränkung auf das Erreichbare ist nur eine andere Form hierfür. Eben hiermit hängt es zusammen, daß „das edle Gut der Freiheit nur der Staat gewinnt und bewahrt, dessen Bürger sich innerlich frei zu machen den ernsten Willen haben und daß keine Staatsform für die Freiheit eine absolute Garantie gewährt und kein Verfassungsmechanismus ein Volk vor den Folgen seiner eigenen Verderbtheit schützt“ (Hundeshagen Einfluß des Calvinismus ꝛc. Bern 1842). Zugleich aber wird selbst ein oberflächliches Nachdenken schon aus den vorstehenden wenigen Andeutungen zu entnehmen vermögen, was für ein unsicheres Ding jedes theologische, ästhetische, juristische, politische, ja selbst theilweise nationalökonomische Wissen, Credo und Handeln bleiben muß, wenn es ohne psychologischen Compaß sich auf das hohe Meer des rein deductiven Räsonnements hinauswagt und wie es dort bald in Gefahr geräth, von den Stürmen und Wellen der Sophistik ergriffen und haltlos umhergeschleudert zu werden, während das Große, welches durch ein solches bloßes Räsonnement hin und wieder geleistet worden ist, auf Rechnung von zufällig vorhandenen sehr entwickelten Gemüths- und Denkkräften kommt. Denn es waren eben nur diese, welche in den sogenannten goldenen Zeitaltern die Blüthe der Kunst bewirkten, Schleiermacher das absolute Abhängigkeitsgefühl als Basis aller Religion herausfinden ließen ꝛc. ꝛc.

Wie Weltanschauungen und Ideen die einseitige Verwirklichung der Vernunft bilden, so bilden die einseitige Verwirklichung der Gesittung die von den Geisteskräften constituirten verschiedenen Berufe der Einzelnen und die Gesittungs-Institutionen der Masse. Jeder Beruf ist

nur ein Instrument im großen Gesittungs-Concert; jeder verwirklicht sie nur einseitig. Der einzelne Mensch ist deshalb stets auf eine Einseitigkeit in seinem Handeln hingewiesen: denn mit voller Kraft läßt sich nur Ein Stand leben, nur Ein Beruf treiben. Als Beruf läßt sich eben nur entweder der des Schutzes seiner Genossen (des Politikers im weiteren Sinne einschließlich des Richters und des Kriegers) oder der des Erwerbs, oder der der Heranbildung von Menschen, oder der der Selbstverläugnung, oder der der einzelnen Fertigkeiten und Talente (Naturforscher, Gewerbtreibende, Künstler und Geschichts- und Sprachforscher) oder der der Philosophie, dieser vorzugsweise nie vollendeten Wissenschaft mit dem schmerzlichen Bewußtsein einer solchen steten Nichtvollendung, zur Lebensaufgabe nehmen; denn innerhalb dieses Rahmens dürften nach den Geisteskräften des Menschen alle „Berufe" liegen. Alle Berufe tragen somit den Stempel endloser Endlichkeit an sich. Ebenso erscheint die Gesittung der Massen differenzirt in den Institutionen der Ehe, Familie, Gemeinde, des Staats, der Kirche ꝛc. Aber doch verwirklichen alle diese Berufe und Institutionen zusammengenommen die Gesittung. Das Nähere über die einzelnen Berufe und Institutionen gehört in die Ethik, da dies über die gestellte Aufgabe, den Einfluß der Gemüthskräfte auf die Erkenntniß darzustellen, hinausführen würde.

C. Die Vernunft als Kultur und die Gesittung als Humanität.

Das Endergebniß der bisherigen Untersuchungen ist also, daß zur „Erkenntniß" vor Allem erkenntnißfähige (und zum Handeln handlungsfähige) Menschen erforderlich sind. Die Antwort auf die Frage: Giebt es eine Erkenntniß? lautet daher in scheinbar paradoxer Fassung: Erkenne! d. h. bilde Deine Verstandes- und Gemüthskräfte nach Möglichkeit und so aus, daß sie harmonisch zu einander passen und unterlaß dies auch nicht bei der Entwicklung der zum erwählten Beruf erforderlichen Geisteskräfte, obgleich hier eine harmonische Entwicklung besonders schwierig erscheint, indem dabei leicht diese Harmonie zu sehr eingebüßt werden kann.

Die Wahrung und Mehrung der Harmonie unter den Geisteskräften erschien somit nach den bisherigen Erörterungen als das schließliche und höchste Ziel. Hat aber ferner außerdem der menschliche Geist erfahrungsmäßig die Eigenthümlichkeit, einerseits durch Oertlichkeiten nüancirt zu werden, andererseits geschichtlich sich zu verändern, indem seine verschiedenen Geisteskräfte durch örtliche und zeitliche Umgebung eine unendlich verschiedene erhöhte und verminderte Kraft erhalten können, so wird nicht

minder auf den Grad, welchen die Entwicklung der Geisteskräfte irgendwo und irgendwann thatsächlich erreicht hat, bis herunter zu ihrer bloßen individuellen Nüancirung das höchste Gewicht zu legen sein. Der Biber baut wohl seine Bauten wie er es vor Jahrtausenden gethan. Aber der Menschengeist schafft immer neue Bauten — im eigentlichen wie uneigentlichen Sinne. Es ist ein Zeichen von thierähnlicher Rohheit, wenn Völker in ihren Sitten Jahrhunderte lang unverändert beharren. Es gilt daher vom Menschengeiste die Fabel vom Vater der seinen Kindern einen Weinberg mit den Worten hinterläßt, daß in ihm ein Schatz liege. Wer danach gräbt, wird schon durch das Graben danach um so reicher. Vor Allem die Philosophie hat daher auf die Prätention zu verzichten, als könne sie unbedingte Wahrheit geben, die sich bequem nach Hause tragen ließe; vielmehr gilt durchaus das dieser Schrift vorgesetzte herrliche Wort Lessings, daß man nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung nach der Wahrheit die Kräfte erweitere. Wer sie aber erweitert, ist eben dadurch schon „freier", als jeder, der dies nicht so gethan. Die Frage von der Willensfreiheit entscheidet sich hiernach: man kann um so mehr zwischen verschiedenen Entscheidungen wählen, je bessere und harmonisch entwickeltere Geisteskräfte man besitzt. Der Freie unterscheidet sich von dem Unfreien nach einem schönen Worte B. Cottas nur durch die größere Zahl von Motiven für seine Wahl beim Handeln. Der einzige Zweck des Lebens ist von diesem Standpunkte aus, nach dem Worte der genialen Amerikanerin Mrs. Fuller, zu wachsen, zu wachsen und immer zu wachsen! Vernunft ist daher nicht bloß die Erwärmung der Verstandeskräfte durch das Gemüth, und Gesittung nicht bloß die Durchleuchtung des Gemüths durch den Verstand und zwar beides in harmonischer Weise, sondern es gehört dazu auch noch die niemals für vollendet anzusehende Steigerung dieser harmonischen Erwärmung und beziehungsweise Durchleuchtung. Vernünftig sein heißt von diesem Standpunkte aus die unendliche Erwärmung der stets zu steigernden Verstandeskräfte in harmonischer Weise erstreben, und das Philosophiren soll vorzugsweise die intellectuellen Kräfte in dieser Entwicklung fördern. Ebenso heißt gesittet sein, die stets zu erhöhende Durchleuchtung der stets zu steigernden Gemüthskräfte erstreben, und (praktisches) Handeln soll dies zu Wege bringen.

Die Vernunft als stets sich entwickelnde, stets weiter ausbildungsfähige wird man am besten mit dem Namen Kultur, die Gesittung gleicher Art mit dem der Humanität bezeichnen können. Wir kennen

nun den menschlichen Geist nicht anders, als daß er stets schon eine gewisse, wenn auch noch so niedrige Stufe der Kultur und Humanität erreicht, einen gewissen Entwicklungsproceß durchgemacht hat. Die Kultur und Humanität sind als tabula rasa undenkbar; sie sind stets ein Irgendwo und Irgendwann; sie haben beide stets einen lokalen und historischen Ausgangspunkt, ein örtliches und geschichtliches Ingrediens. Sie sind zunächst ein Oertliches und ein Gewordenes; sie bestehen somit in dem geistigen Kapital, welches uns unsere örtlichen Umgebungen gewähren, unsere Vorfahren hinterlassen haben und welches wir uns zu eigen machen müssen. Sodann aber in der Erkenntniß, daß jede gewordene (bestehende) Kultur und Gesittung wieder ein Endliches sei, der Ergänzung und der Vervollkommnung, namentlich durch andere Kulturen und Gesittungen, bedürftig erscheine. Nun war es wegen der antagonistischen Natur der Ideen und der ihnen zu Grunde liegenden Geisteskräfte schon widersinnig, eine andere als eine compromissarische Ausgleichung unter ihnen zu erstreben: es ließ sich nicht die Freiheit, das Recht, der Staat, die Kirche rc. verwirklichen, — das war, wie schon in der Einleitung hervorgehoben ward, die schwache Seite der mittelalterlichen, reformatorischen und revolutionären Weltanschauung, die den Glauben an verbesserungslose Ideale hatten. Wenn aber noch hinzukommt, daß Vernunft und Gesittung nicht wie aus der Pistole in die Welt geschossen angesehen werden können und beide einer nicht abzusehenden Ergänzung und Vervollkommnung unterworfen sind, so muß jenes Idealbestreben doppelt widersinnig erscheinen. Vielmehr kann es sich überall nicht um Verwirklichung von Idealen, sondern nur um Vervollkommnung des Vorhandenen, der vorhandenen Kultur, der vorhandenen Humanität, um bloße Idealisirung handeln, wozu denn freilich die erste Bedingung bleibt, den Glauben „an das schon Ergriffen haben“ aufzugeben. In diesem Sinne hat man des herrlichen Wortes eingedenk zu bleiben:

> Wahrem Eifer genügt, daß das Vorhandene vollkommen
> Sei, der falsche erstrebt, daß das Vollkommene sei.

Die nähere Erörterung über die Vervollkommnung der Humanität, also über die immer bessere Verwirklichung der Kultur durch Institutionen rc., bleibt von gegenwärtiger Arbeit ausgeschlossen — sie gehört in die Ethik. Nur das möge hier nicht unerwähnt bleiben, daß der halbe Wahnsinn, die Wahrheit, die Freiheit, das Recht, den Staat rc. gleichsam als geistig-chemische Substanzen darstellen und mittheilen zu können, im Leben der

Völker oft die unheilvollsten Wirkungen gehabt hat. Wenn z. B. ein bekannter heutiger abstract-radicaler Demokrat trotz seiner vielfachen Beschäftigung mit Lessing und Kant sich im Besitze der Wahrheit und der allein wahren Freiheitsformel wähnt, und, wie es bereits geschieht, eine kenntnißlose Jugend dies bewundert und seine Abstractionen zu verwirklichen unternimmt, so sieht man, daß wir bei solcher Kenntnißlosigkeit der menschlichen Psyche auf einem Vulkan wandeln, der uns Robespierresche Zustände in Aussicht stellt, und wie schlimm es ist, daß die bisherige ideologische Philosophie nicht einmal im Stande war, die Jugend über diese auch einem nur mäßig entwickelten Verstande begreiflichen Verhältnisse aufzuklären und ihr so das Kompromiß mindestens als Prinzip der Praxis einleuchtend zu machen.

Was nun die Aufgabe der Ergänzung und Vervollkommnung der Kultur anbetrifft, so hat sie die doppelte Seite, einerseits Mittel und Wege zur Aneignung der bisherigen Kultur zu zeigen, andererseits sie weiter zu entwickeln, obwohl beides in einander greift und sich kaum trennen läßt.

Das Mittel zum Erwerb des von den Vorfahren ererbten geistigen Kapitals besteht darin, daß man vor Allem seine Kraft durch Nachdenken über Geistes-Aeußerungen solcher Heroen, welche die Geisteskräfte im höchsten Maaße besessen haben, zu erhöhen suchen muß, um so gleichsam durch Ringen mit ihnen Stärke zu erlangen. Aber auch hierbei wird man wieder zunächst theils sich an das uns nach Nation, Race und Zeit Verwandtere möglichst anzuschließen, theils nicht gar zu gewichtig schwere „Steine" zu heben versuchen dürfen, sondern erst allmälig an minder schweren Aufgaben seine Kräfte zu stärken haben. Die Kultur bedarf somit wesentlich des Unterrichts und der Erziehung. Zur Förderung der Kultur möchten nun am meisten Producte von bedeutenden Dichtern und Geschichtsschreibern, nebenbei auch von dergleichen Naturforschern und Philosophen geeignet sein, wobei indeß nicht verkannt wird, daß genau genommen dichterische Producte mehr in das Bereich der Humanität, als dasjenige der Kultur gehören. Hierin dürften, abgesehen von Sophokles und Shakespeare, deren hohe Kultur-Bedeutung weiter unten berührt werden soll, etwa Homer, Aristoteles, Herodot, Thucydides, Polybius, Spinoza, Baco, Hegel, Goethe, Lessing, Kant, Schiller und einige Geschichtsschreiber und Naturforscher der neuesten Zeit auf verschiedene Weise den höchsten Rang einnehmen. Unter ihnen wieder vorzugsweise für die synthetische Kultur: Homer, Goethe, Baco

und Spinoza. Sie und vielleicht einige Theologen und Naturforscher würden daher zu deren Stärkung zu verwenden sein; ebenso für die analytische Kultur: Lessing und Kant und vielleicht noch einige Juristen; für die suppletorische endlich Aristoteles, Schiller, Hegel und die Geschichtsschreiber. Bei Schiller und besonders bei Hegel steht die Entwicklung der perceptiven Geisteskräfte leider nicht im vollen harmonischen Verhältniß mit der der reflectiven. Daß dagegen Schiller das reflective Vermögen der Ergänzung ganz besonders kräftig entwickelt besaß, deutet schon seine Vorliebe für Geschichte an. Ebenso beweisen es viele seiner Aussprüche. Man denke z. B. an die Dicta: „es schreiten den Geschicken ihre Geister stets voran, und in dem Heute malt sich schon das Morgen" — „des Menschen Thaten und Gedanken . . . Sind nicht wie Meeres leicht bewegte Wellen . . ." „Hab ich des Menschen Kern erst untersucht, so weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln" — „was Euch Zufall nur erscheint, das eben stammt oft aus den tiefsten Quellen" rc. — Bei Sophokles und Shakespeare endlich müssen sämmtliche Perceptiv-, Intellectual- und Gemüths-Kräfte so wunderbar gleichmäßig stark entwickelt gewesen sein, daß sich nicht sagen läßt, worin eigentlich ihre Stärke vorzugsweise bestanden hätte. Daher schrieben schon die Alten Sophokles die höchste Süßigkeit zu, und von Shakespeare sagt Kreyßig treffend, er sei derjenige, der alle Parteien der Kirche und des Staats mit dem gleichen Maßstabe mißt, dessen Priester wie Weltkinder und dessen Weltkinder oft genug wie Priester reden und handeln; der uns ungewiß läßt, ob Katholiken oder Protestanten, ob Fürsten oder Republikaner — ihm gleichgültiger waren; der denselben Blick durchdringenden Verständnisses hat für den Helden, für den Denker und für den gewöhnlichen Sclaven der Sinne, und in dessen Werken der kühne, vor keinem Symbol zurückbebende Zweifel eindringt bis in die innerste Werkstatt der geistigen und sittlichen Gewalten, vor welchen die menschliche Gesellschaft sich beugt." Nur in der Zeichnung von Frauencharakteren steht Shakesspeare hinter Sophokles und Goethe zurück, während er den letzteren im Reichthum an männlichen Charakteren weit übertrifft. Die Werke des Sophokles und Shakespeare wird man daher für die Stärkung der sämmtlichen Verstandes-Kräfte, und für die angemessene Erregung des Pathos aller Gemüthskräfte mit dem größten Nutzen verwenden können. — Selbstverständlich wird bei dem Studium aller oben genannten großen Persönlichkeiten die vorgängige Erreichung einer gewissen, jedoch keineswegs besonders großen Höhe der

Ausbildung vorausgesetzt. Fast jede Kulturstufe wird eben Förderung durch sie finden, da das Vortreffliche unergründlich ist.

Für die einzelnen „Berufe" existiren übrigens ähnliche Persönlichkeiten mit einzelnen vorzugsweise entwickelten Intellectual- und Gemüthskräften; es giebt eben auch vorzugsweise synthetische, vorzugsweise analytische und vorzugsweise causal-finale (genetisch-entwickelnde) Musiker, Architecten, Maler, Feldherren, National-Oeconomen, Theologen, Juristen rc. — aber auch unter allen diesen solche, welche sämmtliche Perceptiv-, Intellectual- und Gemüths-Kräfte in wunderbarer Gleichmäßigkeit entwickelt besaßen, z. B. Mozart unter den Tondichtern; dagegen ist Beethoven eher ein vorzugsweise causal-finaler Componist, indem er es liebt, recht Vieles aus Einem Thema abzuleiten, dieses nach allen Seiten zu wenden rc.. Napoleon I. räth deshalb für den Feldherrenberuf nichts mehr an, als die Feldzüge der sieben größten Feldherrn aller Zeiten zu studiren, wobei er nur sich selbst als den achten großen und als modernsten am meisten zu studirenden leider nicht erwähnen konnte.*)

Niemals wird man aber beim Studium solcher großen Persönlich-

*) Ich habe bei dieser Aufzählung absichtlich Aeschylus, Plato, Dante, Calderon und noch einige andere unerwähnt gelassen. Sie alle haben meines Erachtens dadurch etwas narkotisch Betäubendes, daß bei ihnen theils gewisse Intellectual-, theils gewisse Gemüths-Kräfte gar zu vorwiegend sich geltend machen. Ich halte sie daher zur Förderung der höchsten Kultur nicht für geeignet, ja wohl gar für gefährlich. Man muß nach ihrem Genusse zu Gegengiften wie Aristophanes, Boccaz, Cervantes, Heine greifen, um aus der geistigen Narkose, welche sie bewirken, herauszukommen. Man vergleiche übrigens bezüglich Plato's Lewes Schrift über Aristoteles S. 102 ff., die das hier über ihn gefällte Urtheil trefflich erläutert. Ausdrücklich glaube ich noch hervorheben zu müssen, daß die Nichterwähnung eines Römers absichtlich ist. Dieses Volk hat für die höhere Kultur nur das Riedgras des Privatrechts in bester Ausbildung geliefert, welches sie über das Flugsand-Stadium erhebt. Im Uebrigen ist es ein Arbeit verachtendes, von Raub im Großen lebendes Volk gewesen (cf. Volkswirthschaftslehre, Hamburg, Hoffmann und Campe 1855 S. 38, 71 ff. 108.) Seine Sprache ist eine ungelenke und schwerfällige. Daß sie noch jetzt in unseren Gymnasien als Centrum des Unterrichts gilt, ist ein beklagenswerther Anachronismus. Da man Englisch als die Sprache eines echt männlichen Volks und Französisch zur Bildung der Anmuth und Leichtigkeit besitzt, sollte man diesen Anachronismus je eher je besser beseitigen und den Unterricht im Lateinischen auf ein Maaß zurückführen, welcher ihm seine centrale Bedeutung nimmt. Hegel wußte was er that, daß er die Römer so sehr geringschätzte: er hatte ihren für die höchsten Kultur-Interessen überaus ungünstigen Charakter durchschaut.

keiten vergessen dürfen, daß man durch dieses Studium zunächst immer nur eine Ausbildung der Intellectual= und in gewissem Betracht der Perceptiv=Kräfte erlangt. Denn einerseits ist zur Ausbildung der Perceptiv=Kräfte die Freude am „Sinnlichen" und die Kenntnißnahme desselben in der lebendigen Natur selbst neben dem Studium von Vorgängern unerläßlich; andererseits aber wird eine nachhaltige, kernhafte Stärkung der Gemüthskräfte (des Wohlwollens, Gewissens, der Ehrfurcht 2c. 2c.) und die Erreichung der in ihnen bis zu den Zeitgenossen und in unserer Umgebung erlangten Entwicklung einzig nur durch Uebung der einzelnen von diesen Gemüthskräften und Ausübung der in ihnen wurzelnden Handlungen möglich; insbesondere wird das durch „Begeisterung" erregte Pathos der Gemüthskräfte, welches die Kenntnißnahme von vorzüglichen Thaten gewährt, für sich allein genommen die Gesammtheit dieser Kräfte keineswegs stärken, sondern wesentlich blos die Neigung zum Anerkennen und Bewundern. Die Kunde und Kenntnißnahme von großen Gemüthskräften wirkt etwa nur wie gehörte Musik. Man muß sie selbst ausüben, um darin die für uns mögliche höchste Ausbildung zu erreichen. Das bloße Wissen über Existenz und mögliche Ausbildung von Gemüthskräften aber ist gewiß Nebensache, und der auf der Ausbildung des Gemüths beruhende „Character" wird dadurch wenig oder gar nicht gefördert. Es ist eben das Wort (eines der tiefsten, die je gesprochen wurden) eine volle Wahrheit:

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Character in dem Strom der Welt.

und ebenso jenes andere: ... es bildet
Nur das Leben den Mann und wenig bedeuten die Worte,

oder, wie man es noch ausgedrückt hat: „Alle Lebensregeln, die uns Andere mit auf den Weg geben, sind unnütz. Kein Mensch darf für einen zweiten Erfahrungen machen. Nur durch eigene Verluste wird man vorsichtig, nur durch eigenes Lernen klug." (Fr. v. Raumer). Baco hat dies ebenfalls erkannt, wenn er sagt: „Erworbene Kenntnisse lehren uns nicht selbst ihren Gebrauch, sondern dies ist eine Weisheit, die außerhalb derselben über ihnen steht und durch Ausübung der Kenntnisse gewonnen wird." (Vgl. noch die schönen Worte Goethes über die Erziehung der Hydrioten, Sprüche in Prosa dritte Abth.) Es giebt eben von der Theorie zur Praxis keinen Uebergang. Denn wenn auch das Handeln, um nicht im bloßen Verändern zu beharren, wie im Orient,

ein Vervollkommnen in sich begreifen und also das ergänzende Denken als Element in sich befassen muß, so ist es doch vom bloßen Denken immer noch durch eine unendliche Kluft getrennt.

Daß nun aber zu der nach den Umständen erreichbaren höchsten vernünftigen Erkenntniß, zur Kultur, auch die Entwicklung des Characters erforderlich, und umgekehrt, daß Humanität, die nach der zeitlichen und lokalen Umgebung erreichbare höchste Entwicklung des Characters, ohne „Kultur" in dem gedachten Sinne unmöglich sei, ist eine Consequenz und ein Vorzug der der gegenwärtigen Schrift zu Grunde liegenden Psychologie. Insoweit dieser Gedanke bereits aus andern Schriften, z. B. aus denen Schopenhauers, namentlich der über den Willen, sich herauslesen läßt, sind sie gewiß im Recht. Es durfte daher bei gegenwärtigen Erörterungen nicht blos, sondern mußte sogar aus dem Gebiete der Vernunft in das Gebiet der Gesittung etwas hinüber gestreift werden; die erreichbare höchste Entwicklung der Vernunft ist eben nur möglich durch gleichmäßige Entwicklung aller Geisteskräfte, so daß man in gewissem Sinne sagen kann, die Kultur- und Humanitäts-Manifestationen seien die nämlichen in ihrer Erscheinung als höchstes Schönes in Kunstwerken, als höchstes Wahres in tiefsinnigen Philosophemen und als höchstes Gutes in ethischen Handlungen bedeutender Charactere, und nur ihre Form sei verschieden, wie ich es bereits auch in meiner Schrift über die „Elemente des Schönen" angedeutet habe: als Schönes erscheint sie in noetischer, als Wahres in dianoetischer, als Gutes endlich in ethischer Form. Nur negativ läßt sich sagen: daß jede der drei Erscheinungsweisen ohne diese ihr gegemäße Form überhaupt nicht existirt — reflective nicht in Individualitäten erscheinende Kunst, unsystematisches Erkennen, charakterloses, nur vom bloßen Denken und nicht von Gesinnungen getragenes Handeln sind eben jedes in seiner Art hölzernes Eisen. Die künstlerische Darstellung muß überall perceptiver Natur bleiben, auch wenn sie philosophische Principien oder ethische Probleme behandelt. „Sie lehrt nicht Tugenden, aber sie ist tugendhaft; sie lehrt und predigt nicht die Harmonie des Sittengesetzes, aber sie zeigt sie in den Consequenzen der dargestellten Handlung. Wo ist z. B. in der Jungfrau von Orleans ausgesprochen, daß der Mensch, wenn er über Menschenkräfte Hinausgehendes unternimmt und mag es das Herrlichste und Reinste sein, nothwendig seiner menschlichen Schwäche unterliegen muß? Die Consequenz der Handlung zeigt es. Im Macbeth braucht nicht gesagt zu werden, daß man eines Besitzes, der auf ver-

brecherische Weise erworben ist, nie froh wird; die Handlung, die Folgen des Mordes reden durch sich selbst beredter als die beredtesten Worte. So auch in den Wahlverwandtschaften Goethes, welche (auch in dieser Beziehung) mit wunderbarster Kunst componirt sind.“ (Gerland: Goethes historische Stellung. Seite 32). Man hat es angegriffen, daß ich gesagt, der Dramatiker habe (im Gegensatz gegen den Lyriker) hinter seinen Personen zu verschwinden und hat gemeint, er habe in ihnen aufzugehen, als ob mit jenem „Verschwinden“ geleugnet wäre, daß der Dramatiker nicht in seine dramatischen Personen sein Herzblut zu gießen habe! Er soll es aber nur nicht in der Weise thun, daß man zwischen seinen Personen eine bedenkliche Familienähnlichkeit entdeckt, wenngleich er mittelst ihres Auftretens auch Intelligenz und Gemüth zu befriedigen suchen muß. Er soll blos seine Personen so „objectiv“, so lebenswarm, so individuell darstellen, daß man nicht entfernt merken darf, er wolle anders, als rein „durch die Consequenz der Handlung“ ein philosophisches Princip anerkennen, ein ethisches Problem lösen. „Nicht aber darf es uns bei seinen Personen immer nur sein, als ob man den Künstler selbst reden hörte.“ (Bodenstedt). Der Dramatiker darf hierin höchstens den Schleier etwas lüften, wie Sophokles, wenn er am Schluß der Antigone andeutet, ihr fehle die Sophrosyne. Es ist also mit dem „Verschwinden“ nur etwas formal Aesthetisches, nicht aber etwas blos Kaltverständiges gemeint. Der Lyriker muß zwar auch bedeutende perceptive Kräfte besitzen, aber er stellt die „Objectivität“ nur so lebendig hin, um sie total mit seiner Subjectivität zu durchtränken und zu färben. Der Dramatiker muß also die Objectivität viel reiner erfassen, aber nicht braucht es durch ihn kaltverständiger zu geschehen, sondern ebenso warm wie Seitens des besten Lyrikers.

Wie der Künstler nicht reflectiv darstellen darf, so darf der Denker nicht ein blos perceptives Thun üben, sondern er muß die reflective Thätigkeit zum Centrum behalten, auch wo er über Kunst handelt oder ethische Probleme wissenschaftlich ergründet. Der Denker soll systematisiren, d. h. generalisiren, specialisiren, suppliren. Die dialogische Methode, für den dramatischen und theilweis auch epischen Künstler die höchste und beste, ist deshalb für den Denker die verwerflichste.

Der ethische Praktiker endlich soll deshalb, weil er dies ist, nicht etwa gleichgültig gegen Kunst und Wissenschaft sein, sondern er soll Einsicht darin haben, damit er weiß, welche Veranstaltungen zu ihrer Förderung

gereichen, und welche Richtungen an ihnen zu begünstigen sind; nicht aber soll er dies durch Schöpfung von Kunstwerken, oder Aufstellung von wissenschaftlichen Systemen erreichen wollen, sondern durch Maßregeln, Anstalten rc.*)

Es hat sich aber im Obigen immer nur um die dianoetische, die Wissenschafts-Form der Vernunft, um die Lehre von derselben gehandelt, nicht um die Talent- und Kunst-Ausübungs- oder um die Character-Bewährungs-Form, die Darlegung der Gesinnungen durch Handlungen. Selbst die Genesis der Gesittung, und zwar sowohl die Genesis der Gesittung des Einzelnen, wie diejenige der Massen, letztere mit ihren verschiedenen ethischen Erfordernissen der Ehe, Familie und Abstammungs-Genossenschaft, der Schutzverschaffung (Recht und Polizei), der Religion, Kunst und Wissenschaft, ist kaum andeutungsweise berührt worden. Ebensowenig speciell die Genesis der „Humanität“. Es ist somit die Erörterung in den gesteckten Grenzen: Darstellung der Lehre vom Wahren, der Lehre von der Erkenntniß, mit Festhaltung der Intellectual-Kräfte als Centrum, geblieben.

Alle Erfahrung weist also schließlich darauf hin, daß die Vernunft örtlich und zeitlich unendlich abgestuft in der Wirklichkeit erscheint und daß deshalb die Fortbildung der Geisteskräfte und die Pflege der ethischen Wissenschaften auf lokaler und geschichtlicher Basis erfolgen müsse. Wenn nun aber nach der voraufgegangenen Entwicklung das letzte „finishment“ in der Erkenntniß nur in der unendlichen Vervollkommnung und der dadurch erreichten „Virtuosität“ unserer sämmtlichen Geisteskräfte, sowohl der perceptiven, wie reflectiven, wie endlich der Gemüthskräfte besteht (und zwar im Anschluß an die die durch die Geburt gegebene Nation und ihre bisherige Geschichte), so hat man einerseits auf die und

*) Es ist jedenfalls bemerkenswerth, daß nach einer verbreiteten Ansicht die Production eines nicht unbedeutenden Schönen schon ohne sonderliche Entwicklung der Gemüthskräfte im schaffenden Künstler möglich und umgekehrt ein edles Gemüth mit Unbeholfenheit in den äußeren Formen verträglich ist, während dagegen das höchste Schöne und das höchste Gute ohne tiefe Reflexion nicht zu realisiren sind und umgekehrt jedes höhere Denken ohne tiefsinnige Anerkennung des Schönen und Guten auch für das gewöhnliche Urtheil als unvollkommen gilt.

zwar fortwährende, nie abzuschließende Stärkung und Entwicklung dieser Kräfte noch weit mehr Gewicht zu legen, als dies bisher geschehen: Niemandem kann eben die auf Virtuosität beruhende Elasticität des Geistes geschenkt werden, und die Umstände können sie wohl begünstigen, aber nicht erwerben, obwohl von Niemandem mehr zu fordern ist, als nur die möglichste Ausbildung der ihm gegebenen Kräfte unter den vorhandenen äußerlichen Umgebungen. Selbst wenn dadurch, daß der einzelne Mensch (und ähnlich die einzelne Nation) sich nur möglichst und für einen einzelnen Beruf entwickelt, eine Differenzirung der Vernunft und Gesittung hervorgebracht wird, so thut dies doch nichts; denn der Einzelne wird so immerhin ein werthvolles Instrument im großen Gesittungs-Concert. „Die Hauptaufgabe liegt nicht eben darin Großes zu thun, sondern das recht zu thun, wozu man geboren ist." (Karo Goethe-Studien Przemysl Jelen 1867). Andererseits aber macht sich zugleich, und zwar vorzugsweise für die Weiterentwicklung der Kultur, die Erwägung weit mehr als früher geltend, ob es nicht eine ganze Reihe von Schwierigkeiten gebe, zu deren Ueberwindung auch die der Lage der äußeren Umstände nach erreichbare beste Entwicklung der Kräfte des Einzelnen doch noch nicht genüge. In beiden Hinsichten möge noch Einiges hier bemerkt werden.

Die Principien für die Anleitung zur Entwicklung der einzelnen Geistes-Kräfte, deren Befolgung innerhalb der Kräfte des Einzelnen liegt, finde ich in den Schriften des Dr. K. Schmidt in so vorzüglicher Art dargestellt, daß man sich meines Erachtens daran noch auf lange Zeit wird genügen lassen können. Er ist eben der erste Naturforscher unter den Pädagogen. Neben ihm empfehle ich für die Entwicklung der Gemüthsanlagen: Smile Selbsthülfe (Hamburg Hoffmann und Campe) und für die Entwicklung der Beobachtungskräfte: Semler ästhetische Erziehung zc. (Dresden Ehlermann) und Lemcke populäre Aesthetik. Zu vergleichen wäre noch das Kapitel über experience in Weiss principes philosophiques Tom. 2. (Bruxelles Wahlen 1826). Vor Allem aber wird man des Goetheschen Ausspruchs eingedenk zu sein haben, daß es mit der Entwicklung unserer Anlagen wie mit den Tönen der Stimme ist: diejenigen, die ihr angeboren sind, entwickeln sich gewissermaßen von selbst; die Töne aber, zu denen die Stimme nicht von Natur Kraft besitzt, müssen durch constante Uebung vervollkommnet werden.

Wie sehr viel aber in der Wirklichkeit selbst von den vorgeschrittensten Culturvölkern für Cultur- und Humanitäts-Entwicklung noch zu befolgen und

hiernach von ihnen noch zu bessern sein wird, lehrt leider der erste beste Blick auf deren Zustände. Wir lächeln wohl, wenn wir von Negern erzählen hören, sie könnten sich nicht vorstellen, daß ein Europäer aus anderen Gründen zu ihnen komme, als um dort Schätze zu suchen. Allein unsere ungebildeten Klassen werden sie viel höher stehen? Und selbst unsere gebildeteren Klassen, welche unharmonische Ausbildung läßt sich da bemerken! Es braucht nicht erwähnt zu werden, daß auch unter ihnen sich die Köpfe haufenweise finden, welche ihre Triebe und egoistischen Gemüthskräfte durch die höheren Gemüthskräfte und Intelligenz beinahe gar nicht zu zügeln verstehen, ja bei denen sogar die Entwicklung des Verstandes äußerst mangelhaft ist. Wie unharmonisch sind aber häufig die Geisteskräfte selbst bei Köpfen von hoher Intelligenz entwickelt! Noch immer sehen wir z. B. wüste Genies genug, wie sie einst die Romantik und ihr Nachwuchs, das sogenannte junge Deutschland, so zahlreich hervorbrachte, welche, das Erwerben für Philisterei achtend, nicht wissen, es gehöre vor allem materielle Unabhängigkeit zur geistigen Freiheit, und ein von Generationen mühsam zusammengebrachtes Vermögen leichtfertig verthun; oder umgekehrt Geizhälse, welche den Zweck mit den Mitteln verwechseln; oder tolle Speculanten, die zwar Lust zum Erwerb besitzen, aber, tollkühn vorgehend, dadurch zeigen, daß sie der Entwicklung der Sorglichkeit entbehren; oder intelligente, aber gänzlich gewissenlose, oder so brennend ehrgeizige Subjecte, daß sie es nicht ertragen können, wenn einem Anderen nur das geringste Gute zu Theil wird, oder so würdelose, daß sie sich zu jeder Demüthigung verstehen, oder so hochmüthige, daß ihnen die geringste Unterordnung schon schwer fällt, oder so weichherzige, daß sie jeder „Energie“ entbehren — und noch viele andere unharmonische Organisationen.

Die Hindernisse der zweiten Art, deren Besiegung außerhalb der Kräfte der einzelnen Person liegt, dürften sich, soweit sie nur von der umgebenden Menschenwelt herrühren, auf dreierlei Gattungen zurückführen lassen.

1) Hindernisse, welche blos in der übeln socialen Umgebung, in Familie und Gesellschaft, liegen.

2) Hindernisse, welche in dem allgemeinen Bildungsstande eines Stammes, einer Nation, oder einer Race wurzeln, denen der Einzelne angehört.

3) Hindernisse, welche in der Richtung der ganzen Zeit begründet sind, in der der Einzelne lebt.

Die Hindernisse der ersten Art sind leicht zu erkennen, aber schwer zu überwinden. Mangel an äußeren Mitteln und gebildeter Umgebung erfordert die größte Kraftanstrengung zu ihrer Ueberwindung. Meist vertheilt sich diese Ueberwindung, wie überhaupt die Erlangung höherer Vollkommenheit in Kunst und Wissenschaft durch einzelne Familien und ganze Nationen, auf mehrere Generationen. Ein Beispiel ist Goethes Familie, wo die erste Generation sich nur über die Dürftigkeit erhebt, die zweite zu Wohlstand gelangt und erst die dritte mit Culturstudien sich befassen kann, die nicht unmittelbar „etwas einbringen." *) Wird dieser Proceß, wie oft geschieht, verkürzt, so entstehen dadurch häufig schmerzliche Entbehrungen des Einzelnen. Welche Pflichten sich daraus für den Einzelnen sowohl gegen die Familie, aus der er stammt, wie gegen die, welche er gründet, ergeben, um die erforderliche Harmonie herzustellen, liegt nahe.

Die Hindernisse der zweiten Art sind leichter zu überwinden, als zu erkennen, weil es nicht immer gelingt, sich Vergleichungspunkte zwischen der eigenen Nation rc. und fremden durch Anschauung oder Unterweisung zu verschaffen. Ja, es läßt sich annehmen, daß der Einzelne nur bis zu einem gewissen Lebensalter überhaupt im Stande ist, sich von National-Vorurtheilen zu befreien. Um so eifriger ist daher Alles zu ergreifen, was dazu dient: Reisen und Lectüre von Reisebeschreibungen und Kenntnißnahme von fremden Schrift- und Kunst-Denkmalen rc.

Die größten Hindernisse aber sind die der dritten Art, das Verhältniß, in welches der Einzelne durch eine bestimmte Zeit gestellt wird, in der er lebt; hier wird „das größte Genie mit seinem Jahrhundert immer durch eine Schwäche zusammenhängen" (Goethe). Aber gerade hier wird die „Geistes-Naturwissenschaft" wenigstens einigermaßen Unterstützung gewähren können, indem sie das Verhältniß der einzelnen Geistesvermögen zu einem bestimmten „Zeitgeiste" untersucht. Es dürften hierbei die Gemüths-, die Intelligenz- und die Perceptiv-Kräfte gesondert und zwar in der angegebenen Reihenfolge in Betracht zu ziehen sein.

1) Die Gemüthskräfte. Da diese hauptsächlich zerfallen in Selbstbejahungs- und Selbstverleugnungskräfte, so kann es sein, daß zu einer bestimmten Zeit eine einseitige Herrschaft entweder der ersteren oder der zweiten Art stattfindet, daß also entweder Bekämpfungstrieb, Erwerbtrieb,

*) cf. hierzu G. Freitags Behandlung des nämlichen Themas in dessen Bildern aus der deutschen Vergangenheit für die Zeit nach dem 30 jährigen Kriege.

Selbstgefühl, Festigkeit, Beifallsliebe und Gewissen, somit mehr und minder Selbstsucht, Willkür und Rechtspedanterie (letztere bestehend im Mangel an Intelligenz bei Handhabung des Rechts, also in fehlender Einsicht, daß stets summum jus summam injuriam enthalte) vorherrschen; oder umgekehrt: Verehrung (Abhängigkeitsgefühl), Vertrauen, Bewunderung, Nachahmung und Wohlwollen (Mitleid, Erbarmen), sich in übertriebener Weise geltend machen, kurz entweder eine liberale oder conservative Strömung zu sehr vorwiegt, während doch die echt-naturwissenschaftliche Psychologie auf eine Ausgleichung beider als das Wünschenswerthe hinweist. Hier wird nun an der Hand dieser Einsicht das Individuum leicht erkennen können, ob auf die persönliche Würde und den so leicht damit verknüpften Mangel an Unterordnung und Disciplin, oder auf eine alle Selbstständigkeit ertödtende und dadurch in ethischer Hinsicht zur knechtischen Kraftlosigkeit und intellectuell zur Casuistik, zur Zulassung einer gewissen Sophistik in Moral, Recht und Religion führende totale Unterwerfung zu viel Gewicht gelegt sei.

2) Die Kräfte der Intelligenz. Auch hier wird die Einsicht in deren Natur vor den Extremen des Kriticismus und Substantialismus und der Grübelei über causae finales mit den darauf basirten immer nur bedingten Wahrheits-Idealen bewahren können, welche zu einer bestimmten Zeit in einer Nation herrschen; und so wird sich eine zu stark angewandte leicht zu abstractem Kosmopolitismus führende geistige „Potenzrechnung" verhüten lassen, an der besonders der Deutsche leidet.

3) Die Beobachtungskräfte. Da diese leicht zum Extreme des trocknen Empirismus führen, so wird sich daran erkennen lassen, wann sie, oder einzelne von ihnen unharmonisch mit den übrigen Geisteskräften oder unter ihnen selbst einige zu sehr gegenüber den übrigen cultivirt werden.

Im Allgemeinen aber wird man sagen können, daß die perceptiven Kräfte in Verbindung mit den Reflexionskräften nicht leicht im Uebermaaß cultivirt werden können. Denn aus ihnen (seinen „geregelten Erfahrungen") schöpft der Mensch in letzter Instanz die fortwährende Steigerung seiner Kräfte: ja jede neue Wahrnehmung vermehrt schon fast ohne alle Reflexion sein geistiges Kapital, sobald er nur nicht ganz in Schauen und Starren aufgeht, sondern dabei zugleich ein klein wenig „nachdenkt", und es ist in der Geschichte zu bemerken, daß bedeutende Wahrnehmungen, z. B. die zur Römerzeit gemachte Beobachtung, daß es auch an Nichtrömern und selbst Halbbarbaren vorzügliche Eigenschaften gebe (Tacitus

Germania), ebenso die Entdeckungen des Kopernikus und Kolumbus, heutzutage die vielen Erfindungen, welche den Verkehr erleichtern ꝛc., allemal belebend auf die Menschheit wirken; denn sie fordern gewissermaßen von selbst das Reflectiren (Generalisiren und Singularisiren, besonders aber das Ergänzen) heraus. Das bloße Mondlicht des dürren Empirismus erhellt freilich immer nur dürftig die Geistesnacht; doch bewahrt es sicher vor Tappen im Finsteren. Da wir Deutschen im Ganzen genommen lieber reflectiren, als beobachten, so kann namentlich uns die Pflege der Beobachtungskräfte nicht genug empfohlen werden. — Die Kultur hat eben von ihrem gegebenen (örtlichen und zeitlichen) Anfang, über Aneignung des hinterlassenen Erbes der Jahrtausende hinweg, ins unergründliche Meer der Beobachtung und des Versuchs zu verlaufen. Nichts unversucht zu lassen, nichts für unwerth der Beobachtung zu halten, ist daher einer ihrer Fundamentalsätze.

Hier mag denn schließlich bemerkt werden, daß im Grunde genommen erst aus neuen „Erfahrungen“ sich ein sogenannter neuer Zeitgeist entwickelt: mit ihnen werden dann die bisher angenommenen „Wahrheiten“ verglichen; beide, die bisher gültigen und die neuen Wahrheiten, gegeneinander abgewogen, kritisirt und codificirt, sowie als „Entwicklungsmomente“ erfaßt; das Resultat regt sodann die Gemüthskräfte auf, und und sie nehmen Partei für und wider, — die „Wahrheiten“ werden zu „Gesinnungen“. Die Weisheit der Praktiker besteht nun darin, es wo möglich nicht dahin kommen zu lassen, daß die „Wahrheiten“ ihr eppur si muove aussprechen müssen. Dies ward z. B. auch vor der ersten französischen Revolution versäumt: hier hatte man die Wahrnehmung einer ganz unverhältnißmäßigen Besteuerung des sogenannten dritten Standes gegenüber dem Adel und der hohen Geistlichkeit längst gemacht, aber ungeachtet der Warnung, welche in der Rousseauschen Codification dieser Wahrheit mittelst der phantastischen Theorie eines contrat social lag, zögerten diese theils in Habsucht, Leichtsinn und Gewissenlosigkeit, theils in zu großes Selbstgefühl versunkenen Klassen doch dem Mißstande abzuhelfen. Die (relative) „Wahrheit“ ward damit genöthigt, zur „Gesinnung“ zu werden und so traten üble Folgen derselben ein. Insofern hat das Goethesche Wort: „Ich war (bezüglich der ersten französischen Revolution) vollkommen überzeugt, daß irgend eine große Revolution nie Schuld des Volkes ist, sondern der Regierung“ sogar noch eine weitergehende, allgemeinere Bedeutung, sowie auch die Rolle der Gräfin in

seinen „Aufgeregten“, welche er als seine eigene Meinung über jene Revolution enthaltend bezeichnet, von Denkenden nicht genug beachtet werden kann: sie mahnen uns, keine Kraft des menschlichen Geistes verkümmern, keine unausgebildet zu lassen, um uns vor Einseitigkeit im Wahrnehmen und in Erwägungen, in Gesinnungen und Thaten zu wahren. Wir kommen also abermals auch von hier darauf hinaus, daß Harmonie und harmonische Entwicklung überall das Höchste und Letzte bilde: harmonisch entwickelt müssen die Perceptiv-Kräfte, die sogenannten künstlerischen und fachwissenschaftlichen Anlagen, sowohl unter sich, wie im Verhältniß zu den reflectiven Kräften und zu den die Gesinnungen constituirenden Gemüthskräften sein, so sehr auch einzelne von den Perceptivkräften das Centrum für den Künstler in einer bestimmten Kunst und beziehungsweise für den Mann der Wissenschaft und des Gewerbes bei einem gewissen Fache zu bilden und darum den Gegenstand vorzugsweiser Ausbildung auszumachen haben; harmonisch entwickelt müssen ebenso die Gemüthskräfte sein und zwar sowohl unter sich wie gegenüber den Perceptions- und Reflexionskräften, so sehr auch einzelne von ihnen für einen bestimmten ethischen Beruf Centrum der Thätigkeit und Ausbildung sein müssen. Und ebenso endlich ist es mit den Reflexionskräften, deren Pflege ebenfalls in Harmonie unter sich wie im Verhältniß zu den übrigen Geisteskräften zu erfolgen hat; auch bei ihnen darf über der Pflege und dem Gebrauch einer einzelnen von ihnen zu einem bestimmten Zwecke nicht die Einsicht von der Nothwendigkeit der übrigen verloren gehen.

Schluß.

Man hat über den Anfang der Philosophie lang und breit geschrieben und gestritten. Der Anfang besteht aber nur darin, daß man Augen und Ohren aufthut und nachdenkt und handelt. „Die beste Ausbildung des Menschen wird durch Handeln in schwierigen Fällen bewirkt“ (Fr. v. Raumer). — Obgleich dieses schon oben angeführte Wort zunächst nur für die Ausbildung der Gemüthskräfte gesagt sein mag, gilt es doch auch in gewissem Sinne für die Denkkräfte. Es ist mit der Philosophie ähnlich wie mit der Chemie: wie ein bekannter genialer Chemiker sein Lehrbuch nicht mit Definitionen, sondern mit der Angabe einer Procedur

zur Bereitung von Sauerstoff beginnt, so muß auch die Philosophie verfahren. Die Hauptsache ist, daß man anfängt zu denken oder, wie Goethe es ausdrückt: „Es ist ganz einerlei, in welchem Kreise wir unsere Kultur beginnen, ganz gleichgültig, von wo aus wir unsere Bildung ins fernere Leben richten, wenn es nur ein Kreis, wenn es nur ein Wo ist.“ Ein homo versatissimus nicht blos in dem oben bezeichneten Lessingschen Sinne, nicht blos noetisch und dianoetisch, sondern auch ethisch, zu sein, ist das Höchste was sich im Wissen, Erkennen und Handeln erreichen läßt. Denn nur das läßt sich reif sein nennen, welches, nach Shakespeare, Alles in sich begreift, was ein Sterblicher zu leisten vermag. Und wenn das erreicht ist, so kann man das Uebrige durch eine einfache Hinweisung auf das herrliche Gedicht Goethes: „die Weisen und die Leute“ erledigen. Grübeleien über die Ewigkeit der Welt ꝛc. ꝛc. waren nur so lange am Platze, als man noch nicht die Natur der Vernunft naturwissenschaftlich erkannt hatte.

Aber wo bleibt, frägt man vielleicht nochmals, bei solcher Auffassung die Wahrheit? Ist davon gar nichts mehr übrig? Man könnte hierauf mit Fr. v. Raumer erwiedern: „Ich kann keine Confession so wenig wie ein philosophisches System für alle Zeiten . . . für sakrosankt halten. Eine geht in die andere über, zeugt, erklärt die andere, und ich kann über dies Werden, Bewegen, Fließen nicht erschrecken, da es mir zum Wesen des endlichen Geistes zu gehören scheint, und der unendliche Gott als sicherer Halt bleibt . . . . Aber das vorsätzliche Versteinern des Endlichen ist nichts weniger als eine Annäherung zum Unendlichen, sondern . . . oft ein hochmüthiger Selbstmord . . . Jarke hat gesagt: „„Wer für seine Ueberzeugung nicht Andere umbringen kann, hat keine““ . . . Das ist Alles Folge der Lehre von der unbedingten Wahrheit. Ebenso im Recht der Stabilitäts-Wahnsinn. Homer und Herodot verführen nicht zur Manier, dagegen Tacitus und Thucydides, ebenso Rafael nicht, dagegen Michel Angelo.“ Das ist zwar schön gesagt, allein, es scheint, die Sache läßt sich noch bestimmter ausdrücken: Kein einziger Künstler realisirt die Schönheit, ja er verlangt dies nicht einmal. Dennoch giebt es so viel Schönes, sinnlich mit Augen zu schauen, bei dem man genau unterscheiden kann, welche geistigen Elemente, ja sogar von welchem Grade der Kraft diese Elemente in ihm pulsiren. So giebt es nun auch ein Schauen des Wahren für das geistige Auge: je mehr Jemand dazu ausgebildet ist (und jeder von Natur nicht gar zu stiefmütterlich Bedachte

und durch äußerliche Verhältnisse nicht gar zu sehr Gehinderte ist hierzu fähig), desto mehr erblickt er davon, und bei allseitiger kräftiger Entwicklung ist es ihm möglich, Wahrheit zu finden, d. h. eine naturwissenschaftlich gesicherte Erfahrung zu erlangen. Dadurch kommt es denn freilich zugleich an den Tag, daß die vorher gehegte Einbildung, man besitze sie ganz und ausschließlich, eben weiter nichts war als eine Einbildung. Auch in diesem Sinne hat das Baco'sche Wort eine Wahrheit: Philosophia leviter modo gustata a deo abducit, penitus exhausta ad deum reducit.

Geschichtlich hat sich dieser Proceß wohl in der Weise vollzogen, daß das Alterthum am Phänomenalismus zu Grunde ging, weil es die Reflexions- und Gemüthskräfte durch die perceptiven Geisteskräfte tyrannisiren ließ: es war eine „ästhetische“ Tyrannei bis herab auf das Hinschlachten der Gladiatoren durch einander, das noch „mit Anstand“ geschehen mußte. Die Arbeit des Alterthums und besonders der alten Philosophie bestand dem gegenüber darin, daß es die Phänomene auf ihre „Typen“ zurückführte. Das Mittelalter baute hierauf: es nahm die „Typen“ als festgestellt an, es ging am Scholasticismus zu Grunde, theils direct dadurch, daß es die perceptiven und reflectiven Geisteskräfte durch die Gemüthskräfte tyrannisiren ließ, und nur ein autoritatives Wissen anerkannte, theils indirect dadurch, daß es, im Gegensatz gegen das Alterthum, dem naiv-nationalen Individuum keine Bedeutung beimaß und nur die (allgemeinen) Gattungen anerkannte, so daß dadurch der Einzelne gar nicht mehr sich auf sich selber stellen, nicht von dem Gegebenen, seinen Geisteskräften, ausgehen durfte: es war so eine reflectiv-ethische Tyrannei ohne das Licht der geregelten Erfahrung; die Denkkräfte kamen nicht genügend zu ihrem Rechte. Die Reformationszeit erhob die Reflexionskräfte zu Herrschern, und schüttelte die Maßlosigkeiten in der Geltendmachung gewisser ethischen Kräfte ab. Der Einzelne galt wieder, jedoch noch nicht wenn er *seine* Kräfte ausgebildet, sondern wenn er sich mit dem „Allgemeinen“ *erfüllt* hatte, — es war noch eine rein reflective, eine ideologische Tyrannei. Alle diese Tyranneien werden durch Harmonismus der Geisteskräfte vermieden: so wird der Phänomenalismus zum sinnigen Empirismus, der Scholasticismus zur Gemüthswärme, der Ideologismus zum concreten Intellectualismus umgeschmolzen und dadurch alle in den gehörigen Schranken anerkannt. Harmonie ist somit nun stets die Parole. Scholasticismus und Ideologismus fragten das Individuum nach seiner Legitimation, der Harmonismus will nur seine Idealisirung. Man hat in neueren

Zeiten, besonders seit Goethe und Schiller, viel von Rückkehr und Zurückbiegung der heutigen Menschheit zur Harmonie des antiken Griechenthums geredet, wo noch keine Spaltung in Berufe u. s. w. stattgefunden habe. Wird dies in dem Sinne gefaßt, daß dadurch die Perioden des Scholasticismus und Ideologismus gänzlich verneint und als gar nicht dagewesen angesehen werden sollen, so würde hierin das nämliche Verlangen liegen, wie wenn ein Erwachsener zum „Sensualismus" (Phänomenalismus) seiner Kindheitsperiode zurückkehren sollte, und der ganze gewaltige Kampf der antiken Philosophie von Sokrates ab, welche sich aus dem (sensualen) Phänomenalismus loszuringen strebte, wäre vergeblich gewesen. Wird es hingegen in dem Sinne gefaßt, daß nur die Erstrebung der Gleichberechtigung des Phänomenalismus mit Scholasticismus und Ideologismus gemeint ist, so kann man Dem nur beistimmen. Dann aber erscheint der Phänomenalismus nicht blos zum Empirismus gesteigert, sondern es sind auch die von ihm entdeckten Geistes-Elemente und somit jede Individualität, welche dergleichen enthält, als an sich berechtigt gesetzt, so daß es nur noch auf die Steigerung „eingeborener" Anlagen ankommt, „der geringste Mensch eben als complet anzusehen ist, wenn er sich innerhalb der Grenzen seiner Fähigkeiten und Fertigkeiten hält" und es nur „im Besonderen zu etwas Tüchtigem bringt."*)

Wir sind hiermit zum Anfangspunkt unserer Erörterung zurückgelangt und somit am Ende: naturwissenschaftliche Kenntniß der Individualitäten, derjenigen von Einzelmenschen, wie von Menschen-Gesammtheiten und zwar eine naturwissenschaftliche Kenntniß, welche die Reflexions- und Gemüthskräfte, nicht vor den Kopf stößt, sondern zu Hülfe nimmt, ist Basis und Ziel alles Wissens, alles Erkennens, aller Wissenschaft.

Von dem gewonnenen Standpunkte aus wird sich über Manches ein Urtheil fällen lassen, was die Menschen viel beschäftigt hat, ohne daß es jedoch nöthig wäre, hierbei länger zu verweilen, da der denkende Leser sich dergleichen nach dem Voraufgegangenen selbst zurecht legen wird. Ich führe beispielsweise nur an, daß von jeher sehr viel über die Eintheilung der Tugenden gestritten worden ist. Das Richtige trifft aber hier, wie schon in der Einleitung angedeutet ward, bereits Aristoteles, wenn er die Tugenden in dianoetische und ethische eintheilt. Die ersteren beruhen rein

*) Goethe: Ich habe mich so lange um das Allgemeine bemüht, bis ich einsah, was tüchtige Menschen im Besonderen leisteten.

auf dem Verstande, wie Klugheit, Einsicht, Scharfsinn, Tiefsinn ꝛc. Die anderen haben ihre Basis im Gemüth, wie Gerechtigkeit, Tapferkeit ꝛc., bedürfen aber des Verstandes. Echte Weisheit, welche Aristoteles nur für eine dianoetische Tugend hält, bedarf aber offenbar auch eines kräftig entwickelten Gemüths ꝛc.

Wirft man jetzt noch einen Blick auf die ganzen drei letzten Abschnitte zurück, so ergiebt sich, daß die Intelligenz zuhöchst bis zum Bedürfniß der Verbesserung, ebenso der Verstand bis zur verifizirten Erkenntniß und endlich die Vernunft bis zur harmonischen Kultur (der Individuen) gelangen kann. Das letztere aber ist das höchst Erreichbare, weil es nicht nur die beiden anderen in sich begreift, sondern auch keine Geisteskraft zu kurz kommen läßt.

Im Ganzen aber heißt es:

Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm,
Er stehe fest und sehe hier sich um.



Anhang 1.

Einige Bemerkungen über die der Annahme von besonderen reflectiven Vermögen für Unterscheidung und für Ergänzung zu Grunde liegenden Beobachtungen.

Ueber die Beobachtungen, welche zu der von der Gallschen Schule etwas abweichenden Auffassung der einzelnen Reflexions-Kräfte geführt haben, sei hier noch Folgendes verzeichnet.

Etwa ein Jahr nachdem ich mich mit phrenologischer Psychologie beschäftigt hatte, fand sich Gelegenheit, den praktischen Untersuchungen des Phrenologen Dr. Scheve beizuwohnen. Er untersuchte dabei unter Anderen die Geistesorganisation einer Person, die dem Pädagogen Dr. K. Schmidt, meinem Freunde, und mir selbst als sehr witzig bekannt war, obgleich sie das von den Phrenologen als Witztalent bezeichnete Organ offenbar nur äußerst schwach, hingegen den sogenannten Vergleichungssinn sehr stark entwickelt besaß. Scheve, hierauf aufmerksam gemacht, wollte vermeinen, dieses Witzvermögen beruhe bei der betreffenden Person darauf, daß sie ein starkes „Hoffnungs-Organ" besitze. Nun ergab aber die fortgesetzte Beobachtung, daß bei Personen mit kräftigem Vergleichungssinn deren „Witze" immer auf treffende Vergleiche, treffende Hervorkehrung nicht gleich bemerkbarer Aehnlichkeiten hinauslaufen.

Dagegen fanden wir beide, daß Personen, welche das sogenannte Witztalent stark, den Vergleichungssinn dagegen schwach ausgebildet besaßen, stets „Witze" von dem Character jenes Heineschen zu machen pflegten, der die Beschreibung Italiens mit den Goetheschen Worten einleitet:

„Kennst du das Land, wo die Citronen blühn! 2c. 2c.
Dahin, dahin möcht' ich mit dir o mein Geliebter ziehn!"

darauf jedoch fortfährt:

„Aber reise nur nicht im Monat August, wo du des Tags von der Hitze, des Nachts von den Flöhen zu Tode gepeinigt wirst!"

Immer liefen die Witze dieser Personen darauf hinaus, Personen und Sachen und Zustände in einer ihnen nicht angemessenen sonderbaren Lage, unter einer sonderbaren lächerlichen Beleuchtung zu zeigen, kurz sie in Contrast mit anderen und mit sich selbst zu stellen.

Eine der betreffenden Personen bekannte uns sogar, daß ihr ein treffender Vergleich schwer werde, wogegen man häufig an dergleichen Personen einen verfratzten „Humor" entdecken konnte. Schmidt fand sich dadurch schon in seinem Buche der Erziehung veranlaßt, dem sogenannten Witztalent die Bedeutung des

Contrastsinns beizulegen. Hiermit ward dem Vermögen offenbar ein von seiner extremen Aeußerung hergeleiteter Name gegeben.

Nun wurden wir immer mehr darauf geführt, daß die Bedeutung des sogenannten Contrastsinns im Unterscheiden, die des Vergleichungssinns dagegen im Subsumiren liegen müsse. Namentlich bestätigte sich uns dies an der Betrachtung der skeptischen Philosophemе im Gegensatz zu derjenigen von substantialistischer Art. Ein so durchgreifender Unterschied zwischen beiden ließ sich nicht ohne eine Grundverschiedenheit der betreffenden Reflexions-Kräfte erklären, wie denn auch viele Porträts, z. B. das Lockes und das Spinozas vor der Paulusschen Ausgabe seiner Werke*), das sogenannte Witztalent vermissen lassen, während es dagegen der mit Humor reich begabte Kant ausgeprägt besitzt. Ich habe schon in der Vorrede zur zweiten Ausgabe von Schmidts Anthropologie bemerkt, daß Schmidt sich lange gesträubt hat, diese Auffassung anzuerkennen, daß er aber in der gedachten Ausgabe seiner Anthropologie doch endlich darauf eingegangen ist. Die Ableitung der skeptischen Systeme aus dem Bekämpfungssinn, welche noch G. Combe annimmt, ist ein Beleg, zu welchen seltsamen Hypothesen mangelhafte Beobachtung und dadurch bedingte Unkenntniß über die Functionen der Geisteskräfte verleiten kann. Uebrigens soll nicht unbemerkt bleiben, wie auch G. Combe selbst anführt, daß bereits einige schottische Phrenologen die Functionen des sogenannten Witztalents in ähnlicher Weise als reflectives Vermögen, und zwar als „Unterscheidungssinn" aufgefaßt haben.

Es blieb nur noch eine Schwierigkeit: die, daß Personen von starkem Vergleichungssinn nicht immer „Witz" besaßen. Allein es zeigte sich bei näheren Betrachtungen, daß Witzen und allen satyrischen Aeußerungen überhaupt stets ein degradirendes, herabsetzendes, moquantes Element beiwohne; daß aber Personen, welche sehr wenig Neigung zum „Herunterreißen" besaßen, mit schwachem Thätigkeitssinn, schwacher Beifallsliebe und starkem Selbstgefühl ausgestattet seien, wogegen zur Satyre geneigte Personen gerade umgekehrt organisirt waren: jene starke Entwicklung der gedachten Vermögen scheint danach für die Neigung zum Vernichten von Dingen in den Augen Anderer, die schwache Entwicklung des Selbstgefühls umgekehrt für die Neigung erforderlich zu sein, es nicht für der Mühe werth zu halten, sich gegenüber Personen und Zuständen zu behaupten. Nur also wer die Organisation besitzt, sogenannte „beißende Bemerkungen" zu machen, wird deshalb nicht bloß treffende, sondern auch beißende (herabsetzende) Vergleiche, d. h. Witze zu machen geneigt sein.

Die bisherige phrenologische Psychologie erschien uns hiernach in beiden Beziehungen einer gründlichen Umänderung zu bedürfen, wie sie nun in Schmidts Anthropologie Th. 2. S. 234 ff. des Näheren vollzogen ist.

Auch das von den deutschen Phrenologen offenbar sehr unpassend Schlußvermögen, von den Engländern besser als Causality bezeichnete Reflexions-

*) Ich hebe dies Porträt deshalb so sehr hervor, weil Gall, verleitet durch ein schlechtes Porträt Spinozas einerseits und durch Mangel an Kenntniß seiner erhabenen, etwas vom Character des Oceans oder der Wüsten-Einsamkeit an sich tragenden Philosophie andererseits, zu ganz irrigen Aeußerungen über ihn verführt ist und von einigen Seiten hierauf noch immer Gewicht gelegt wird.

vermögen ließ sich in seiner bisherigen theils schwankenden theils zu engen Auffassung, namentlich im Hinblick auf die damit ausgestatteten großen Denker und Dichter, nicht festhalten. Es ist ihm deshalb nach jahrelangen Beobachtungen und Erwägungen die Bedeutung beigelegt, welche es nach S. 239 Thl. II. der Schmidtschen Anthropologie erhalten hat und wonach insbesondere in jeder Handlung die Ergänzung eines Unvollkommnen und die Erschließung eines Vollkommneren, Besseren, Zweckmäßigeren sich erblicken läßt.

Es liegt auf der Hand, welche veränderte Stellung die phrenologische Psychologie durch die Gesammtheit dieser schärferen Präcisirungen der Reflexionskräfte gegenüber allem bisherigen Philosophiren erhalten hat und wie das letztere nunmehr auf diesem Unterbau erst wieder neu zu errichten war.

Anhang 2.

Ein wesentlicher Irrthum Huschke's bezüglich der Gall'schen Psychologie.

S. 184 seines Werks über Schädel, Hirn und Seele gedenkt Huschke zur Unterstützung seiner Auffassung, daß am Stirnhirn das Denkorgan (oder die Denkorgane) und an der Scheitel- und Interparietal-Gegend des Gehirns die Gemüthsorgane ihren Sitz hätten, auch der Beobachtungen Galls. Er sagt dabei von ihm, daß er zwar ein scharfer Beobachter, aber ein schlechter Kritiker gewesen sei und fährt dann wörtlich fort: „Um die Stirn sammelte Gall auf empirischem Wege fast alle jene Vermögen, welche Glieder der Intelligenz sind, um die Scheitel- und Interparietal-Gegend dagegen meistens Eigenschaften des Gemüths und des weiblichen Geschlechts (Beifallsliebe, Kinderliebe, Treue und Anhänglichkeit). Sie fallen alle in die Windungszüge hinter dem hinteren Central-Wulst, und nur die Bedächtigkeit (am Scheitelhöckerläppchen) ist eine Ausnahme, so wie das Wohlwollen, das er in die Mitte der Stirnnaht, also in die dritte Urwindung verlegt."

Daß H. diejenige Geisteskraft, welcher Gall den Namen circonspection, prévoyance giebt (Anatomie et physiologie du système nerveux III. S. 234 ff.) für eine Denkkraft ansieht, ist ein großer Irrthum. H. hat sich durch den deutschen Namen Bedächtigkeit zu dieser irrigen Auffassung verleiten lassen. Er hätte sich aber statt des Namens mehr an die Beschreibung des Auftretens dieser Kraft bei Gall a. a. O. halten und wenn dann der Name nicht gepaßt hätte, dafür einen anderen wählen sollen, der eher eine Gemüths- als eine Denkkraft bezeichnet. Das würde erreicht werden, wenn man dieser Geisteskraft statt Bedächtigkeit den Namen Sorglichkeit gäbe oder bei stärkerem Auftreten derselben den Namen Behutsamsamkeit, oder geradezu dafür das Wort Mißtrauen wählte, und als Produkt ihrer Thätigkeit in Verbindung mit ihr verwandten Geisteskräften Ernst und Schwermuth, Unentschiedenheit und Aengstlichkeit bezeichnete. Ja schon wenn man den Namen Bedächtigkeit nur mit einer kleinen Veränderung in Bedenklichkeit umwandelte, würde es durch den Namen klar sein, daß diese Kraft eine vom Denken ganz unabhängige Gemüthskraft sei. Die Erfahrung lehrt bei nur einigermaßen genauer Beobachtung von Charakteren sehr bald, daß es Personen von sehr geringen Denkkräften, aber von äußerster Sorglichkeit und Aengstlichkeit im Auftreten giebt, so z. B. unter im Denken nicht geübten Landleuten der niederen Klassen. Das Mißtrauen ist ihre einzige Waffe äußerte einst ein sie genau kennender wohlwollender Landgeistlicher gegen

mich. Es schützt eben eine solche Geisteskraft vor Beschädigungen auch in den Fällen, wo man den Zusammenhang der Verhältnisse durch Denken nicht zu übersehen vermag, d. h. man kann sorglich auch ohne Verstand sein. Andererseits kann man bekanntlich Personen von eminentem Verstande finden, die aber dessenungeachtet höchst „leichtsinnig" handeln, denen es somit trotz der Entwicklung ihrer Denkkräfte an „Sorglichkeit" fehlt. Das beweist denn auch wieder umgekehrt die Verschiedenheit der Denkkräfte von der Sorglichkeit. — Gall verlegt die Sorglichkeit zwischen Beifallsliebe, Verstellungstrieb, Anhänglichkeitstrieb und einem noch nicht näher bestimmten Geistesorgan, das vielleicht die Neigung zur Ueberschätzung oder Uebertreibung in der Auffassung der Wirklichkeit verleiht. Die Verwandtschaft der Sorglichkeit mit diesen Geisteskräften, namentlich mit Beifallsliebe und Verstellungstrieb, liegt sehr nahe.

Hätte also Huschke hierin Gall richtig aufgefaßt, so würde er gefunden haben, daß dieser in der sogenannten „Bedächtigkeit" kein Denkorgan in den seitlichen Hinterkopf verlegte. „Sorglichkeit" wird eben erst durch Verbindung mit starken Verstandeskräften zur Vorsicht, d. h. verständigen, nicht ohne Grund sich „graues Haar wachsen lassenden" Sorglichkeit. Für sich allein ist sie nichts als die atra cura des Horaz.

Ebenso ferner weiß man gar nicht, wie H. zu der Behauptung kommt, Gall verlege das Wohlwollen in das Stirnhirn: die phrenologische Büste zeigt, daß er es nicht weiter nach der Stirn zu verlegt, wie die Organe der Nachahmung, Gläubigkeit und Idealität, also nur in die äußerste Region des Scheitelhirns. Wohlwollen ist eben mit seinen Nachbarn: Ehrfurcht, Nachahmung und Vergleichungssinn ziemlich nahe verwandt.

Wenn H. dies Alles genauer untersucht hätte, würde er gefunden haben, daß Gall völlig mit ihm übereinstimmt, nur im Stirnhirn das Denkorgan (oder die Denkorgane) zu finden, die phrenologische Psychologie somit von der physiologischen hierin nicht im mindesten abweicht.

Ueberhaupt hätte H. gut gethan, sich die Verwandtschaft der neben einander liegenden Gallschen Organe recht klar zu machen; er würde dadurch eingesehen haben, daß alle bei einander liegenden Organe nicht mehr von einander differiren, als etwa Arm und Hand. Er hätte dann geltend machen können, daß durch die physiologische Psychologie eben so wenig wie durch diejenige der Gallschen Schule eine mechanische Auffassung der Seele und eine Zerreißung des Geistesorgans gelehrt werde, sondern gerade umgekehrt das Geistesorgan nach diesen Psychologieen als ein wundervoll aufgebauter Geistesdom erscheine. Wie sehr der Ausspruch einer solchen Autorität auf die Beseitigung verkehrter Ansichten eingewirkt haben würde und wie wünschenswerth er daher gewesen wäre, liegt auf der Hand und es ist daher nur zu sehr zu beklagen, daß H. nicht ein längeres Leben vergönnt gewesen ist, um diese so nahe liegenden Fortschritte in seinen Auffassungen noch zu machen.

Verbesserungen.

S. 2 Z. 23 v. o. l. und die reintechnische Seite in den Künsten, z. B. durch geographische Kenntnisse, scharfen Farbensinn, Anlage zum Rechnen und zur (niederen) Geometrie, Sinn für Perspektive, Zeitmaaß.
„ 3 „ 20 „ „ „ untriftig st. unrichtig.
„ 4 „ 11 „ „ „ streiche: gerade.
„ 28 „ 13 „ „ „ durch die phrenologische Psychologie st. von der Phrenologie.
„ 37 „ 1 „ u. „ letzteres beides st. letzteres.
„ 47 „ 7 „ o. „ Auerbachs st. Auersbach.
„ 53 „ 17 „ „ „ häßliche st. häßlichste.
„ 65 „ 9 „ u. „ Travestirung st. Travastirung.
„ 67 „ 3 „ „ „ vieler st. aller.
„ 70 „ 1 „ o. „ wie in allen st. wie allen.
„ 73 „ 4 „ „ „ anklanglose st. klanglose.
„ 75 „ 4 „ „ „ Freiheit und Gleichheit st. Freiheit, und Gleichheit.
„ 77 „ 9 „ u. „ mag denn st. denn mag.
„ 93 „ 2 „ o. „ die ergänzende st. der ergänzenden.
„ 133 „ 3 „ u. „ setze Komma vor fehlt.
„ 137 „ 12 „ „ „ Socialwissenschaft st. Socialwissenschaften.

Schnellpressendruck von Paul Schettler in Cöthen

Abänderungen und Druckfehler.

S.	2	Z.	23-25	v.	o.	l.	und die reintechnische Seite in den Künsten, z. B. durch geographische Kenntnisse, scharfen Farbensinn, Anlage zum Rechnen und zur (niederen) Geometrie, Sinn für Perspektive, Zeitmaaß und Rhythmus, für
„	3	„	20	„	„	„	untriftig st. unrichtig.
„	4	„	11	„	„	„	streiche: gerade.
„	9	„	4	„	„	„	die sogenannte Socialwissenschaft insbesondere, als Theil der Moral, hat
„	28	„	13	„	„	„	durch die phrenologische Organologie st. von der Phrenologie.
„	37	„	1	„	u.	„	letzteres beides st. letzteres.
„	47	„	7	„	o.	„	Auerbachs st. Auersbach.
„	48	„	20	„	„	„	bei praktischem Verhalten im st. im praktischem Verhalten bei
„	53	„	17	„	„	„	häßliche st. häßlichste.
„	65	„	9	„	u.	„	Travestirung st. Travastirung.
„	67	„	3	„	„	„	vieler st. aller.
„	70	„	1	„	o.	„	wie in manchem anderen tieferen Philosophem st. wie allen übrigen tieferen Philosophemen
„	73	„	4	„	„	„	echolose st. klanglose.
„	75	„	4	„	„	„	Freiheit und Gleichheit st. Freiheit, und Gleichheit.
„	77	„	9	„	u.	„	mag denn st. denn mag.
„	93	„	2	„	o.	„	die übrigen Denkkräfte die ergänzende Intelligenz st. der ergänzenden Intelligenz die übrigen Denkkräfte
„	109	„	12	„	u.	„	mit ihren Unterabtheilungen st. incl. der sogenannten socialen Wissenschaften
„	133	„	3	„	„	„	setze Komma vor fehlt.
„	137	„	12	„	„	„	Socialwissenschaft st. Socialwissenschaften.
„	160	„	10	„	„	„	gewonnenen st. gewommenen

